This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 836,022

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Treu und Frei.

Gesammelte Reden und Vorträge

über

Juden und Judenthum

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Leipzig.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1887.

124598 -221

Vorwort.

Man darf dieſes Buch als eine Art von Gedenkbuch zur Geſchichte der Juden und des Judenthums in unſerem Jahrhundert anſehen. Wenn es auch nicht erzählt, ſo berichtet es doch; es berichtet von Perſonen, auf welche ich beim Ende oder auf der Höhe ihres Lebensganges zu reden hatte; von Perſonen, welche durchaus geeignet ſind, die Signatur der deutſchen Judenheit in dieſem Zeitalter, ihre Bildungsſtufe, ihre ſchöpferiſche Mitarbeit am öffentlichen Geiſte, ihre Lebensführung anſchaulich zu machen; es berichtet von Ereigniſſen und Vorgängen in Bezug auf die Stellung der Juden und von den Gedanken und Stimmungen, die dadurch erzeugt wurden; es berichtet von den im eigenſten Gebiete, im reli-

giösen und Gemeindeleben vorhandenen Bewegungen, Strebungen und Strömungen. Wenn ich auch der Redner bin, dessen Worte hier festgehalten werden, so handelt es sich doch überall nicht um mich und meine Rede, sondern um die hervorragenden Menschen auf welche, um die bedeutenden Ereignisse über welche, um die geistigen Bewegungen zu welchen zu reden ich berufen war.

Wie mir bei diesen und bei allen öffentlichen Angelegenheiten meine eigene Person allezeit schlechthin gleichgiltig gewesen, so darf ich den Leser dieses Buches herzlich und inständig bitten, mich selbst bei dem Lesen aus dem Spiele zu lassen; es mag Schilderung oder Beurtheilung, Belehrung oder Ermahnung bieten, so soll der Leser überall und schlechterdings nur auf den Inhalt und nicht auf den Urheber achten.

Die aus dem Moment geborenen und auf denselben berechneten Reden werden hier zu dauerndem Bestehen vereinigt. So weit sie irgend einen Zug aus der Geschichte unserer Tage der Zukunft überliefern können, durfte an ihnen Nichts geändert werden; bei den Vorträgen aber, welche nur Gedanken aufstellen, die auch kommenden Tagen noch zur Belehrung dienen möchten, habe ich es an erneuter Prüfung nicht fehlen lassen, um Sinn und Ausdruck von der Schärfe oder auch Milde, die der Augenblick geboten, zu befreien. So sind die drei Synodalreden gänzlich nach den stenographisch aufgenommenen Verhandlungen abgedruckt; auch die Bemerkungen über Zeichen des

Beifalls durften deshalb nicht unterdrückt werden; sie sind von hoher sachlicher Bedeutung; es ist — nicht für den Redner, aber für die Sache — wichtig, daß und besonders an welchen Stellen sie hervorgetreten; unter dem Widerhall des Beifalls werden die Gedanken von der Versammlung angeeignet und sie hören auf Gedanken des Redners zu sein. Aus diesem Grunde sind auch die Dankesworte, welche Dr. Löw Namens der Versammlung gesprochen, beigefügt; sie kennzeichnen deutlich die Stimmung der Synode, ihr Verhältniß zum Präsidenten, aber auch, was noch viel wichtiger ist, die Art ihrer Zustimmung zu seiner Schlußrede. In gleicher Absicht ist auch der Brief von Dr. Michael Sachs beigefügt; mit seinem Hinweis auf die historische Stellung der Rede ist er selbst ein historisch werthvolles Document, weil dadurch Rede und Antwort in den Gesichtspunkt des Allgemeinen gerückt werden. Da wir leider einer vollständigen Biographie und sogar einer bloßen Charakteristik des unvergeßlichen Mannes noch entbehren, sollte auch dieser kleine Beitrag zu derselben hier nicht fehlen; ebenso der andere in meinem Vorworte zu den Stimmen vom Euphrat und Jordan, welches die festliche Rede mit dem schmerzlichen Nachruf zu ergänzen sucht.

Ueber die Anlässe und Beziehungen der anderen Reden oder Vorträge gibt zum Theil ihr Inhalt, zum andern Theil der Anhang Aufschluß. Was der Redner bei den Zuhörern, die der Rede Zweck um ihn schaart, als bekannt voraussetzen darf, das steht manchem Leser fern und bedarf jetzt der Er-

wähnung; bei den Reden auf Mendelsſohn war manches durch die Zeitſchranke ausgeſchloſſen, was jetzt nachgeholt iſt; um das Gefüge der Gedanken jedoch nicht zu ſtören, iſt alles dies in die Anmerkungen verwieſen, welche deshalb der freundlichen Beachtung des Leſers zu empfehlen ſind.

Berlin, den 22. Juni 1887.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III—VI
I. a. Rede zum Schluß der ersten Synode	1—17
b. Rede zur Eröffnung der zweiten Synode	19—36
c. Rede zum Schluß derselben	36—52
II. Was heißt national?	53—113
III. Unser Standpunkt. a.	115—129
b.	130—155
IV. An die deutschen Juden	157—180
V. Auf Moses Mendelssohn	
a. in Dessau gehalten	181—202
b in Berlin	203—223
VI. Auf Michael Sachs. Festrede	225—237
Anhang: Ein Brief von Sachs	238 239
Vorrede zu den „Stimmen vom Jordan und Euphrat"	240—244
VII. Rede am Sarge Ludwig Traube's	245—249
VIII. Auf Moritz Kohner	251—259
IX. Auf Frau Bertha Oppenheimer	261—269
X. Auf Berthold Auerbach	271—278
XI. Aus einer jüdischen Gemeinde vor funfzig Jahren	279—309
XII. Anhang: Anmerkungen	311—355

Bemerkung.

Im Buchhandel waren s. Z. erschienen:

I. bei List & Franke in Leipzig und bei Reichel in Augsburg.

II. und X. bei Ferdinand Dümmler in Berlin.

III. bei Stuhr in Berlin.

IV. bei Walther & Apolant in Berlin.

V. war in der National-Zeitung und der Deutscheu Revue abgedruckt.

Alles Uebrige tritt zum ersten Male in die Oeffentlichkeit.

Rede

zum Schluß der ersten israelitischen Synode zu Leipzig

am 4. Juli 1869.

Hochehrwürdige, hochgeehrte Herren! Es ist die schwerste Aufgabe des Präsidenten, die mir jetzt noch zufällt, weil dieselbe darin besteht, dem Schlusse der Verhandlungen eine ähnliche Würdigkeit zu sichern, wie die Einleitung sie gegeben. Damals hatten wir das Glück, daß zunächst Herr Dr. Goldschmidt in schwungvollem Vortrage die Stimmung angab, und Herr Dr. Adler die Principien der Sache kurz, aber tief ergriffen kennzeichnete — ich hatte nur von der Form zu reden — heute fällt es mir allein zu, die Versammlung mit meiner Rede zu beschließen. Die Formfrage ist vorüber, sie ist gelöst; wie? darüber zu urtheilen steht uns Allen nicht zu, mir am wenigsten. Nach Ihrem heutigen Beschlusse aber, daß die stenographischen Niederschriften gedruckt werden sollen, liegt es ja dann vor aller Welt Augen, sich zu überzeugen, wie wir hier getagt haben. Ich für meine Person habe der hohen Versammlung in dieser Beziehung nur meinen innigsten Dank auszudrücken, den Dank des ganzen Präsidiums. Darf ich für mich selbst noch etwas hinzufügen, so sei es das Eine. Ihre Wahl hat mich hoch geehrt, Ihr Vertrauen aber hat mich hoch beglückt. An diesen Platz durch Ihre Wahl berufen, habe ich eine fleißige Woche verlebt, aber auch eine der glücklichsten meines Lebens (bravo). In der Führung meines Amtes wurde ich aufs Freundlichste unterstützt von meinen verehrten Herren Collegen, wenn sie mich zu vertreten hatten; freilich ist mein verehrter Nachbar zur Rechten (zweiter Vicepräsident: Herr Ritter von Wertheimer aus Wien) meines Wissens gar nicht dazu gekommen; und vielleicht bin ich übereifrig im Dienste

gewesen; indeß, sobald die Kraft vorhanden war, stand ich auf dem Posten, und versagte sie, so war mir eine andere Kraft zur Linken (erster Vicepräsident: Herr Dr. Abraham Geiger aus Frankfurt a. M.) gegeben. Was aber besonders wichtig für die Leitung der Geschäfte war: in allen Fragen, in denen das Präsidium als Ganzes zu entscheiden hatte, trat niemals eine Beanstandung oder Discussion ein, sondern es konnte überall eine sofortige einstimmige Entscheidung getroffen werden. Eben deshalb ersuche ich Sie, hochehrwürdige, hochgeehrte Herren, daß Sie die Güte haben, den beiden Vicepräsidenten auch Ihren Dank auszudrücken, indem Sie sich von Ihren Sitzen erheben. (Geschieht.) Sodann gilt mein Dankeswort vor Allem den Herren Schriftführern.*) Sie waren in der That die Aron und Chur (und zwar ein Doppelpaar), durch deren Unterstützung allein die Kraft Mosis ausdauern konnte bis zum Abend der Schlacht. Ich bitte Sie also auch (Sie werden das nicht als eine Mühe ansehen), daß Sie freudigen Herzens von Ihren Sitzen sich erheben, den Schriftführern zu danken (bravo).

Ja, eine Geistesschlacht war es dennoch, wenn auch zuweilen die Waffen mit großer Besonnenheit in der Scheide gelassen worden sind. Eine Geistesschlacht war es in dieser ersten Synodalversammlung, eine Geistesschlacht wird, darf, soll es bleiben.

Heute in dieser Stunde, wo meine Präsidialgeschäfte ihr Ende erreichen, darf auch ich von der Sache reden. Ich wünsche, daß ich nur in Ihrem Geiste, nur in Ihrem Sinne rede.

Vor allem, wenn Sie einigen Eifer und einige Gerechtigkeit in meiner Leitung der Geschäfte bemerkt haben, dann will ich Ihnen auch die Quelle von Beiden zeigen. Es ist nichts anderes, als die Sache selbst; die Sache ist mir heilig.

---

*) Die Herren Dr. Engel aus Wien, Dr. Honigmann aus Breslau Dr. Wertheim aus Berlin, Dr. Lehmann aus Dresden.

Die Arbeit meiner Tage steht im Dienste der Idee; die Idealität zu pflegen durch meine geistige Thätigkeit, ist meine Lebensaufgabe. An der Erkenntniß der Ideen, an der Läuterung derselben, an ihrer Verbreitung mit zu arbeiten ist ja die Sache des Philosophen. Das Bekenntniß aber muß ich hier ablegen: (wenn auch nicht für alle Philosophen, so doch für mich) nach meiner festen Ueberzeugung gipfelt alle Idealität in der Religion (bravo), alle Ideen stehen in ihrem Dienste und sie verleiht allen die höchste Weihe. Unter Religion aber verstehe ich nicht blos das Bekenntniß, nicht blos das Dogma, nicht blos die Satzung, — sondern die Religiosität selbst, jene allgemein menschliche Erhebung und Vertiefung, jenes Auffsteigen auf die Höhen des Menschenthums, jenes Hinaufsteigen vom Kleinen zum Großen, vom Alltäglichen zum Erhabenen, vom Endlichen zum Unendlichen, vom Zeitlichen zum Ewigen (bravo). An dieser Erhebung haben wir hier für unsere Confession mitgearbeitet; dieser Geist der Religiosität hat hier gewaltet; er hat hier gewaltet in den verschiedensten Meinungen, Jeder hat in diesem Sinne seine Meinung vorgebracht (bravo).

Wer durchs Prisma ruhiger Betrachtung, sei es von diesem Präsidentenstuhle, oder von irgend einem Punkte im Zuschauer- oder Zuhörerraum, ich sage, wer durch das Prisma ruhiger Betrachtung den Geist der Versammlung hat aufleuchten sehen, der konnte in dem Spectrum desselben auch die verschiedenen Farben unterscheiden, selbst die dunkeln Stellen, welche das Spectrum zeigt; aber zu gleicher Zeit wußte er, daß alle diese Farben Brechungen des einen Lichtes sind (bravo).

Darum haben wir gemeinschaftlich tagen können; Beschlüsse fassen, bald einstimmig, bald blos aus verschiedenen Meinungen die Mehrzahl feststellend; auf einem Boden stehend, konnten wir debattiren. Die in der einen Frage sich trennten, sie gesellten sich in der andern wieder zusammen. Jeder nach Wissen und Gewissen, vielleicht auf verschiedenem Wege dem gleichen Ziele zustrebend.

Einmüthig haben wir vor allem eine Erklärung abgegeben, um weit über die Kreise Israels hinaus die Schatten von Vorurtheilen zu zerstreuen. Oft und oft hat man die Frage aufgeworfen: Was hat das Judenthum so lange erhalten? Was hat es erhalten, während andere Religionen des Alterthums, wie ihre Völker zu Grunde gegangen sind? Vielfach und vielfach treffend hat man bereits darauf geantwortet; Eins, scheint mir, sollte man noch hinzunehmen. Man sollte sich nämlich umgekehrt die Frage vorlegen: Was hat andere Religionen zu Grunde gerichtet? Was hat andere Religionen gestürzt? In der Kürze gesagt, hochgeehrte Versammlung, in aller Kürze gesagt, nichts anderes als dies: Der tiefere sittliche Gehalt, welchen diese Völker später erkannt haben, als sie ihre Religion besaßen; der tiefere sittliche Gehalt, den sie empfangen hatten, entweder durch fremde Ideen, die bei ihnen eingewandert, wie die Römer, oder durch eigene geistige Entwickelung, wie die Griechen; dieser tiefere sittliche Gehalt zerstörte den Glauben an den minder sittlichen Gehalt ihrer Religionen (bravo). Der eigene Geist des Volkes sprach gegen den Geist seiner eigenen Religion (bravo). Meine Herren, das Lebendige sprengt das Todte. Sie wissen Alle, daß, wenn ein Samenkern zufällig in die Ritze eines Felsens gefallen ist und darin so viel Humus gefunden, daß er zu einer Pflanze sich entwickelt, daß zuweilen ein Baum daraus erwächst, welcher den Felsen sprengt. Ein kleiner Samenkern; aber das Lebendige überwindet das Todte (bravo); das ist die Macht des Lebens!

Aber das Judenthum lebt (bravo). Im Judenthum ist dieser Gedanke, daß seine ursprünglichen Satzungen todt geworden sind, niemals aufgetaucht. Es ist Keiner unter uns, ob er einen Wollner'schen Antrag unterschreibt oder nicht, es ist Keiner von uns, der nicht der Meinung ist: der alte Geist des Judenthums, er erneuert sich von Generation zu Generation, er hat innere Einheit und Continuität. Er ist es zugleich, welcher, wenn wir heute höhere, geläutertere Ideen haben, als

in vorigen Jahrhunderten, er ist es, der sie in uns erzeugen hilft. Die ursprünglichen Quellen des Judenthums sind auch die Quellen für unsere heutige Erkenntniß. Alle Entwickelung, aller Fortschritt, sie treten nicht in Gegensatz zu unseren alten Quellen, sie klären, sie vertiefen sie nur, ohne ihr innerstes Wesen zu ändern. — Sind darum die Juden immer auf der gleichen Höhe gewesen? Sie haben ja diese Quellen der Religion immer besessen; sind sie immer auf der gleichen Höhe gewesen? Gewiß nicht. Auch die Griechen des zweiten Jahrhunderts sind nicht wie Griechen des vierten Jahrhunderts vor Christo. Diese letzteren waren schöpferisch, die des zweiten waren kaum im Stande, die früheren Schöpfungen zu begreifen. Und ebenso bei den Römern und anderen Völkern. Nun sagt man vielleicht: das war der einfache Verfall. Aber, meine Herren, es gibt zweierlei Völker; es gab schon im Alterthum zweierlei Völker und gibt namentlich heute welche, die einen, welche kurzlebig sind, welche eine Entwickelung haben, ein Wachsthum, und dann einen Verfall. Es gibt andere, welche langlebig sind, bei denen aufsteigende Epochen, absteigende und dann wieder aufsteigende stattfinden. Die Einen sind gewissermaßen wie die Halmgewächse und die Gräser; sie haben nur einen Sommer; die Pflanze gedeiht, die Pflanze vergeht; in die Scheuer aber wird ihre Frucht getragen. Die Frucht des griechischen Geistes ist in den Scheuern der Geschichte der Menschheit als Nährstoff ihrer geistigen Entfaltung aufbewahrt; das griechische Volk aber ist wie ein Halm dahingegangen. Andere Völker sind wie die Bäume; sie wachsen, auch sie haben winterliche Ruhe; aber wenn das Frühjahr kommt, dann sprossen sie neu auf und gedeihen von Neuem, sie blühen und tragen neue Früchte. Ein solcher Baum ist das Judenthum.

Sind die Deutschen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, also die Deutschen von diesen hundert Jahren, sind sie in ihrer geistigen Thätigkeit, in ihrer religiösen Tiefe, in ihrer moralischen Höhe, in schöpferischer Kraft, sind sie etwa zu vergleichen mit den Deutschen des

folgenden Jahrhunderts? Ja, ich sage noch mehr, sind sie etwa zu vergleichen mit den Deutschen des 16. Jahrhunderts? Mit nichten. Jene hundert Jahre verglichen mit früheren oder späteren, kann man sagen, sie waren unfähig, sie waren leer, unkräftig, unschöpferisch. — Ja, sagt man, das waren die Folgen des 30jährigen Krieges. Wohl! wohl! es waren das wesentlich die Folgen des 30jährigen Krieges. Hat es aber Israel an Ereignissen in seiner Geschichte gefehlt, welche auch *seinen* Geist einmal gelähmt haben? Hat es nicht mehr als 30jährige Kriege durchzumachen gehabt (bravo), und es allein sollte nie einen Winterschlaf gehabt haben? (bravo). Sorgen wir nun dafür, daß auch der Frühling grün und blühend sei, damit wir auch einen reichen Sommer wiederbekommen.

Dafür wollte auch diese Synodalversammlung sorgen; deshalb war, nach jener ersten Erklärung, ihr Hauptgeschäft der *Jugendunterricht*. Wir haben Beschlüsse darüber gefaßt; möge der Segen Gottes walten über die Ausführung dieser Beschlüsse. Denn es gilt, wir wissen es wohl, es gilt das *Neubelebtwerden* des Judenthums; ich meine nicht blos seinem Inhalte nach (sein Inhalt ist, zumal in unserem Jahrhundert, aufsteigend in seiner Läuterung und seiner Vertiefung), aber den Bekennern nach; daß die Anzahl derer, welche es nun in seiner geläuterten Gestalt bekennen, daß diese Anzahl wahrer, eifriger, herzlich ergriffener Bekenner desselben wachse, dafür haben wir zu sorgen. Ist es doch, als ob das Wort des Propheten denen drohend entgegenstünde, die sich der freudigen Hoffnung hingeben, der Hoffnung auf eine Erneuerung in Israel; denn alle jene, die uns verzweifelt zurufen: Ihr mit Eurer Reform, Ihr werdet auch das Letzte noch zu Grunde richten; sie sprechen mit dem Propheten Jesaias וְעוֹד בָּהּ עֲשִׂרִירָה וְהָיְתָה לְבִעֵר. „Und ist davon noch der zehnte Theil, wird er abermals vertilgt werden." (Jesaias Kap. 6 V. 13.) Ich aber sage nein! nein! sind es doch desselbigen Propheten Worte und ist es doch desselben Verses Schluß, der da lautet: כְּאֵלָה וְכָאַלּוֹן אֲשֶׁר בְּשַׁלֶּכֶת מַצֶּבֶת בָּם זֶרַע קֹדֶשׁ מַצַּבְתָּהּ. „Doch

wie die Eiche und Terebinthe, bei ihrem Fällen bleibt ein Sproß zurück: so ist heiliger Samen sein Sproß." Ja, das Judenthum steht wie Eiche und Terebinthe und wenn sie gefällt werden, auch bei ihrem Falle bleibt ein neuer Sproß (bravo, bravo).

Darum vor allem soll Jeder in seinem Kreise, wir Alle in der Gesammtheit für die Jugend sorgen, für die Schule und auch für das Haus. Unsere Alten sagen gelegentlich einmal: „die Schrift fordere von uns an einer Stelle: Tugendübung zu jeglicher Zeit.*) Wie kann ein Mensch zu jeglicher Zeit Tugend üben? — Das thut Derjenige, der redlich arbeitet für Weib und Kind." Die redliche Arbeit des Tages zur Ernährung von Weib und Kind ist in der That eine echte ethische Arbeit, die der Mensch vollzieht; das ist in der That eine fortwährende Tugendübung. Nun, meine Herren, wenn Einer fortwährend für die geistige Nahrung seiner Familie sorgt, das ist eine religiöse Uebung und Arbeit (bravo). So hat mir denn wenigstens die Unterrichtsfrage in der That als die erste erscheinen wollen. Aber die Synode kann sich damit nicht begnügen.

Die Kleinen erwachsen zu Großen, sie müssen nicht blos durch die Schule dem Geiste und dem Herzen nach vorbereitet werden, sondern sie müssen nachher auch im Leben durch ihren Willen bekunden und bewähren, was sie gelernt haben und was in ihrem Gemüthe angeregt worden ist.

Nun aber findet sich in denjenigen Uebungen, welche nach unserer Ueberlieferung die Erwachsenen vorzunehmen haben, in den Institutionen, welche wir haben — einfach: Aus der Religionsschule geht man dann in das Gotteshaus. Es findet sich mancherlei im Gotteshause, das der Reform bedarf, deshalb haben wir uns hier mit diesen Reformen innerhalb des Gotteshauses beschäftigt.

---

*) צדקה בכל עת זהו המפרנס אשתו ובניו —

Draußen stehen ja die, welche fragen werden: Was haben sie wieder abgeschafft (bravo), was wollen sie dafür herstellen? Meine Herren, abschaffen wollen wir freilich, abschaffen wollen wir vor allem den Indifferentismus; abschaffen, abschaffen wollen wir die Ignoranz (bravo). Damit allein ist es nicht gethan; wir bedürfen auch der Reform. Wir ehren das Alte! die wahrhafte Ehre desselben ist aber, daß wir es pflegen, nicht daß wir es verkommen lassen. Ein Winzer weiß, daß, wenn sein Weinstock Früchte bringen soll, gute und viele Früchte, er die geilen Schößlinge des Weinstocks beschneiden muß, daß er nicht ins Holz schieße. Aber er weiß auch, daß, wenn er alle Zweige wegschneidet, der Stamm verdorrt (bravo).

Fern sei es von mir und ebenso von Ihnen, irgend eine Kritik hier auszuüben über das, was andere Confessionen sagen oder lehren: eine einfache Thatsache aber können wir constatiren, diese nämlich, daß in allen Confessionen unserer Zeit, in allen und von allen Richtungen gemeinschaftlich die Klage geführt wird über Mangel an religiösem Leben, über Mangel an religiöser Begeisterung, über Mangel an religiösem Gefühl. Wir klagen mit für unsere Confession. Nun denn, da erwächst der Synode eine neue Aufgabe, welche sie bis jetzt noch nicht ergriffen hat, nämlich: überhaupt nicht blos confessionelle Untersuchungen zu treiben, immer an die eigenen Mängel und Schäden nur zu denken, sondern sich mit in die Reihen der Kämpfer zu stellen, welche überhaupt für Idealität und Religiosität gegen den Materialismus, gegen das Alltägliche, gegen jede Verflachung kämpfen (bravo). Es handelt sich also überhaupt darum, die Quelle der fehlenden Religiosität innerhalb unserer eigenen Kreise nicht immer blos in unseren Institutionen zu suchen. Vergleichen wir doch unsere Confession in dieser Beziehung mit anderen Confessionen: Sie haben wenige Ceremonien, sie haben wenige Ritualien, sie haben nichts von dem, wovon man behaupten hört, daß es bei uns den religiösen Sinn hemme, daß es die

Leute aus der Synagoge treibe; sie haben alles dies nicht und klagen dennoch über Mangel an Religiosität (bravo). Viel tiefer also, als in den Ritualien, die wir ändern können und ändern wollen, viel tiefer liegt der Grund dieses Mangels, an Religiosität im Geiste der Zeit selbst. Da gilt es, daß wir alle eintreten, da sollen wir alle jeglicher an seinem Orte mitarbeiten; da ist der Synodalversammlung ganz besonders zu empfehlen, daß sie wirke für die Hebung der idealen Gesinnung, für die erneute Pflege religiöser Gefühlsweise (bravo). Wir haben in unserer ersten Erklärung von der Einheit der Menschheit gesprochen, als Glaubensartikel des Judenthums als einer niemals bestrittenen, zu allen Zeiten festgehaltenen Meinung, die an der Spitze seiner ältesten Quelle, im 1. Buch Mosis ihren Ausdruck gefunden hat. Im Unterschied von allen übrigen Sagen, welche die Völker über den Ursprung des Menschengeschlechts gebildet haben, in den immer nur von ihren eigenen Ureltern die Rede ist, ist hier von der Schöpfung des „Menschen" überhaupt die Rede. Wir finden diesen Gedanken an verschiedenen Stellen ausgedrückt (nicht blos hier im 1. Buch Mosis, sondern auch vielfach sonst), daß, wie die Einheit Gottes unser Gedanke ist, so auch die Einheit der Menschheit. Darum haben wir für die geistige Hoheit und Reinheit derselben vor Allem mit einzustehen!

Wir streben danach, daß wir auch die Einheit des Judenthums herstellen in allen Phasen und Formen seiner Entwickelung; aber keineswegs auch in allen Uebungen und Satzungen. Wir mögen es wohl ertragen, daß eine Gemeinde etwas einführt von dem, was wir hier empfehlen, und eine andere sich dagegen sträubt; wenn es nur hier aus religiösem Sinn geschieht und dort es aus religiösem Sinn nicht geschieht (bravo). Auf das Innere müssen wir sehen und nicht blos auf die äußere Form.

Das Judenthum ist von jeher der Träger des einen Gottesgedankens gewesen; ja, diesen Gottesgedanken hat es zu allen Zeiten, in allen Formen getragen, bald wie ein Joch,

bald wie eine Krone (bravo). Darum sei diese Einheit des Judenthums keine Phrase für uns, sondern der Ausdruck für die lebensvolle Continuität. — Suchen wir die Continuität aller Juden zunächst horizontal in der Gegenwart, die Juden aus allen Ländern, aus allen Welttheilen, sie sollen alle eine Einheit bilden, geschaart um den einen Gottesgedanken. — Aber auch vertical, im Ablauf der Zeiten in der Geschichte wollen wir ebenfalls eine Continuität der jüdischen Geistesentwickelung wahrnehmen, festhalten und pflegen.

Dieser Geist der Einheit ist der Geist, der auch in dieser Versammlung sich zu erkennen gegeben hat.

Niemand ist hier unter uns, der sich gesträubt hat, irgend etwas abzuschaffen, gesträubt, nur deshalb, weil es überliefert ist; Niemand, der irgend etwas absolut conserviren wollte, ohne Rücksicht auf alle sittliche Entwickelung in der Zeit, ohne Rücksicht auf alle Strömungen im Geist, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gegenwart. Der Grundgedanke, der sich unter uns, in verschiedenen Modificationen, ausgesprochen hat, hat doch immer die Mitte festgehalten: Wir wollen nicht zu denen gehören, welche den Zeiger an der Uhr anhalten oder zurückstellen und nun meinen, die Uhr ginge nicht weiter; wir wollen aber auch nicht zu denen gehören, welche fortwährend die Uhr aufziehen (bravo). Bekanntlich geht die Uhr während der Zeit des Aufziehens nicht, diejenigen also, die fort und fort die Uhr aufziehen, wissen gar nicht, was an der Zeit ist (bravo).

Nun endlich, hochverehrte Versammlung, lassen Sie mich auch der Stimmung noch Ausdruck geben, in welcher wir uns jetzt befinden und befinden sollen. וְיוֹם טוֹב הָיָה כֹּהֵן גָּדוֹל בְּיוֹם הַכִּפּוּרִים כְּשֶׁנִּכְנַס בְּשָׁלוֹם וְיָצָא בְּשָׁלוֹם בְּלִי פָּגַע.*) Eine Feststimmung ist es; denn wir sind auch in einem Aller-

*) Und einen Festtag bereitete der Hohepriester am Versöhnungstage, wenn er heil und in Frieden (ins Allerheiligste) eingetreten und heil und in Frieden wieder herausgegangen, ohne Schaden zu leiden.

heiligsten gewesen (bravo). Wir haben gearbeitet an dem Allerheiligsten des Menschen, an der Entwickelung, an der Verschönerung und Läuterung unserer eigenen Religion und ihrer Institutionen. Sie wissen es Alle, meine Herren Theologen: weihevoll, aber gefährlich war der Dienst im Allerheiligsten (bravo). Weihevoll, aber gefährlich ist auch der Dienst, den wir hier gethan haben; aber was man im Allerheiligsten gesucht hat, das wollen auch wir finden: Versöhnung (bravo).

Wie soll ich allen den Gefühlen Ausdruck geben, von denen unser Herz jetzt erfüllt ist, jetzt, nachdem wir eine so reiche, eine so große, nachdem wir eine so gesegnete Woche verlebt haben? Noch unbekannt mit einander sind wir hier zusammengekommen, — wir haben einander kennen gelernt. Oft das Beste, was in Jedem ist, hat er gezeigt: auch seine Schattenseiten. Wir haben die Menschen als Menschen kennen gelernt, als Menschen aber auch lieben gelernt (bravo). Wohl blicken wir nun befriedigt darauf, daß wir eine Woche mit einander gearbeitet haben, wohl wirkt in uns die Befriedigung über das Erreichte; aber wir haben auch die Sehnsucht, ja noch mehr, die Hoffnung, daß, wenn solche Synoden in solchem Geiste geführt, wieder und wieder sich versammeln werden, daß dann das Werk wachsen und gedeihen werde. Scheuen wir es nicht, daß man draußen gegen uns reden wird; seien wir selbst auch nicht zaghaft und kleinmüthig, wenn wir darauf zurückblicken, daß wir verhältnißmäßig wenig, was man so sagt, ausgerichtet haben, denken Sie, die Thatsache, daß wir, die erste Synodalversammlung, hier getagt haben und so getagt haben, dies allein schon ist eine That.

Wenn man vorübergeht an einem Platze und sieht dort, wie ein Fundament gebaut wird, so wäre es sehr thöricht (ich will an ein sehr bekanntes deutsches Sprichwort nicht erinnern), so wäre es sehr thöricht zu sagen: das ist ja doch nichts; das ist ja nichts Schönes, denn man hat ja noch keine Façade: es ist ja nichts Praktisches, denn man kann ja nicht drin wohnen

Meine Herren, ein Fundament ist nicht zum Wohnen und nicht zum Anschauen, ein Fundament soll ein Gebäude tragen. Unsere Synode ist das Fundament der künftigen Synoden (bravo).

Herr Dr. Adler hat bei der Einleitung zu dieser Versammlung, als er die Weihe (קידוש החדש) über dieselbe aussprechen wollte, da hat er שהחיינו hinzugefügt; er hat das Dankgebet gesprochen, daß Gott uns die Ausführung dieses Werkes hat erleben lassen; jetzt am Ausgange haben wir einen andern Segensspruch hinzuzufügen*), „danken wir dem, der die Lichter erschaffen hat" (bravo). Danken wir Gott, der das Feuer der Begeisterung, die Glut der Gefühle, das Licht der Erkenntniß in die Menschenseele gelegt hat (bravo).

Und nun wende ich mich an Sie, Männer von Leipzig ich darf nicht scheiden, ohne daß ich Ihnen im Namen der ganzen Synodalversammlung noch einmal in dieser feierlichen Stunde, wie es in der festlichen ja schon gesehen ist, ohne daß ich Ihnen unseren herzlichen, freudigen Dank ausspreche; ich ersuche die ganze Versammlung, sich zur Bekräftigung dieser meiner Worte von den Sitzen zu erheben (geschieht unter Bravorufen): möge Leipzig vorbildlich für uns sein, möge es vorbildlich sein für die Synode. Nicht ein ganzes Menschenalter hat es gedauert, daß Leipzig von einer kleinen, winzigen Anzahl von Mitgliedern, die kaum ein Minjan**) bildeten, zu einer blühenden Gemeinde emporgewachsen ist. Heute ist sie eine große Gemeinde und eine wie große, eine wie geistig lebendige! das hat die Thatsache bewiesen, daß wir hier in Leipzig versammelt sind. Heute ist Leipzig zugleich eine der ersten Gemeinden, welche es angeregt hat, auch einen Gemeindetag zu gründen. Wir wünschen Leipzig, daß es weiter so wachse, und werde zu

---

*) Der Segensspruch am Schluß der Sabbath- und Festtage:

ברוך מאורי האש

„Gebenedeit seist Du Gott u. s. w. Der Du Licht und Feuer erschaffen hast."

**) Die Zahl von 10 Personen, die zu einem öffentlichen Gottesdienst erforderlich ist.

einer עִיר וְאֵם בְּיִשְׂרָאֵל „Stadt und Mutter in Israel" (bravo). Die Synode ist ja auch die „Mutter des Gemeindetages" genannt worden, denn von ihr ist man im Gedanken ausgegangen und zum Gemeindetage fortgeschritten; beide mögen mit einander gedeihen.

In den Annalen der Gemeinde von Leipzig wird das Andenken an die erste Synodalversammlung nicht mehr weichen und in den Annalen der Synodalversammlungen, die noch kommen mögen, (den Kindern und Enkeln dieser ersten Synode) wird wiederum das Andenken Leipzigs niemals schwinden (bravo).

So sei denn Leipzig, wie gesagt, ein gutes Omen. Zwar heißt es כִּי לֹא נַחַשׁ בְּיַעֲקֹב, „es gilt kein abergläubisches Zeichen für Jakob"; aber wir wünschen, wir bitten und wir beten, daß in einem andern Sinne das Wort sich an uns erfüllen möge, (כִּי לֹא נַחַשׁ בְּיַעֲקֹב*) daß keine doppelzüngige Schlange von innen oder von außen an uns komme (bravo).

Wird sich das erfüllen, dann werden auch die Synodalversammlungen von Jahr zu Jahr wachsen, von Jahr zu Jahr an Anzahl der Mitglieder wachsen, wachsen im Eifer des Geistes, wachsen in der Fähigkeit der Arbeit und in dem Erfolge, welchen sie dann für das ganze Judenthum haben werden; auf daß erfüllt werde an der Synodalversammlung das Wort: וְהָיָה רֵאשִׁיתְךָ מִצְעָר וְאַחֲרִיתְךָ יִשְׂגֶּה מְאֹד (Hiob VIII, 7). Hart und herbe war das Gefühl (trotz aller Freudigkeit), daß wir so wenig zahlreich versammelt waren, aber, „ob auch dein Anfang gering war, deine Nachfolgen werden wachsen, blühen und gedeihen" unsäglich, edel, friedlich und freundlich, glücklich, fruchttragend (bravo, bravo).

Dr. Engel (nimmt das Wort).

In diesem Augenblick, der gewiß der Empfindung eines Jeden den besten Ausdruck zu geben vermag, bitte ich Sie,

*) Dasselbe hebräische Wort: heißt „Vorzeichen" und „Schlange" — offenbar jenes aus „Schlangendeuterei", Schlangenzauber und Zauberschlange.

Herrn Dr. Löw, welcher übernommen hat, unserm verehrten Präsidenten den innigen Dank der Versammlung auszusprechen, zu hören.

Dr. Löw (Szegedin).

Meine Herren, in der andächtigen Stimmung, in welcher wir in diesem hochfeierlichen Augenblicke sind, bitte ich Sie, sich von Ihren Sitzen zu erheben, um unserm hochverehrten Präsidenten unsere dankbare Anerkennung, unsere Verehrung, ich will sagen, unsere Huldigung darzubringen.

Hochverehrter Herr Professor, ich spreche im Geiste der hier versammelten Männer, wenn ich sage, daß Sie in unseren Herzen sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt haben (bravo). Man hat heute und oft die Philosophen als Antagonisten der Theologie hingestellt; aber siehe da, die Philosophie ist mit der Theologie Hand in Hand gegangen, wie vielleicht bisher noch niemals, in dieser Versammlung (bravo). Ein alter Philosoph hat gesagt: die Philosophie führt von Gott ab, wenn man an ihrem Pokale blos genippt hat, sie führt aber zu Gott zurück, wenn man an ihrer Quelle seinen Wissensdurst auf eine ausreichende, vollkommene Weise gestillt hat (bravo). Sie, verehrtester Herr Professor und Präsident, haben diese herzerhebende Wahrheit auf die anschaulichste Weise dargestellt; ein deutscher Philosoph ersten Ranges, der Begründer der Völkerpsychologie glüht nicht nur für Idealität und Religiosität im Allgemeinen, was leicht zu erklären wäre, sondern er glüht in frommer Begeisterung für die Lehre und Ehre Israels (bravo). Mein hochzuverehrender Herr Professor, Ihnen haben wir es wesentlich zu verdanken, daß die erste Synodalversammlung die Taube Noahs geworden ist; die Protokolle, sie werden das Oelblatt sein, das der jüdischen Welt die Kunde bringen wird, daß nunmehr die Zeit gekommen ist, wo jüdische Theologen mit Nichttheologen über religiöse Fragen auf eine gedeihliche Weise berathen und über diese Fragen auf gedeihliche Weise auch Be-

schlüsse fassen können. Ich fahre nicht fort, hochzuverehrender Herr Professor, denn ich fürchte, die heilige Stimmung zu unterbrechen, in welche Ihre nicht nur philosophischen, ich möchte sagen, prophetischen Worte uns versetzt haben (bravo). Darum füge ich nur das eine Wort hinzu: wir segnen Sie alle, hochzuverehrender Herr Professor, die Theologen und die Nichttheologen, alle rufen einstimmig Ihnen zu: Seien Sie gesegnet (bravo, bravo).

Reden

zur Eröffnung und zum Schluß der zweiten israelitischen Synode in Augsburg

am 11. und 17. Juli 1871.

I.

Hochgeachtete, hochansehnliche Versammlung der Synode!

Ehedenn ich meinen eigenen Gefühlen des Dankes gegen Sie für Ihre ehrenvolle Wahl Ausdruck gebe, lassen Sie mich Ihrer Gefühle Dolmetscher sein, um Dank zu sagen den Herren, welche als Augsburger Localcomité alle Mühe darauf gewendet haben, die Synode nicht blos hierher zu berufen, sondern sie zu empfangen, wie wir empfangen worden sind, — dem Comité der Gemeinde Augsburg, der Stadt Augsburg und ihrem hohen Rathe, in dessen goldenem Saale wir tagen. Der ganze Schriftwechsel, welcher stattgefunden hat, von jenen Tagen, als wir nach wiedergekehrtem Frieden des Vaterlandes daran denken durften, in diesem Jahre das Werk wieder aufzunehmen, welches im vorigen Jahre unterbrochen ward durch den hereinbrechenden Krieg, — der ganze Schriftwechsel, der meist durch meine Hand gegangen ist, war so voll Herzlichkeit und Freundlichkeit, wie er nur überboten werden konnte durch die That des Empfangs, wie sie uns hier in Augsburg zu Theil geworden ist. Man fühlte den Herzschlag der Gemeinde, derjenigen Gemeinde, welche stolz darauf ist, eine Gemeinde des Fortschritts, eine Gemeinde des aufstrebenden Geistes, wie der aufstrebenden Zahl zu sein, glücklich dadurch, daß sie in vollständiger Jugendkraft sich befindet — vor einem Menschenalter von so geringer Zahl, daß sie den Namen einer Gemeinde noch kaum verdiente, heute eine blühende, eine große, eine Gemeinde, welche dadurch glücklich ist, daß sie sich glücklich

schätzt, die Synode bei sich zu haben. Solcher Gemeinde wünschen wir Glück, weil sie des Glückwunsches kaum noch bedarf. Eine solche Gemeinde ist glücklich, nicht blos in ihrem eigenen Bewußtsein, sondern in ihrem eigenen Sein. Und diese Gemeinde, das ist wohl begreiflich, findet sich wohl, behaglich, freundlich vereint mit der Stadt, in welcher sie lebt; sie erfreut sich innigen Zusammenlebens, sie erfreut sich hohen Wohlwollens von der ganzen Gemeinde der Stadt, von den hohen Behörden. Zeugniß dafür der Raum, in welchem wir tagen. Wir begrüßen auch dieses Ereigniß freudigen Herzens. Wir sagen aus voller und warmer Seele Dank dem hohen Rathe, daß er diese Stätte uns für unsere Berathungen bereitet hat (bravo). Wir Glaubensgenossen, wir Juden, sind immer stolz darauf, in den Rathhäusern unserer Mitbürger im Vaterlande zu sitzen; zu wissen, daß keine Scheidung von Geist zu Geist stattfindet, zu wissen, daß unsere geistigen Gaben, so viel die Vorsehung den Einzelnen verleiht, ungetrennt bleiben an allen grünen Tischen, daß, wo die Hoffnung auf Verbesserung stattfindet, man auch die Gaben des Geistes aus unserer Mitte fordert. Wir sind froh, sage ich, in den Rathhäusern zu sitzen; wir dürfen das jetzt mit offenem Muthe, mit besserem Gewissen noch, als je vorher in Deutschland sagen, denn wir haben in diesem Jahre gezeigt und zeigen zu können uns glücklich geschätzt, daß wir nicht blos mit dem Rathe, sondern auch mit der That beim Vaterlande sind (bravo).

Die Brust manches jüdischen Soldaten ist durch die hohe Anerkennung des siegreichen Oberhauptes deutscher Nation mit dem eisernen Kreuze geschmückt — ein Zeichen und Zeugniß, daß den Enkeln der Makkabäer das gleiche Herz fürs Vaterland schlägt, wie den Enkeln der Hermanne (bravo).

Die lange Zurückgedrängten und lange Zurückgestellten, sie haben es ebenso verstanden, freudig und eilig mit voller Manneskraft dem Rufe zu folgen: „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland!“ (bravo).

Aber nicht blos in den Rathhäusern, worin in legaler Form über öffentliches Wohl abgehandelt wird, sondern auch in jenen stillen Kammern, wo der wahrhaft tiefste Rath für Menschenwohl gepflegt wird, da nämlich, wo der Geist arbeitet in der Form der Wissenschaft, in der Form der Dichtung, in der Form der Kunst, auch da geschieht es, daß die jüdischen Einwohner des Landes sich wohl fühlen; auch da geschieht es, daß sie, die in der That auch Zurückgebliebene waren, — zurückgeblieben, nachdem im europäischen Abendlande neue Blüte der Cultur emporgekommen war, — zurückgeblieben um etliche Jahrhunderte, das bekennen wir frei und offen, — froh sind, gehört zu haben auf den Ruf: Vorwärts!

Aber auch das genügt uns noch nicht; das ist nicht das Volle, daß wir blos in der politischen Thätigkeit, das ist nicht das Ganze, daß wir blos in der geistigen Arbeit für die allgemeine Cultur verbrüdert, verbündet sind mit den übrigen Bürgern des Vaterlandes, sondern dieses: — daß wir in unseren eigenen Angelegenheiten, in denen, worin wir specifisch sind und specifisch bleiben wollen und bleiben müssen, wenn wir wahrhafte Treue bewahren, Treue auch uns selbst, Treue den Ideen, in denen wir erzogen, von denen unser Herz erwärmt, unser Geist erleuchtet ist, Treue, die nicht und Nichts verleugnen mag — ich sage, daß wir für unser eigenes, fürs Judenthum als solches, für unsere großen jüdischen Angelegenheiten ebenfalls bei unseren Mitbürgern Theilnahme finden. Können wir sie schöner finden, als hier im goldenen Saale von Augsburg? Ich glaube die Meinung des hohen Rathes richtig zu deuten, wenn ich annehme, er habe uns diese Wohnung dargeboten, um darin die Synodalversammlungen abzuhalten, weil er vorausgesetzt hat, es werde auch dieser Versammlung Devise sein: Vorwärts! aber vorwärts mit Gott (bravo).

Und nun, hochgeehrte Versammlung, in meinem eigenen Namen. Wie soll ich es aussprechen, was ich so tief empfinde, so hoch schätze, daß Sie nicht blos von Neuem mir die Ehre erwiesen haben, mich zu Ihrem ersten Präsidenten zu wählen,

sondern, daß Sie auch in so freundlicher und wohlwollender Weise es vollbracht haben. Wer besser, als ich, könnte die Schwere des Amtes fühlen, das ich nun schon einmal geführt habe, wer besser, als ich, erwöge die Fülle der Verpflichtungen, die vollkommen zu erfüllen fast an die Unmöglichkeit grenzt! Das liegt nicht blos am Präsidialgeschäfte allein, sondern das liegt daran, weil das Geschäft der Synode ein so überaus schwieriges ist; ein Gegenstand, der fortwährend auf der feinen Linie zwischen Geist und Herz sich bewegt, eine Sache, die überall ebenso sehr vom Gefühle ergriffen sein will, wie vom Gedanken, eine solche Sache ist sehr schwer in Discussion zu bringen, eine solche Sache ist zu flüssig, um in die feste Form des Wortes sich so bald zu begeben. Und doch soll der Präsident wachen über die schwankende Natur des Wortes!

Meine Herren! Ich brauche Ihnen kein Versprechen zu geben, wie es mein Wunsch und Wille ist, Ihre Versammlung zu leiten. Halten Sie sich daran, daß es mein ernstliches Bemühen ist, in derselben Weise fortzufahren, wie wir in Leipzig begonnen. Dort hatte ich mich in einer ganz ausgezeichneten Weise der Unterstützung der Versammlung zu erfreuen, deren ich überall bedarf. Ich darf an solche Thatsachen erinnern, weil das für die Leitung der Geschäfte sehr charakteristisch ist, daß es nicht ein einziges Mal bei schwankenden, sehr schwankenden Abstimmungen erforderlich geworden ist, einen Namensaufruf vorzunehmen. Ich darf ferner daran erinnern, um damit zu gleicher Zeit mein Versprechen, wie ich auch diesmal die Verhandlungen leiten möchte, auszudrücken, daß ich nicht ein einziges Mal in sämmtlichen Sitzungen, wenn Sie die Verhandlungen darauf ansehen wollen, von dem Rechte des Präsidenten Gebrauch gemacht habe, vor dem Schlusse der Debatte ein Resumé zu geben. Ich durfte mich der eigenen Rede wohl enthalten, weil ein so hohes Maß von Aufmerksamkeit offenbar die Versammlung belebte, weil ein so vertrauensvolles, friedliches Entgegenkommen im Aussprechen der verschiedenen Meinungen stattgefunden hatte, daß alles Einlenken

oder Aufrufen, alles Zügeln oder Antreiben durchaus unnöthig war. Mit derselben Zurückhaltung, und das brauche ich ja wohl nicht zu sagen, mit demselben Streben nach Unparteilichkeit werde ich Ihre Versammlung leiten.

Nicht blos als der neue Präsident, sondern, und vielleicht vor Allem, in meiner Eigenschaft als der Präsident der vorigen Synode, als Vorsitzender der Berufungscommission, fahre ich damit fort, zunächst eine Art von Rückblick, auch eine Art von Rechenschaft zu geben über die Beziehungen, welche zwischen dieser Synode und der vergangenen stattfinden.

Meine Herren! Ich leugne es nicht, ein Gefühl tiefer Wehmuth beschleicht mich, indem ich auf Sie blicke! ein Gefühl tiefer Wehmuth beschleicht mich, wenn ich zurückblicke auf die Stimmung, welche zu Leipzig gewaltet hat. Wir sind nicht mehr in der Lage, in der wir zu Leipzig waren. Das will nicht viel sagen, meine Herren, daß die Anzahl der zur Synode Versammelten kleiner geworden ist. Es ist eine alte Ueberlieferung über den höchsten Wahlmodus in Israel, über die Wahl, welche die Vorsehung vorgenommen hat, um einem Volke das Glaubensleben vorzugsweise ins Herz zu legen: „Nicht wegen eurer Vielheit hat er euch erwählt!“ nicht auf die Vielheit wahrlich kommt's uns an (bravo).

Aber, meine Herren, in der Wiederkehr zur Synode, nachdem man einmal dort gewesen ist, zeigt sich die echte Zugehörigkeit zu ihr. In der Deputation der Vorsteher von Seite der Gemeinde zur Synode zeigt sich ihre wahrhafte Theilnahme für dieselbe. Deshalb beklagen wir es, müssen wir es beklagen, daß nicht, wie wir damals, wenigstens viele von uns, meinten hoffen zu dürfen, von Synodalversammlung zu Synodalversammlung müßte die Zahl beträchtlich steigen — sie ist nicht gestiegen. Wer von Ihnen, meine Herren, in Leipzig war, wird mir, glaube ich, beistimmen, daß die ganze Art, wie wir uns dort gefühlt, wie wir unser Denken und Berathen und Zusammensein angesehen haben, etwas Festliches hatte, wie wenn wir zu einem Festtage zusammengekommen wären und nicht zu

einer Arbeit. Es war die paradiesische Unschuld, als ob da draußen alle nur darauf harren, welche Töne herausklingen werden aus dem paradiesischen Leipzig. Wir sind aus diesem Paradiese vertrieben. Meine Herren, wir haben gesehen, daß die Gemeinden nicht dazu jauchzen, was wir gesagt haben, nicht darauf harren, was wir sagen werden, sondern gar arg nach dem Worte der Propheten zeigt sich, daß „das Herz fett geworden ist und dumpf das Ohr und stumpf das Auge". Man hört nicht nach uns, man sieht nicht nach uns in dem Maße wie man sollte, weil das Herz es nicht gefaßt hat (bravo). Darum nicht mehr die festliche Stimmung ist es, aber die Arbeit, die uns ruft. Deshalb etwa die Hand in den Schooß legen, deßhalb etwa keine zweite Synode halten, weil die Anmeldungen und Anregungen nicht in dem Maße kommen, weil die Gemeinden sich nicht so willig zeigen, als sie sollten? Im Gegentheil. Nicht mit der Freude geht's vielleicht, nicht mit dem Jubel, nun denn mit der Arbeit!

Die zweite Synode hat vorzugsweise sich darin zu bewähren, daß sie es sich zur Aufgabe stellt die Anerkennung zu *erringen* (bravo). Schwerer hat sie es als die erste, aber desto freudiger soll sie daran gehen. „Dienet dem Herrn mit Freude."

Es fehlt aber wahrlich auch nicht an Aufmunterung, die uns geworden ist; es verbietet sich aus mancherlei Rücksichten des Taktes, daß ich Ihnen Stimmen vorführe, welche uns von außerhalb des jüdischen Kreises über die Synode zugekommen sind. Lesenswerthe Worte, meine Herren! Zeugnisse eines ungemein tiefen Verständnisses von dem, was sich in Israel vollzieht. Ist das etwa seltsam, ist hier etwas Unbegreifliches, daß uns von christlicher Seite Urtheile über die Synodalverhandlungen zukommen, welche ein besseres Verständniß zeigen, als wir selbst bei manchen von unseren gelehrten und ungelehrten Herren Journalisten finden? Nein, es ist nicht unbegreiflich, denn darin hat es seinen Grund: es ist unleugbar, daß jetzt durch die Welt ein großer, kräftiger Zug religiöser

Bewegung geht, ein Zug, der desto größer und kräftiger ist, je gewaltiger die Anspannungen der Kräfte auf beiden Seiten sind. Diejenigen nun, die von dieser allgemeinen geistigen Bewegung der religiösen Ideen in unserer Zeit etwas begreifen, die begreifen sie auch in Bezug auf jede einzelne Religion; die aber nur auf ihren eigensten und kleinsten Kreis sehen, bei denen erfordert es eine viel tiefere Hingabe und eine viel genauere Kenntniß und eine viel hellere Erleuchtung, daß sie das Wesen dieser Bewegung auch nur im eigensten Kreise verstehen. Mancher von uns kann besser die Bestrebungen, die Ziele, die Hoffnungen der Bewegungen in anderen Kirchen wahrnehmen; wie auch umgekehrt wir deutliche offenbare Stimmen in ähnlicher Weise über die erste Synode in christlichen theologischen und nicht theologischen Werken gefunden haben, die ein tiefes Verständniß bekunden.

Es verbietet sich mir, Ihnen etwa eine ganze Stelle vorzulesen, von einem Manne geschrieben, der in diesem Augenblicke den ersten Rath seines Landes als Präsident leitet, der als Cultusminister seines Landes über 20 Jahre thätig gewesen ist, welcher eine lange Auseinandersetzung über diese Bewegung innerhalb des Judenthums einleitet mit den Worten: „Wie hoch haben die Weisen Israels in diesen Tagen sich erhoben ꝛc.“ Aber nicht blos die Stimmen von außen her, in unserer Mitte selbst, haben wir vortreffliche Zeugen und Zeugnisse dessen, wie die Synodalverhandlungen gewirkt haben außerhalb des Kreises, der in Leipzig versammelt war. Die neuen Mitglieder, welche ich mit diesen Worten hier neu in der Synode begrüße, sie sind für uns das vollgültige, weil durch die That bewährte Zeugniß, daß sie der Meinung gewesen sind, es sei doch Pflicht, vielleicht sogar es sei doch ein Recht, vielleicht sogar es sei doch ein beglückendes Heil, zu einer Versammlung zu gehen, von welcher man hofft, daß sie zum Heile des Judenthums berathen und beschließen werde. (Sehr gut.) Und auch an Gemeinden hat es nicht gefehlt; mein verehrter Herr College zur Rechten, unser zweiter Herr Vicepräsident, wird

Ihnen berichten können, wie doch die Synodalberathungen in Wien gewirkt haben.

Keinem von Ihnen dürfte die religiöse Bewegung in der Wiener Gemeinde vom letzten Jahre ganz entgangen sein. Nicht als ob man, auf die Autorität der Synode als solcher absolut fußend, dort Veränderungen im Cultus hätte vornehmen wollen; aber es war doch erfreulich zu sehen, wie man die Synode als das betrachtet, was sie in Zukunft für die Juden zu sein berufen und berechtigt ist, als den Schild des Vertrauens. Wo der Streit in der einzelnen Gemeinde ist, wo er meist auf wenig Köpfe, sagen wir es auch auf wenig Zungen gestellt ist, da kommt es gar wesentlich darauf an, daß man hinweisen kann auf eine große aus vielen Gemeinden gekommene, von vielen gelehrten und verehrten Männern beschickte Synode, von der man seine Meinung geholt hat. Das ist ja von jeher die Schwierigkeit jeder Reform innerhalb des Judenthums gewesen und wird es noch lange hin bleiben, eine Schwierigkeit, die wir wenigstens durch bisher bekannte Mittel nicht entfernen möchten, die Schwierigkeit nämlich, eine Autorität herzustellen. Alle Reform innerhalb des Judenthums ist verpflichtet, die Gemüther zu gewinnen, die Gesinnungen zu sich herüberzuziehen, die Ueberzeugungen zu pflanzen. Es gibt keine Autorität, Niemand hat sie und Niemand darf sie haben wollen; denn von jener kleinen Partei, welche etwa behauptet, es gebe eine absolute Autorität, nämlich die geschriebene; die geschriebene, welche man blos abzulesen brauche, um zu wissen, was Judenthum ist und was Judenthum heißt — von dieser Partei reden wir hier nicht; denn dazu braucht man Nichts zu berathen, dazu braucht man auch Nichts zu sprechen, dazu darf man stumm sein; man braucht blos mit den Augen zu lesen, was der Schulchan-Aruch herunter bis zum Rema und noch Späteren gedruckt enthält.

Man liest es und man weiß Alles, Alles, Alles (bravo). Fast bei allen anderen religiösen Bewegungen, wenn man sie aus der Höhe vom Standpunkte großer historischer Untersuchung betrachtet, zeigt sich, daß die religiösen Kräfte von der

einen oder andern Seite sich in Verbindung gesetzt hatten mit der weltlichen Macht, daß weltliche, daß äußerliche Mittel angewendet wurden, um der Ueberzeugung, die man verbreiten will, einigen Nachdruck geben zu können. Ob man nun in früheren Jahrhunderten den Ketzer, in dessen Gehirn nun einmal eine neue verdammliche Ueberzeugung eingezogen ist, dadurch belehrt, daß man ihm mit Hülfe eines Scheiterhaufens das Gehirn ein wenig eintrocknet, oder ob man auf der anderen Seite Soldaten an den heiligen Ort schickt, um zu verhindern, daß eine Messe gelesen wird, überall ist es die weltliche, sinnliche, körperliche Gewalt, welche der geistigen Kraft zum Heil oder Unheil hinzugefügt wurde.

Nun, meine Herren! nicht darauf allein, meine ich, kommt es an. Denn auch dort handelt es sich ja allemal darum, daß diejenigen, welche Gedanken verbreiten, Gesinnungen verändern wollten, daß sie die Machthaber wenigstens überzeugen und gewinnen müssen. Aber es ist für die Conception eines reformatorischen Gedankens, für seine Gestaltung, von allergrößter Wichtigkeit, wenn man weiß oder wenn man Hoffnung hat, auch mit Gewalt ihn durchzuführen; wenn man weiß, daß Gewalt dazu helfen wird, die Schulen in seine Hand zu bekommen; wenn man weiß, daß Gewalt dazu kommen wird, um alle sonstigen Mittel, deren die Institute bedürfen, alle Lehrmittel, alle persönlichen Dienste, alles das in die Hand zu bekommen. Von alledem haben wir bei einer jüdischen Reformbewegung gar nichts; wir sind gänzlich darauf angewiesen, zur Ueberzeugung zu führen. Arbeiten wir darauf hin, meine Herren, hier in der Synode, daß diejenigen, welche unsere Gedanken aufnehmen wollen, durch die Gedanken selber gewonnen werden (bravo). Nun, meine Herren, viele von denen, die auf der vorigen Synode waren und heute nicht wieder erschienen, bedauern wir, ich meine sie, wir bedauern sie, die nicht wiedergekommen sind. In den allermeisten Fällen — von diesen rede ich, ist es eine gewisse Mattherzigkeit, welche über die Leute kommt. Vollends, wenn sie so glücklich gewesen sind, in der Synode einen Schritt vorwärts zu thun, so sind der

Schritte, welche sie meinen rückwärts thun zu müssen, so viele, daß sie aus der Synode hinauskommen; diese kommen natürlich nicht wieder. Aber auch das will ich nicht verhehlen, manche sind durch zureichende Gründe abgehalten, leider zum Theil durch Krankheit. Ich darf einen Mann nicht unerwähnt lassen, weil er brieflich ausdrücklich sein Ausbleiben entschuldigt hat, Herr Advocat Lehmann aus Dresden, der seine hohe Theilnahme für die Verhandlungen der Synode noch neuerdings dadurch an den Tag gelegt, daß er in einer besonderen Broschüre die Referate besprochen hat. Er war deputirt von seiner Gemeinde nebst zwei anderen Herren. Andere kommen aus anderen Gründen nicht, er aber, weil ein rheumatisch-nervöses Leiden ihn fesselt. Ich glaube, wir dürfen dankbar und anerkennend der thätigen und rührigen Theilnahme gedenken, mit welcher Advokat Lehmann sowohl auf der vorigen Synode als zur Vorbereitung für diese gewirkt hat (bravo). Freilich das Auge trübt sich noch mehr, ich vermisse in unserer Versammlung zwei Männer, bei denen wir nach ihrem Verhalten auf der ersten Synode und nach derselben mit Zuversicht hätten erwarten dürfen, daß wir sie hier wieder in unserer Mitte sehen; sie sind aus dem Leben geschieden: Herr Professor Munk aus Glogau und Herr Lehrer Steinhardt aus Meiningen. Wahrlich, ich darf blos die Namen nennen, um in Ihnen Allen das Gefühl der Trauer zu erregen oder neu zu erwecken, das uns bei der Kunde von ihrem Ableben nahe treten mußte. Wir ehren ihr Andenken auch als Synode und ich bitte Sie, dies durch Aufstehen zu erkennen zu geben. (Die Versammlung erhebt sich.)

Wir ehren das Andenken dieser Männer, die uns doppelt theuer gewesen sind.

Meine Herren! Das Judenthum kennt nach seinen ganzen Institutionen den scharfen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien nicht, es gibt bei uns approbirte Lehrer und Verkünder der Wahrheit, aber eigentlich keine ordinirten Geistlichen im engeren Sinne, und gibt in Folge dessen keine Laien; aber den Unter-

schied zwischen Wissenden und Unwissenden, den Unterschied zwischen Gelehrten und Ungelehrten, zwischen Kenntnißreichen und Kenntnißlosen kennen wir so gut wie irgend eine Kirche. Wir leiden unter diesem Gegensatze so schwer, wie man unter irgend einer Form des Gegensatzes im religiösen Leben leiden kann. Vollends nun in den letzten Zeiten ist es leider selten geworden, daß sich religiöse Bildung, religiöse Theilnahme für das Judenthum bei denen findet, welche auf anderen Gebieten der Wissenschaft Gelehrte sind. Aus dem Anfang des Jahrhunderts etwa stammend, allmählich glücklicherweise sich verlierend, zieht sich ein gewisser Gegensatz hindurch zwischen allgemeiner Bildung und religiöser Wärme für das Specifische des eigenen Glaubens. Die Männer sind selten geworden, welche beides vereinigten; wie selten sie geworden sind, konnten wir eben an der geringeren Anzahl der bei dieser Synode Anwesenden, d. h. derjenigen, welche keine theologische Profession haben und doch gelehrte Männer sind, sehen. Einer davon ist uns in Herrn Munk entrissen, so daß deshalb auch die Gemeinde Glogau nicht wieder vertreten ist. Das ist so hart und so herb, daß fast überall die Sache, die Theilnahme an der Synode, die Theilnahme überhaupt an den großen und öffentlichen Interessen auf zwei Augen — wir sagen besser, auf ein Herz gestellt ist (bravo). Eine andere große Gemeinde, aus deren Vorstand ein Mitglied in der vorigen Synode deputirt war, ist nicht vertreten, eben weil der Vorstand außer dem vorigen Gesandten, der nun wirklich verhindert ist, in der großen Gemeinde von vielen tausend Seelen keine zweite Person in der Gemeinde hat geglaubt finden zu können. Der Rabbiner selbst ist im Bade. Gewiß, meine Herren! es mag mancher nöthig haben für Erhaltung seiner Gesundheit, daß er seinen Leib im Wasser badet. Mir scheint aber doch, daß eine Zeit kommen muß, wenn es besser werden soll, daß für einen Rabbiner es eine viel wichtigere Aufgabe ist, für diese acht Tage, die schon Monate vorher verkündet sind, dahin zu kommen, wo er seinen Geist wieder einmal badet, wo er wieder einmal Erfrischung

und Erquickung für sein Gemüth sucht, wo neue Kraft ihm gegeben wird für sein eigenstes, für sein wahres, ich meine für sein Berufsleben. Denn das ist vorzugsweise die Aufgabe, wie mir scheint, gerade der Synode. Es ist gar nicht gleichgültig, ob ein Rabbiner zur Synode kommt, von Jahr zu Jahr, so oft sie eben sich versammelt, oder ob er zurückbleibt. Die Aufgabe der Synode ist es, im Zusammensein der Männer ihnen nicht blos neue Beschlüsse Schwarz auf Weiß mit nach Hause zu geben, sondern neue Kraft, neues Leben; und nicht blos neue Gedanken, sondern neuen Muth sollen sie mit nach Hause nehmen (bravo). Denn der Muth ist es, der den Herren fehlt; ich muß nochmals wiederholen: Mattherzig sind sie geworden, ihrer eigenen Ueberzeugung zu folgen. Nun bedenken Sie, meine Herren, — es ist ja so natürlich — sprechen wir von menschlichen Dingen menschlich: Zu Hause in der Gemeinde, da gibt es so viele Rücksichten, so viele kleine Verhältnisse, auf die man achten muß, da gibt es so viele persönliche Verhältnisse, welche verhindern, irgend einen Gedanken, den man selber vielleicht sogar gefaßt hat, auch durchzuführen; das Leben in der Gemeinde, der Verkehr mit allen einzelnen Mitgliedern, ihren Beziehungen, den kleineren oder größeren Streitigkeiten in den legislativen Versammlungen, Alles dieses drückt und erniedrigt allmählich die Frische des Willens, die Kraft der That in den Herren. Hier, wo es sich blos um das Große und Ganze, wo es sich um Gedanken handelt, die gefaßt werden sollen, wo Alles aus denjenigen Gesichtspunkten betrachtet wird, die weit erhaben sind über die kleinen Gegensätze innerhalb der Gemeinde, hier sollen wir neuen Muth schöpfen und zurückkehren mit erfrischter Kraft; alles Kleine und alles Kleinliche, alles Gewohnte und alles Gewöhnliche, „im wesenlosen Scheine" liege es hinter uns, wenn wir hier das Allgemeine der Gedanken in Berathung ziehen (bravo). In der That, es war meine Meinung, als ich die Stimmung der hohen Versammlung in Leipzig gesehen hatte, es wäre die Synode dazu berufen, daß die Männer von Zeit zu Zeit sich versammeln, wenn auch

keine dringenden, nothwendigen Fragen etwa zu beantworten wären, auch wenn nicht gerade Probleme in der Luft schweben, die der Lösung harren, sondern blos, daß die Männer einander erscheinen, daß sie an der Stelle sind, wo sie sich erheben über das Gewöhnliche, daß sie erscheinen auf jenem ausgezeichneten Berge (Har Zion), daß eine Art von Wallfahrt in neuerer Zeit und neuerem Geiste sich bilde; daß man zur Synode komme, um dort von Neuem das Fest der Angehörigkeit, der Einheit und Einigung im Geiste zu feiern.

Schon unsere Alten wagten die Deutung des Verses: „Gott liebt die Thore von Zion mehr als alle Wohnungen Jakob's" dahin: Gott liebt die Stätten, welche ausgezeichnet sind durch die Arbeit, Erhebung und Fortbildung des Gedankens mehr als alle Bethäuser.

Wahrlich, die Synode sollte ein solches Zion sein, ein solcher ausgezeichneter Ort, zu dem man wallfahrtet, um frisch und lebendig und freudig wieder zu empfinden, daß man hier an der Stätte wahrhafter geistiger Vereinigung sich zusammenfinden kann (bravo).

Aber freilich, die Gemeinden verlangen und auch viele von den Herren, die Berathung, die Verhandlungen müßten praktisch sein. Nun ja, was heißt „praktisch"? Meine Herren! In allen Dingen und in religiösen zumeist — je idealer, desto praktischer. Wer Getreide auf seinem Boden hat und recht praktisch es verwerthen will, der wird Mehl daraus mahlen und Brod backen, das ist gewiß praktisch. Vergleiche damit: Wenn ich Korn in die Erde lege und bis ins nächste Jahr auf Wachsthum warte, das ist doch unpraktisch. Meine Herren! Wer so praktisch ist, der hat eben keine Ernte im nächsten Jahre zu erwarten. Die Synode hat nicht blos für das tägliche Brod der kleinen brennenden Fragen, sondern für das wirkliche und wahrhafte Wachsthum der Ideen im Judenthum zu sorgen, die — künftig aufgehen sollen. Aber freilich, wer all sein Korn nur in die Erde legte, damit es wachse, und sich nur auf die Zukunft verließe, könnte darüber ver-

hungern, er hätte kein Brod zu essen. Daher handelt es sich darum, daß wir weise und wohl beachten, wie wir theils für die Gegenwart denken, für sie arbeiten, aber immer auch darauf bedacht seien, daß nicht blos kleine Modificationen, kleine Einrichtungen hier und dort, sondern daß große Gedanken aufgepflanzt werden; nicht hoch genug können wir das Ziel uns stecken. Es handelt sich darum, daß immer kleine Reformen durchgeführt werden, auf jeder Synode; vollends aber gewisse, ganz bestimmte Einrichtungen modificirt, bestimmte einzelne Formen, bestimmte Ueberlieferungen abgestellt werden. Aber „Welcher Pflüger pflügt jeglichen Tags, um zu säen, lockert wieder auf und glättet seinen Boden". (Jesaias 28, 24.) Aber wenn wir nicht eben blos für das Kleine sorgen, wenn wir nicht fortwährend blos an den Tag denken, sondern an das, was groß und ewig ist in unserer Religion, daß dieses hoch und heilig gehalten werde, dann haben wir allerdings auch zu hoffen, daß die Gemeinde uns besser folgt.

Dies ist der gewöhnliche Ausdruck auch für das Praktische, daß es opportun sei; daß man bereits weiß, die Gemeinde werde es auch annehmen. Allein das, wovon man bereits weiß, daß es die Gemeinde annehmen werde, braucht die Synode nicht erst zu lehren; die Aufgabe der Synode ist es eben, lehrend mit ihren Gedanken den Gemeinden voranzugehen. Wir bewegen uns sonst in dem übelsten Cirkel, den es nur gibt, daß wir von der Gemeinde erwarten, sie werde die Reformen annehmen, dann wollen wir sie vorschlagen, indeß unsere Vorschläge doch das sind, was die Gemeinden belehren soll.

Auf eines, meine Herren, kommt es nur an, daß die Herren von der Synode ohne Rücksicht darauf, wie die anderen davon denken werden, selber sich klar sind über den Gedanken, daß sie sicher, fest, bestimmt ihre Ueberzeugung formuliren, jeder in seinem Herzen.

Dann ist zu erwarten, daß die anderen wohl nachfolgen werden, und wenn es nicht jetzt geschieht, so wird es später

sein. „Wenn nur die Lippen des Priesters die Erkenntniß bewahren, dann wird man die Belehrung schon von seinem Munde suchen.“ (Maleachi 2, 7.)

In diesem Sinne, meine Herren, und in diesem Geiste bitte ich Sie, während dieser Synode die Verhandlungen zu führen. Was ich für meine Person dazu thun kann, habe ich Ihnen bereits zugesagt, es ist nicht viel.

Bedenken Sie, meine Herren, es handelt sich um Großes und Bedeutsames.

Jedes Wort, das hier gesprochen wird, fällt schwer in die Wagschale, vielleicht nicht für jeden, vielleicht auch nicht sogleich, wünschen aber und hoffen müssen wir immer, daß unsere Worte nicht verhallen.

Ich muß noch einmal gegen die Anklage mich aussprechen, wir seien unpraktisch, oder gar wir hätten keine Competenz, die Fragen lägen uns nicht vor, wir wären es nicht, die darüber zu entscheiden hätten, und wenn wir nicht genaue Decisionen bringen über die einzelnen Fälle, dann habe die Synode nichts gethan. Ich erinnere Sie daran, meine Herren, heute nach zwei- und dritthalbtausend Jahren, wo die Gegenstände, um derentwillen geredet ward, längst vergessen sind; noch mehr, wo wir genau wissen, daß der Rath, den die Propheten gegeben haben, nicht befolgt worden ist, wo es sehr unpraktisch erscheint, was die Propheten Jesaias oder Jeremias geredet haben: heute noch hängen wir an der Propheten Mund; eine ganze Welt, nicht blos die jüdische, schöpft Erhebung des Gedankens und Gemüthes aus jenen Propheten, um der Reden willen, die sie gehalten haben. Wir werden das Wort nicht geringschätzen, wenn es nur von diesem Geiste beseelt ist, von diesem prophetischen Geiste.

Denken wir daran, meine Herren, daß nichts hier gedacht und nichts gesprochen werde, das wir uns schämen würden, auszusprechen, wenn Männer, die vor dritthalbtausend Jahren gelebt, in unserer Nähe wären, wenn der Blick des Jesaias und Jeremias oder Amos und Micha auf uns ruhen

würde; denken wir daran, daß wir nichts sagen, was niedriger steht, (was niedriger geworden ist im Laufe der letzten Jahrhunderte), als das alte prophetische Judenthum.

O daß ich mit Prophetenzunge reden könnte, daß Sie Alle hörten und reden lernten in der gleichen Weise, daß die geringe Schaar zu Sendboten würde für ganz Israel, auf daß der alte prophetische Geist, der Geist des innerlichen und wahrhaft religiösen Lebens im Gegensatze zu aller Aeußerlichkeit und Kleinlichkeit wieder aufgerichtet wäre.

Meine Herren! Es ist eine große Sache, um die es sich handelt, es ist eine Sache, die für uns die eigene, aber für jedes Volk die gleiche ist.

Meine Herren! Das Herz ist ein ganz besonderer Muskel, alle anderen Muskeln beinahe wechseln ab, sie sind thätig und dann ruhen sie wieder; das Herz allein muß immer schlagen, es muß immer thätig sein; so das Herz seine Arbeit einen Moment unterläßt, so ist auch das Leben zu Ende.

Meine Herren! Die Religion ist das Herz des öffentlichen Geistes (bravo) und unaufhörlich muß auch dies Herz schlagen, wenn nicht der Stillstand des Lebens herbeigeführt werden soll. Mit unserem Herzen lassen Sie uns bei dem Herzen des Volksgeistes sein, dann wird göttlicher Segen unserem eigenen Herzschlage nicht fehlen. (Anhaltender lebhafter Beifall.)

II.

Rede am Schluß der zweiten Synode.

Wahrlich, hochgeehrte Herren von der Synode, einen würdigeren Abschluß unserer Verhandlungen konnten wir nicht finden, als alle die Gedanken, welche in den einzelnen Beschlüssen leitend gewesen sind, hier noch einmal zusammenzufassen*); in immerhin gedrängten und doch nicht verstümmelten Worten der Judenheit, — der Judenheit aber Angesichts der ganzen Welt zu erklären, was wir wollen. Indem ich mich nun anschicke, diesen Schluß der Synode noch mit einigen eigenen Gedanken zu begleiten, ist es vor Allem meine Pflicht, den Dank auszusprechen nicht blos in meinem, in Ihrer Aller Namen, — Dank gegen Diejenigen, die ihn sich so reichlich verdient haben. Vor Allem Dank gegen die Gemeinde und Stadt Augsburg: schon einmal hat er seinen Ausdruck gefunden. Je feierlicher diese Stunde des Abschieds ist, desto mehr drängt es uns Alle, diesen Dank noch einmal zu wiederholen. War doch das meiste, was wir im Sinne haben konnten, bei dem Danke im Anfange der Sitzungen der Synode Hoffnung, Vermuthung, Wahrscheinlichkeit dessen, was wir der Gemeinde verdanken sollen! Es ist alles wirklich geworden! Von einer Herzlichkeit und Freundlichkeit waren nicht blos die Herren Vorsteher dieser Gemeinde, sondern, so viel wir alle bemerken konnten, fast alle Mitglieder derselben gegen die Mitglieder der Synode erfüllt, daß wir nicht scheiden können, ohne ihnen den Gruß des Dankes noch einmal aus dem Munde Ihres Vorsitzenden wörtlich entgegenzubringen. Die Erinne-

*) Bezieht sich auf die „Grundsätze", welche hier gleich nach der Rede abgedruckt sind.

rung an diese Tage, welche wir in Augsburg, welche wir in diesem Saale zubrachten, wird eine goldene sein.

Den Männern aber, welche hier vor Ihnen sitzen und die Ihre Verhandlungen leiten halfen, bitte ich Sie ebenfalls noch einen Dank auszusprechen. Zwar für die Behandlung der Geschäfte während der Sitzung ist es in den wenigen Tagen selten nothwendig geworden, daß ich einen anderen der Herren Präsidenten hätte zu ersuchen gehabt, die Leitung für mich zu übernehmen; bei den Berathungen aber, welche das Präsidium als Ganzes zu vollziehen hatte, ist überall ein solches Einverständniß, ein solch inniges Zusammenwirken gewesen, daß ich mit bestem Wissen und aus innigstem Wunsche Sie ersuche, zum Danke für die beiden Herren Vicepräsidenten sich von den Sitzen zu erheben. (Die Versammlung erhebt sich.)

Höchst wichtig nicht blos, sondern noch mehr schwierig und lästig ist das Geschäft der Herren Schriftführer, die das Protokoll geführt haben. Die gespannte Aufmerksamkeit, welche dazu erforderlich ist, die zwiefache Hingebung, welche sie dabei als Mitglieder der Synode und als Schriftführer an den Tag zu legen haben, erheischt es doppelt von uns, ihnen unseren Dank zu bezeugen; und mit den Schriftführern auch noch zweien Männern, (wovon der eine, Dr. Weinmann, nicht mehr gegenwärtig ist, da er sich durch unvorhergesehene Umstände beurlauben mußte), ich sage zweien Männern, welche die Güte gehabt haben, eine Art von Schriftführerdienst zu thun in Bezug auf den hebräischen Theil der Verhandlungen insoweit er etwa eingefügt werden sollte in einzelne Sätze der stenographischen Berichte, den Herren Dr. Weinmann und Lehrer Krämer; diesen Herren, welche also das wesentliche Schriftführeramt gemeinschaftlich geführt haben, bitte ich ebenfalls den Dank durch Erhebung von den Sitzen zu votiren.

Wir blicken alle zurück auf unsere Verhandlungen nicht ohne Befriedigung; wir vergleichen das was wir gethan mit dem was wir erwarten konnten. Nicht als ob wir meinten, es wäre genug geschehen, nicht als ob wir nicht Alle wüßten,

hochgeehrte Herren, wenn die Verhandlungen noch anders geführt worden wären, würde man in derselben Zeit Größeres, weil mehr haben leisten können; aber wir vergleichen es eben mit dem, was man in einem solchen Falle erwarten kann, wir vergleichen auch selbstverständlich diese Synode mit der ersten. Vor Allem aber ist unsere Hoffnung auf die Zukunft gerichtet.

Wir wissen, daß jegliches Geschäft der Erfahrung, der Fortbildung bedarf, auch das Geschäft einer solchen Synode, wie die Israeliten sie hatten; wir blicken aber nichts destoweniger vor Allem auf die Zukunft, weil uns draußen von den Gemeinden, draußen von den Uebrigen, die Theilnahme für uns haben, die Stimmen entgegengebracht werden müssen über die Art, wie das, was wir gethan und geleistet haben, anregend befruchtend auf sie wirkte.

Sind wir Träumer? Träumen wir in jener bösen Art, wie Jesaias im Gleichnisse sich ausspricht: Wenn ein Hungriger träumt, daß er esse und er erwacht und sein Leib ist leer und er hungert weiter, und ein Durstiger träumt, daß er trinke und er erwacht und seine Seele lechzt. Träumen wir, indem wir hoffen, daß die Synode Boden gewinnen wird, Wurzel fassen wird, wachsen und erblühen wird, und auch Früchte tragen? Nein, meine Herren, wir träumen nicht! Wie es in der Resolution eben ausgesprochen worden ist, wir verlangen keine andere Geltung für uns, als diejenige, welche ernste Forschung und überzeugende Gedanken bieten, und aus ernster Forschung haben wir gearbeitet in diesen Sitzungen, überzeugende Gedanken haben wir ausgesprochen, deshalb überzeugend, weil wir selbst, die Forscher, so tief überzeugt sind (bravo). Ich will nicht, nachdem wir am Schlusse der Sitzungen große allgemeine Gedanken ausgesprochen haben, welche alle jene Grundsätze enthalten, aus denen die einzelnen Beschlüsse entflossen sind, der Reihe nach auf die einzelnen Beschlüsse rückweisen, die Sie gefaßt haben. Liegen doch auch diese Beschlüsse der Zeit, ich möchte sagen, den Stunden nach Ihnen nicht so ferne, daß

nicht in Ihrer Aller Gedächtniß in diesem Augenblicke dieselben wiederkehren in dem Sie, von der Synode gleichsam Abschied nehmend, sich sagen: was haben wir gethan? Aber einen Blick werfen möchte ich doch auf das Eine oder Andere von dem, was wir beschlossen haben. Wir fragen uns — nicht unseretwillen — was die Anderen sagen werden zu unseren Beschlüssen; nicht wie sie *uns*, auch nicht wie sie die Beschlüsse *beurtheilen* werden — das bloße kritische Urtheil als solches, Lob und Tadel, kann uns gleichgültig sein, aber unsere Hoffnung, daß sie angenommen und im Herzen anerkannt werden, die dürfen wir nicht schwinden lassen und die müssen wir nach ihren Gründen uns vergegenwärtigen.

Wir haben uns mit den Ehegesetzen beschäftigt, so weit sie die religiöse Seite der Ehe betreffen, sowohl mit den Formen der Eheschließung, als mit manchen anderen Beziehungen des ehelichen Lebens und der Ehegesetzlichkeit; wir haben die Frage uns vorgelegt, ob die eine oder die andere Form nicht zu ändern ist.

Meine Herren! Es waltet leicht eine Täuschung ob in Bezug auf die Bedeutung solcher Formen. Wie der Vicepräsident, als jene Discussion eröffnet wurde, wie der Herr Referent, der dieselbe fortgeführt hat, Ihnen bereits mit so klangvollen und so wahrhaften Worten auseinandergesetzt haben: gerade diese Seite des jüdischen Lebens, diese Seite der Bewährung seiner Religion gehört ja zum Schönsten und Glänzendsten, was wir aufzuweisen haben: das Familienglück, die Familienzusammengehörigkeit, im letzten Grunde: die Heiligkeit der Ehe. Jede Statistik, seit sie sich zur Moralstatistik ausgebildet hat, wenn sie die verschiedenen Stämme mit einander vergleicht, spricht zu Gunsten der Juden in dieser Beziehung. Der Statistiker zählt nur die Köpfe, nicht die Herzen! Wenn man aber in das Herz zu sehen sucht, und in einem gewissen Maße versteht, dann noch mehr bewährt sich dieser Vorzug einer unbestritten glücklich überlieferten Heiligkeit der Ehe bei den Juden; sie dürfen mit allen Culturvölkern aller Zeiten in diesem Punkte sich messen (bravo). Nun gibt es fromme Leute, welche eben

zu der Täuschung kommen: die Form bei der Eheschließung, vielleicht sogar die erschwerenden Formen bei der Ehescheidung, überhaupt die Formen und Gesetze in Bezug auf die Ehe, die sind auch sehr strenge gehalten worden. Ihr aber, sagen sie, wollt an diesen Formen rütteln, die der Ehe Heiligkeit begründen. Nun, meine Herren, die Täuschung ist eben diese, nicht weil die Form fest ist, war die Ehe heilig, sondern, weil die Ehe heilig war, galten die Formen fest (Beifall).

Und sie waren nicht einmal fest. Wir brauchen nur die Geschichte dieser Formen zu kennen, um zu wissen, es geht mit diesen nicht anders, als fast mit allen übrigen.

Fragt man die Menschen bei ihrem Brauch und ihrer Hantierung, woher habt ihr das, wie lange treibt ihr das, warum macht ihr es so? „Das hat mein Vater, mein Großvater, das hat man von jeher so gemacht."

Meine Herren! Wenn der Historiker darüber kommt, dann ist dieses „von jeher" oft kaum ein Jahrhundert (Beifall).

Es handelt sich darum, daß man den historischen Ablauf, die historische Wandlung dieser Formen kennt; und nicht blos der Formen, die historische Wandlung der Gesetze; der Gesetze, weil der Verhältnisse, auf welche sie sich beziehen, und weil der Verhältnisse, auch der Bedeutung, welche sie ursprünglich hatten und heute etwa haben können.

Vorgestern bei der Verlesung des Wochenabschnittes haben wir auch am Schlusse desselben ein solches altes Ehegesetz gefunden; es bezog sich nur auf fünf Damen, welche vor Mose erschienen waren, fünf Frauen, die Töchter Zelofchad', welche ohne Bruder die Erben ihres Vaters geworden waren. Da wird den Töchtern Zelofchad' gesagt, daß sie zwar je nach ihrem Herzenswunsch einen Mann nehmen könnten, aber er muß einer von ihren Vettern sein. Nur aus ihrer eigenen Familie dürfen sie einen Mann heirathen; und weshalb? Weil sie als bruderlose Töchter Erben des liegenden Gutes ihres Vaters mit diesem Gute innerhalb des Stammes bleiben müssen. Meine Herren, das ist ein Gesetz, das längst verschollen ist,

ein Gesetz, welches deshalb verschollen ist, weil es auf die Agriculturzeit des Volkes Bezug hatte, aber obgleich verschollen, ist es zu gleicher Zeit tief bedeutsam, es dennoch zu kennen.

Es hängt dieses Gesetz, das sich auf den ersten Blick als uns so nichtig, ja noch mehr uns als so furchtbar widersprechend darstellt gegen das, was wir von individueller Freiheit, von Menschenwürde uns vorstellen, — wie Sie, verehrte Anwesende, sehr wohl wissen — mit der tiefsten und bedeutsamsten Staatsgesetzgebung der Juden zusammen.

Womit hing es zusammen? Damit, daß nach dem Grundsatze der jüdischen Ackervertheilung weder eine Familie übermäßig reich, noch eine andere dauernd arm werden konnte. Es kehrte das Gut immer im Jubeljahr zur Familie zurück; mit der allerbedeutendsten der socialen Fragen hing das also zusammen. Nun werden wir begreifen, daß hier allerdings ein uns ganz fremdes, aber in der That sehr hohes Princip im Gesetze ausgedrückt ist. Heute gilt das Individuum mehr, damals der Stamm. Damals hieß es, es kommt nicht darauf an, ob dem einzelnen Menschen sein Wille geschieht, das Heil der Gesammtheit (zu der er gehört) wird vor allem im Auge behalten. Nun, meine Herren, wiederum so leicht eine Verwechselung! Wir haben diese Verwechselung von uns abgewiesen, indem wir die Chaliza abgeschafft haben, wo eben ein ähnliches Verhältniß vorliegt; die Verwechselung nämlich ist diese: wenn wir den Sinn der alten Gesetze *kennen*, so trägt das gar sehr zur Verehrung des Judenthums bei. Wenn wir aber meinen, deshalb müßten wir diese Gesetze oder wenigstens Reste derselben noch *ausführen*, so trägt das wenig zur Verehrung des Judenthums bei (Beifall).

Und deshalb eben kommt es vor allem uns in unseren Bestrebungen darauf an, daß eine historische Erkenntniß aller derjenigen Gesetze verbreitet werde, die unser Leben regeln, ordnen, vertiefen, erheben; historische Erkenntniß! — Meine Herren, lassen Sie mich zunächst ein offenes Bekenntniß ablegen und daran einen Wunsch, eine Anregung anschließen;

mein offenes Bekenntniß in meinem, in Ihrer Aller Namen in Bezug auf das Judenthum oder die Juden. Das, was den Juden bis auf die neueste Zeit am allermeisten gefehlt hat, in Bezug auf die Entwickelung, ist: der historische Sinn! Vergessen wir nicht, meine Herren, der historische Sinn hat dem ganzen Mittelalter noch gänzlich gefehlt. Erst hundert Jahre etwa kann man zählen, daß der Sinn für die Erfassung der Culturangelegenheiten auf dem Wege der Geschichte den Völkern und den Deutschen ganz besonders aufgegangen ist. Die Juden sind viel später gekommen.

Wir wissen, meine Herren, daß es sehr gelehrte Leute gegeben hat, in der vorausgehenden Generation, bei denen wir noch in die Schule gegangen sind, die oft ein unsägliches historisches Material in sich hatten und doch gar keine historische Anschauung. —

Es liegt etwas in jener Weise, wie diese Männer die Welt angesehen haben, was auch ein bedeutsames Prinzip ist.

Ich kann es nicht ungesagt lassen. Wenn wir die Tragödien des Mittelalters oder die heiligen Spiele lesen oder auch spätere Dichter von großer Bedeutung — ich nenne nur einen: Calderon, und wir finden da, daß ein Stück gespielt wird, in welchem der liebe Gott und die Engel, Adam und Eva, zu gleicher Zeit Abraham und Moses und David und Salomon und die Apostel zusammen sich unterhalten, ohne alle Zeit, alles durcheinander in Bewegung ist, so macht das auf uns nach unserem historischen Sinne gewiß einen wunderlichen Eindruck.

Worin liegt denn doch die Bedeutung und Berechtigung in solcher Art zu denken und zu dichten? Es mit einem Worte Spinoza's bezeichnend, sage ich, sie betrachteten alles sub specie aeterni, unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit; die Zeit ist für sie nicht vorhanden (Beifall), es ist alles nur in Beziehung auf seinen Inhalt, auf seine Bedeutung angesehen, ohne Rücksicht auf die Zeit.

Dies war die Weise, wie unsere Väter die Sache angesehen, die Quellen der Religion, das ganze Schriftthum benutzt

und angewendet haben. Wir müssen weit davon entfernt sein, sie ohne weiteres zu verwerfen oder zu verachten. Es ist eine Art von metaphysischer Heiligkeit in der Art, wie sie die Dinge angesehen haben. Aber dem Verständnisse, der Erkenntniß, und darum der wirklichen Einsicht in die natürliche, historische und psychologische Organisation der Dinge blieben sie deshalb entrückt.

Deshalb, meine Herren, bedürfen wir vor Allem, wenn wir mit unseren Gedanken durchdringen wollen, der historischen Erkenntniß im Volke. Ich knüpfe daran eine Anregung, von welcher ich Sie bitten möchte, daß Sie sie zugleich als eine Art von Beispiel ansehen möchten, wie auch auf den folgenden Synoden allgemeine, wenn ich mich so ausdrücken darf, methodische Anregungen gegeben werden möchten, die sich nicht zu Anträgen und Resolutionen eignen, aber methodische Gedanken enthalten, wie die Sache des Fortschrittes und die Sache der Synode gefördert werden kann. Diese meine Anregung besteht darin, daß nicht blos historische Schriften geschrieben werden und auch populäre und viel und häufig und mit allen Mitteln im Volke verbreitet und nicht immer blos gesammthistorische Schriften, sondern Schriften über unsere Cultur, über die Gesetze, deren allmähliches Werden, allmähliche Umgestaltung, damit die Leute wissen, was sie an ihren Gesetzen haben, aus welcher Zeit sie stammen, in welcher Weise sie befolgt worden sind und noch befolgt werden sollen. Aber nicht blos Schriften, sondern auch das lebendige Wort, die Schule, sollte ebenfalls die Geschichte vorzugsweise pflegen, und zwar in diesem Sinne als eine, wenn ich mich so ausdrücken dürfte, Art von Dogmengeschichte, Geschichte der Entwickelung des Judenthums auch in seinen Lehren. Vor Allem aber an Sie, meine Herren Theologen, wende ich mich mit diesem Vorschlage. Ich habe bis jetzt, in der Wirklichkeit bei meiner allerdings geringen Kenntniß nur zwei Männer gefunden, welche die Geschichte auf die Kanzel gebracht haben, d. h. die Geschichte in der lebendigen Anwendung je bei der Gelegenheit wo es passend ist: Herr

Herzfeld und Herr Löw. Ich meine, es würde sich für alle Theologen ziemen, daß sie gerade darauf ihren Sinn richten, nicht blos immer raisonnirend, sondern historisch ihre Gedanken vorzubringen, und historische Ereignisse so viel möglich in ihre Predigt einzuflechten. — Das ist vielleicht eine Veränderung der überlieferten Homiletik, es ist aber Etwas, was wohlthätiger wirken kann, als alle bloßen Auseinandersetzungen über die Bedeutung der Dinge, und wenn sie auch noch so geistreiche sind (bravo). — Zu zeigen, wie mehr das Innere der Sache als das Aeußere, das Gesetzliche von der Synode betont wird, werden die Beschlüsse über die Sabbathfahrten, über das Orgelspiel wohl geeignet sein, und man wird den Sinn dieser Beschlüsse unmöglich verkennen können. Ich wünschte, daß namentlich auch ein anderer Beschluß, der vielleicht unbedeutend erscheint, aber hochwichtig ist, daß der Beschluß über die Aufhebung der bedenklichen Tage für die Schließung der Ehe (die Sephira-Zeit) in seiner wirklichen Bedeutung erkannt wird. Fast jede Religion liebt es von sich zu behaupten, sie habe keinen Aberglauben; bei den Juden hat man diesen Ausspruch auch sehr oft gehört; es ist eine Aufgabe der Synode, darüber zu wachen, daß der Ausspruch zur Wahrheit werde (Beifall). Man wird den Aberglauben, der, wo Menschen leben, zwischen den vier Wänden der Einzelnen waltet, vielleicht niemals ganz ausrotten können, aber wo irgend eine Spur desselben in einer Institution hinterlassen ist, wo er sich gesetzlich organisirt hat, da ist es Aufgabe der Synode, den Aberglauben auszurotten (bravo).

Aus bedeutendem Munde habe ich neuerdings kurz vor Zusammentritt der Synode den Ausspruch hören müssen: „Ich bin kein Freund der Synode, denn wozu die Beunruhigung der Gemüther?“ Als ob wir die Beunruhigung der Gemüther schüfen, als ob wir diejenigen wären, die die Fragen erregten oder Probleme aufstellten; als ob nicht Alles was jemals in einer religiösen Versammlung zum Austrag kommt, längst vorher von Einzelnen gedacht, von Einzelnen verkündet wäre?

Sind wir so einerseits schuldlos an den entstandenen Fragen, so wird anderseits die Schwierigkeit, sie zu lösen, allerdings sehr groß sein. Den Anderen aber, die still sitzen, die träge zusehen, das Gleiche von uns fordernd, müssen wir denn doch die Frage entgegenhalten: Was ist und was wird, wenn die Männer im Judenthum, welche den Fortschritt vor Augen sehen als Nothwendiges, als ein Ziel, dem zugestrebt werden muß; was ist und was wird, wenn sie die Hände in den Schooß legen? Die Gemüther werden vielleicht nicht beunruhigt, mag sein; aber wenn wir nun ganz es lassen bei dem blos trockenen, dürren Befolgen des Schulchan-Aruch, nicht blos bei der Vorschrift, sage ich, denn in Wahrheit werden sie nicht mehr befolgt, auch wenn die Synode neu sie sanctioniren möchte, und nur die Vorschrift, aber nicht die Befolgung bleibt unangetastet, — aber wenn es nun sogar auch nicht bei der Vorschrift, sondern bei der Befolgung all dieser Paragraphe des Schulchan-Aruch bliebe; wenn Alles wie vor fünfzig Jahren bei den deutschen Juden wäre: wäre da kein Fehler zu verbessern? kein Mangel zu ergänzen? „Wenn Ihr nahet, und ein Blindes darbringet, zu opfern, Een Rah? (Maleachi 1, 8) ist das nichts Böses?" Wenn Ihr nur einen blinden Glauben darbringt an die Tradition, ist das kein Böses? und „wenn Ihr ein Lahmes und Krankes darbringet: Een Rah? ist das nichts Böses?" und wenn Ihr eine lahme That, eine verclausulirte, mit Hinterthüren und Seitenpforten versehene, mit Sophistik versetzte und mit Scholastik erfüllte That darbringet und Eueren krankhaften Conservatismus für Religion ausgebet, ist das nichts Böses? (bravo). Krankhafter Conservatismus! das ist die zweite methodische Anregung, welche ich der Synode zu geben hätte. Meine Herren von der Synode! Verschließen wir uns wirklich gegebenen Thatsachen nicht und suchen wir Abhülfe zu schaffen, wo sie irgend möglich ist. Ihnen Allen ist bekannt, welche Wurzeln der Conservatismus hat. Er findet sich nicht blos bei denen, die wirklich mit ganzem Herzen an der Tradition hängen, mit dem Herzen und

deshalb auch mit der That. Sehen Sie sich doch in den Gemeinden um. Wie sind denn die Herren Vorsteher, die so sehr conservativ sind in allen Fragen oder die Parteiführer? Erfüllen sie den Schulchan-Aruch? Sind sie für ihr Leben conservativ? Nein. Es gilt für diese nur, deshalb nenne ich es eine krankhafte Art des Conservatismus, das Feststehenlassen jedes Buchstabens des Schulchan-Aruch aber an seiner Stelle (bravo). Ich kenne wohl die guten Wurzeln, welche der Conserservatismus, selbst dieser krankhafte noch hat; jene Männer, welche von des Jahres Anfang bis zu des Jahres Ende nur einmal in die Synagoge kommen, am Versöhnungstage, wenn sie hineintreten, verlangen sie die alten Töne zu hören; ihr Herz hängt mit der Religion noch zusammen, es ist wirkliche Pietät, aber ein dünner Faden von Pietät, der sie nur noch an diesem Tage in die Synagoge zieht. Da wollen sie wirklich erbaut sein, für sie gibt es wirklich keine andere Erbauung als mit jener alten gewohnten Form.

Ich ehre jene Reste von Pietät, ich begreife, daß man durch sie erbaut sein will; durch neue Dinge, gedankenvolle Predigt, durch Orgelspiel und deutsche Gesänge können sie ihren alten dünnen Faden der Religion nicht wiederfinden; ich ehre das, aber zu gleicher Zeit erkenne ich die Schmach, die darin liegt, daß eben der Faden so dünn geworden, daß man nichts weiter als eine kleinliche und äußerliche Erinnerung im Gotteshause finden will; eine Schmach ist's, daß man überhaupt nichts weiter von Religion weiß und will, als in den seltenen Malen, wo man mit ihr in Berührung kommt, namentlich dann, wenn eine Leiche aus der Familie auf der Erde liegt (bravo), daß man dann Nichts, als einige alte Erinnerungen erneuern will. Wer aber wahrhaft im religiösen Leben steht, wer neue Gedanken, wer frische wiederkehrende Gefühle religiöser Gesinnung sucht, der kann nicht in diesem Sinne conservativ sein; und doch sind jene seltenen Gäste, jene Fremdlinge im Gotteshause, in der Gemeindestube und in der Parteiversammlung so oft die Vorkämpfer des Conservatismus.

Meine Herren! Es ist die Aufgabe der Synode, dahin zu wirken, daß offen, aber auch nachhaltig, kräftig, vorzugsweise dahin gestrebt werde, daß solche Männer des Conservatismus an den Pranger gestellt werden (bravo).

Ich achte die Freiheit und gebe die Freiheit jeder Gesinnung, nur nicht solcher Herz- und Gesinnungslosigkeit, die so offenbar zweierlei Gesinnungen hat; bei sich zu Hause alle Gesetze und alle Bräuche abstreiten und abstreifen, aber sowie man in den Rath der Gemeinde oder in die Parteiversammlung kommt, dann den guten alten Frommen spielen. Ja die alten Zeiten waren gute alte Zeiten (bravo). Diese Herren modernen Frommen sind weder gut, noch auch haben sie wahre Verehrung für das Alte (bravo).

Wir rechten mit diesen Leuten nicht und wir richten sie nicht; aber sie haben kein Recht, für Conservative zu gelten, kein Recht, als Parteigänger den Ueberzeugungen derer entgegenzutreten, welche mit geistiger Anspannung, mit Fleiß, Eifer und Hingebung unausgesetzt für die wahre Erhaltung des Judenthums, für seine Veredlung und Fortbildung thätig sind.

Und nun, meine Herren, welches ist das Ziel, dem wir entgegenstreben?

Ueber all' das, was ein Mensch thut und treibt, hebt ihn das Höhere hinaus, was er noch nicht erreicht hat; jedem Guten schwebt das Beste, jedem Strebsamen das Höchste vor, jeder Mensch hat bei wahrhafter Arbeit ein Ideal; welches ist das Ideal, dem wir zustreben?

Meine Herren! So man in die Geschichte der Religionsbewegungen hineinblickt, läßt sich leicht beobachten, daß jede große religiöse Bewegung, jede große Reformation darauf hinausgeht, nicht sowohl ein Neues zu schaffen, als ein Altes in der eigenen Religion wieder zu beleben. Selbst bei Neuschöpfungen von Religionen ist es meistens die Hinweisung auf alte Weissagungen, die sich erfüllen sollen; es soll nicht zerstört, sondern bestätigt, nur anders, tiefer, inniger soll das Alte

erfüllt werden. Auch wir trachten danach, nichts Neues im Judenthum zu schaffen, hat doch die Resolution kräftig, deutlich genug es ausgesprochen.

Wir erkennen einen Zug der Entwickelung innerhalb des Judenthums, wir erkennen den historischen Gang desselben als einen Leitfaden, der uns führen soll in der Zukunft. Nicht zu allen Zeiten also war das Judenthum gleich. Es gab eine Zeit, welche wir als die Glanzepoche desselben betrachten müssen, die aber nur in ihren Ansätzen, nur bei ihren Verkündern wirklich und verwirklicht erschienen ist; aber noch war die Zeit für das Volk nicht erfüllt. Es ist das die Zeit der großen Propheten; das prophetische Judenthum ist das Ziel, dem wir zusteuern alle Zeit (Beifall). Die Synode ist nichts anderes als Vorberathung und Vorbereitung, Mithülfe zur Wiederbelebung, zur wirklichen Einführung des prophetischen Judenthums (bravo). Der edle Micha, der feste Maleachi, der gewaltige hohe Jesaias, der tiefernste Jeremias, in Einem sind sie alle gleich, sie betonen im Gegensatz zu aller Aeußerlichkeit des religiösen Lebens das Innere, die Gesinnung, die Sittlichkeit des Wollens und des Handelns gegenüber dem Opfer, gegen Lippendienst, gegen alle Aeußerlichkeit und Werkheiligkeit. Welch ein gewaltiges Wort, unerfüllt in den drittehalbtausend Jahren beinahe, die seit seinem Ausspruch verflossen sind, und immer und immer wieder der Erfüllung harrend, welch ein gewaltiges Wort, jene Weissagung des Jeremias (Jeremias 31, 31): „Siehe, die Tage kommen und ich schließe mit dem Hause Israel und dem Hause Juda einen neuen Bund; nicht wie jener Bund, den ich mit ihren Vätern geschlossen habe als ich sie bei der Hand ergriff und hinausführte aus dem Land Mizraim, den sie zerstört haben, sondern dies ist der neue Bund, den ich mit ihnen geschlossen habe, meine Lehre lege ich in ihr Inneres und schreibe sie in ihre Herzen."

Wenn einst die Religion, der Bund uns ins Innere geschrieben ist, nicht nur mit endlichen und vergänglichen Buch-

staben, sondern geschrieben von der Hand Gottes ins Herz der Menschen, dann ist gekommen die prophetische Zeit (bravo). Und in der That, wie klein auch diese Versammlung noch sein mag, wir erwarten fort und fort, daß sie ein Beginn ist zu jener großen Mitarbeit, welche zu vollziehen ist, um die letzte, die höchste Leistung des Judenthums hervorzubringen. Als Balak seinen Propheten vergeblich gerufen hatte, daß er Israel fluchen sollte, dieser, da er die Zelte Jakob's ausgebreitet gesehen hatte, vielmehr segnete, da führte er ihn an eine andere Stelle, von welcher er nicht das ganze, sondern nur einen kleinen Theil sehen konnte. Immer meinen die Feinde des Geistes, es komme auf die Zahl an; nur einen kleinen Theil jener strebsamen Männer, die von gleichem Streben beseelt, von gleicher Gesinnung erfüllt sind, seht Ihr in der Synode. Aber der Prophet ward dadurch nicht beirrt, das Wort des Segens, das Gott auf seine Lippen gelegt hatte, sprach er aus. Habe ich einmal zu segnen angefangen, auf der vorigen Versammlung die Hoffnung der Synode gesegnet, ich segne sie fürder und nehme es nicht zurück. (4. Buch Mos. 23, 20.) (Bravo) Wie die Wahrheit aufsprießen wird von der Erde, wird sie auch als das Gerechte vom Himmel erschaut. (Psalm 85, 11. 12.) Wird der allgütige Gott sein Gutes geben in religiöser Gesinnung, dann wird auch die Cultur dieses Landes, so werden die Strömungen der Wissenschaft und der Kunst ihren Beitrag geben zur Herbeiführung dieses Zieles. Denn alle Ströme gehen ins Meer und das Meer wird nicht voll. (Pr. Salom. 1, 7.) Alle Ströme idealen Lebens, idealer Gesinnung und idealer Bestrebungen, sie gehen alle ins Meer des religiös-sittlichen Lebens. Was der Mensch auch sinnt und thut und treibt, das zum Guten führen soll: es führt zurück in das große, wogende Meer, in die endlose, gewaltige, flutende Fülle des sittlich-religiösen Geistes in der Menschheit. (Anhaltender Beifall.)

Die Aufgabe der Synode.

1) Das Judenthum hat seit seinem in die frühe Vorzeit hinaufreichenden Bestande verschiedene Phasen der Entwickelung durchlaufen und in denselben sein innerstes Wesen immer mehr entfaltet.

2) Ein neuer, höchst bedeutungsvoller Wendepunkt ist in seiner Geschichte eingetreten. Der Geist der wahren Gotteserkenntniß und der reinen Sittlichkeit erfüllt immer mehr das Gesammtbewußtsein der Menschheit und prägt sich im Leben der Völker, im Staat und Bürgerthum, in Kunst und Wissenschaft immer deutlicher aus. Das Judenthum erkennt hierin mit Freuden eine Annäherung an die Ziele, die ihm auf seiner geschichtlichen Bahn zu allen Zeiten vorgeleuchtet haben.

3) Wesen und Aufgaben des Judenthums bleiben an und für sich unveränderlich dieselben; der mächtige Umschwung jedoch, der in den Anschauungen der gesammten Menschheit und der Bekenner des Judenthums insbesondere sich unaufhaltsam vollzieht, sowie die völlig veränderte Stellung desselben inmitten der Völker, hat ein dringendes Bedürfniß der Neugestaltung vieler seiner Formen hervorgerufen.

4) Das Judenthum hat von seinem Anbeginne auf Erkenntniß gedrungen und in gleicher Weise stets die Uebereinstimmung zwischen Gedanken, Gefühl und That vorausgesetzt und gefordert. In diesem Sinne sucht es muthig und zuversichtlich jene Umwandlung ins Werk zu setzen und folgt nur seinem innersten Grundtriebe, wenn es in voller Werthschätzung der von ihm bewahrten, höheren und ewigen Lebensgüter, mit aller Anerkennung und Ehrerbietung gegen die Vergangenheit nach den Ergebnissen ernster, wissenschaftlicher Forschung bestrebt ist, das Veraltete und Zweckwidrige zu beseitigen und sich im Geiste der neuen Zeit fortzubilden.

5) Die Synode will ein Organ dieser Fortbildung sein. In ihr sollen die im heutigen Judenthum lebenden Ueberzeugungen und Bestrebungen ihren entschiedenen Ausdruck finden.

Sie will mit klarem Bewußtsein dahin wirken, daß die im Judenthume seit mehreren Jahrzehnten angestrebte Umgestaltung von einem möglichst einheitlichen Geiste geleitet und mit möglichst gleicher Rücksicht auf die Bedürfnisse aller unserer Religionsgenossen zu einem gedeihlichen Ziele geführt werde. Sie will das Band der Einheit, welches die Religionsgenossen umschlingt, vor Lockerung bewahren und die gemeinsamen, höheren Interessen im Leben und Wissenschaft nach Kräften fördern.

6) Die Synode nimmt für ihre Beschlüsse keine andere Geltung in Anspruch als diejenige, welche die Kraft der Wahrheit, des heiligen Ernstes und der festen Ueberzeugung verleiht; sie weiß aber, daß diese Kraft, die einzige, welche im Gebiete der Religion wirken soll, eine unwiderstehliche ist, und zuletzt trotz aller Schwierigkeiten und Hemmnisse den Sieg erlangen muß.

7) Indem die Synode den Anforderungen der Zeit nachzukommen strebt, hält sie sich davon versichert, daß sie für die Erhaltung des Judenthums wirkt. In dieser Weise fühlt sie sich eins mit dem Geiste des Judenthums in seiner ganzen geschichtlichen Entwickelung, e i n s mit allen ihren Religionsgenossen, welcher Richtung sie auch folgen mögen, und hofft ein Werk der Versöhnung zu stiften, freilich nicht für den nächsten Augenblick und nicht durch Verleugnung der Gesinnungen, sondern durch den Geist der Wahrheit, der, dem Ausspruche unserer alten Lehrer gemäß, die Grundbedingung des Friedens ist.

8) Die Aufgabe der Synode soll durch die vorhergehende Erklärung nicht abgeschlossen sein. Bei dem innigen Zusammenhange zwischen dem religiösen Leben und den socialen und bürgerlichen Verhältnissen erscheint es vielmehr der Synode als unabweisliche Pflicht, in den an sie herantretenden Fällen dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit auch in Beziehung auf die bürgerliche und sociale Stellung der Religionsgenossen den angemessenen Ausdruck zu verleihen.

Was heißt national?

Vorbemerkung.

Dieser Vortrag ist am 2. December d. J. vor einer geladenen Gesellschaft gehalten worden. Die Gelegenheit dafür war die Generalversammlung der Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums; der Anlaß: die neuerlichen Agitationen gegen die Juden.

Der erste Theil betrifft die Frage der Nationalität überhaupt; der zweite das Verhältniß der Juden und speciell der deutschen Juden zu derselben.

Da über die Aufgabe der Hochschule, wie ich höre, vielfache Irrthümer verbreitet sind, lasse ich hier zwei Paragraphen des Statuts derselben folgen. Ich will nur noch eine Bemerkung daran knüpfen. Man klagt über die Verbreitung des Materialismus unter den Juden und durch die Juden. Daß der Materialismus, der theoretische wie der praktische, ein specifisch jüdisches Erzeugniß sei, wird Niemand beweisen, ja wohl kaum behaupten wollen; daß er leider *auch* unter den Juden stark verbreitet ist, beklagt man unter Juden wohl am meisten. Daß es damit indeß nicht allzu arg bestellt sein mag, dafür zeugt wohl die eine Thatsache, daß in den letzten dreißig Jahren in Deutschland drei höhere Lehranstalten ganz ausschließlich für Ideal-Wissenschaft und lediglich aus privaten Mitteln gestiftet wurden und erhalten werden; nicht einmal die Gemeinden als solche sind bei der Stiftung und Erhaltung dieser Hochschulen betheiligt. Einzig und allein freiwillige Spenden haben diese Bildungsanstalten geschaffen, welche die Schätze ethischer und religiöser Erbweisheit nach der Methode und auf dem Höhengrade deutscher Wissenschaft zu bearbeiten sich bemühen.

Berlin, December 1879.

§ 24

(des Statuts der Hochschule).

Die Vorlesungen, welche an der Hochschule gehalten werden, sollen sich über alle Zweige der Wissenschaft des Judenthums verbreiten.

Dieselben sollen die Universitäts-Studien ergänzen, insbesondere dergestalt, daß diejenigen, welche sich dem Rabbinats- und Predigt-Amte widmen, Gelegenheit zu ihrer vollständigen Ausbildung finden.

§ 28.

Alle Vorlesungen und Uebungen sind unentgeltlich.

Die Gegenstände der Vorlesungen an der Hochschule sind ungefähr folgende:

1) Einleitung in die Wissenschaft des Judenthums (Encyklopädie und Methodologie).
2) Einleitung in die biblischen Bücher.
3) Biblische Exegese.
4) Geschichte der Bibel-Auslegung unter den Juden.
5) Darlegung der religiösen Idee in den biblischen Schriften.
6) Geschichte der hebräischen Sprache. Das Hebräische und Aramäische in der nachbiblischen Literatur der Juden.

7) Einleitung in den Talmud. Interpretation des Talmuds, der Commentare und der Codices.
8) Geschichte der Halacha und Haggada.
9) Geschichte der den Talmud nicht anerkennenden Abzweigungen im Judenthum. (Samariter, Sadducäer und Böethusen, Karäer.)

10) Geschichte der Juden und der jüdischen Literatur.
11) Geschichte der jüdischen Religionslehre und Philosophie.

12) Stellung, Lehrinhalt und Aufgabe des Judenthums in der Gegenwart.
13) Vergleichende Religionsgeschichte.
14) Ethik und Religionsphilosophie.

15) Homiletik mit Berücksichtigung der Haggada.

Verehrte Anwesende!

Ein Vortrag, zu welchem eingeladen wird, ist ungewöhnlich; die Umstände, unter welchen er gehalten wird, der Anlaß dazu, sind nicht minder ungewöhnlich. — Wir haben nur Juden eingeladen; nicht als ob dieser Vortrag geheim gehalten werden sollte; „möchte doch die ganze Welt uns hören", kann ich mit Nathan sagen. Aber die wesentliche Aufgabe desselben ist, für uns selbst, für unsere Glaubensgenossen Klärung und Belehrung zu schaffen. Erwarten Sie auch nicht, daß ich, wie es etwa in einer öffentlichen Versammlung geschehen müßte, mich auf den Boden des Kampfes stellen werde. Gegen all das, was so in der letzten Zeit wider uns geredet und geschrieben worden ist, habe ich hier nur den einen Ausdruck des — Dankes. Ja, des Dankes. Die Aerzte wissen es; am besten ist es, wenn, was innen krankhaft ist, herauskommt; dann wächst die Hoffnung, daß man den Schaden heilen könne. — Ob auch wir zur Heilung dieses Schadens beitragen können?

Im Grunde genommen, sollten wir schweigen; sollten wir schweigen dürfen und die Heilung erwarten. Denn für uns als Juden existirt keine Frage als berechtigter Gegenstand eines Streites. Was man wieder einmal die Judenfrage nennt, ist lediglich eine deutsche Frage. Die Frage der Humanität ist in diesem Falle, da wir das Object derselben sind, da wir die Humanität zu erwarten und zu fordern haben, nicht die unsrige, sondern die der ganzen deutschen Nation. Ueberall und immer ist die Frage der Humanität und der Gerechtigkeit wichtiger für den der sie zu gewähren, als für den, der sie zu empfangen hat. Aber wir sind Deutsche, als Deutsche müssen wir reden.

Wenn wir aus sonst hochgeschätzter Feder einen Artikel lesen müssen, der sich in seinem Gedankengang auf der Fläche der antisemitischen Liga bewegt, dann röthen sich unsere Wangen; aber wer auf dem Standpunkt der Humanität steht, der wird wissen, daß es nicht die Zornesröthe des Juden, sondern die Schamröthe des Deutschen ist, die auf unserer Wange brennt. — Aber eben deshalb rufe ich Ihnen vor Allem, nicht blos für diese Stunde, sondern für unser ganzes Verhalten in der Sache zu: lassen wir uns nicht verbittern! bleiben wir in der festen Ruhe dessen, für den die Wahrheit und die Gerechtigkeit ist. Suchen wir aber, um diese feste Ruhe zu bewahren, die Klarheit, die Klarheit für uns selbst, über uns selbst.

Darauf allein kommt es an, daß wir mit der Ruhe der wissenschaftlichen Betrachtung und auf dem Grunde derselben erkennen, wie wir in Wahrheit stehen; daß von der Nichtigkeit und Ungerechtigkeit der Angriffe, die gegen uns geführt werden, vor Allen wir selbst die deutlichste Einsicht gewinnen.

Den ersten Schritt dazu sollten wir, wie ich glaubte, diesen Abend mit der Beantwortung der Frage thun, welche ich angekündigt habe.

Denn die ganze Aufregung, welche neuerdings wieder gegen die Glaubensgenossenschaft der Juden erzeugt worden ist, gründet sich auf die Voraussetzung, daß diese überhaupt etwas Besonderes, Selbständiges, der ganzen übrigen Bevölkerung des Landes Entgegenstehendes sei. Die Antwort aber auf die Frage: worin und wodurch denn nun die Besonderheit und Eigenheit bestehe, gipfelt in dem Satze: der Jude hat eine besondere, von der deutschen verschiedene, Nationalität. Das kann man von den untersten Scribenten bis hinauf zu denen hören, welche dem Kreise der wissenschaftlichen Forscher angehören.

Wir haben deshalb das höchste Interesse daran, den Begriff der Nationalität aufzuhellen und festzustellen, zumal nicht etwa blos in dem einen Fall, sondern in mannigfachen Beziehungen, der Begriff der „Nation“ oder des „Volkes“ zu

denen gehört, welche unsäglich oft irrthümlich und oberflächlich gefaßt werden.

Dieser Begriff, bemerkt auch Rümelin mit Recht, „will sich schwer fest anfassen und scharf umgrenzen lassen", — obgleich „er uns doch auf Schritt und Tritt im Leben wie in der Wissenschaft entgegentritt". Ich bin nun in der glücklichen Lage, Ihnen meine Ansicht darüber als eine schlechthin unbefangene, nicht etwa bei dem gegenwärtigen Anlaß, sondern vorlängst und fern von jeder speciellen Anwendung entstandene vorlegen und zugleich zeigen zu können, daß dieselbe in den wesentlichsten uns gegenwärtig berührenden Punkten von hervorragenden Forschern getheilt wird.

Als im Jahre 1859 die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft begründet wurde, hatten wir, als die Herausgeber derselben — Steinthal und ich — im ersten einleitenden Aufsatze das Programm der damit neu in Reih und Glied der Wissenschaften eintretenden Disciplin zu entwerfen. Selbstverständlich war es dort unsere Aufgabe, wenn von Völkerpsychologie, also von psychologischer Erforschung der Nationen die Rede ist, vor allem den Begriff dessen: was eine Nation ist? zu suchen. Nicht lange darauf hat ein anderer Forscher, R. Boeckh, in unserer Zeitschrift im 4. Bande über „Die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität" gehandelt.

Ob der Kürze der Zeit, die uns hier zugemessen ist, hebe ich aus der weitschichtigen Untersuchung nur die wichtigsten Punkte hervor. In seiner außerordentlich scharfsinnigen und eindringlichen Arbeit sucht Boeckh vor Allem irrige Meinungen zu entkräften und nachzuweisen, was nicht die Nationalität begründet, um dann zu dem positiven Schluß zu kommen, daß nur die Sprache das eigentliche Kennzeichen derselben sei. Da wird gezeigt, daß nicht, wie man zuweilen geglaubt hat, die gleiche Art der Wohnung, der Sitten und Gebräuche die Einheit einer Nation ausmacht; denn theils finden sich innerhalb derselben Nation verschiedene Gruppen mit verschiedenen

Sitten, mit verschiedenen Gebräuchen, theils finden wir dieselben Sitten und dieselben Gebräuche, dieselbe Art von Wohnungen bei verschiedenen Nationen; folglich kann nicht das, was durch eine Schilderung der Sitten und Gebräuche an Merkmalen für eine Vielheit von Menschen aufgebracht wird, das Wesen ihrer Nationalität ausmachen.

Auch nicht das Territorium, welches sie bewohnen. Ungemein wichtig zwar für die Gründung der Nationalitäten ist es, daß die Menschen zusammen wohnen; denn wie ihr äußerer Wohnsitz zusammenhängt, wird dann sehr bald auch ihr inneres Leben ähnlich, sie werden auch innerlich eine Einheit. Die territoriale Theilung und Verbindung der Menschen ist die Basis ihrer politischen Einigung, weil sie die Aufrechterhaltung der geschlossenen Einheiten, die Vertheidigung und Freiheit der Länder gegeneinander bedingt.

Wenn wir von der Vorsehung reden, von dem Schicksal, das dem Menschen geordnet wird: hier ist der feste Boden desselben. Die erste Bestimmung des Schicksals ist: wo der Mensch geboren wird. Allein schon die politische, vollends aber die nationale Einheit läßt sich auf die territoriale nicht begründen. Ich rede nicht von den Ausnahmen, daß schon erstarkte Nationen und Staaten in Enclaven und Colonien über den territorialen Zusammenhang hinaus sich dehnen, daß sie innerhalb des geschlossenen Landes in verschiedene Staaten sich spalten. Auf demselben Territorium finden wir Menschen verschiedener Nationalität, nicht blos vorübergehend, als Fremde, sondern auch dauernd, und umgekehrt Menschen gleicher Nationalität vertheilen sich auf verschiedene Territorien.

Am wichtigsten aber ist es, daß die territorialen Grenzen schwankend, ihre Bestimmung von subjectiver Ansicht abhängig ist. So viel fehlt, daß man die Grenzen einer Nation von der des Landes, das sie bewohnt, abhängig machen kann, daß vielmehr die Scheidung der Völker ihnen selbst zweifellos, die Grenzen des Landes aber Gegenstand fast unaufhörlicher Kämpfe sind.

Ganz ebenso verhält es sich mit der Staatsangehörigkeit. Gewiß, in den ältesten Zeiten fielen die Grenzen des Staates mit den Grenzen der Nation meistentheils zusammen. In neueren Zeiten gibt es fast gar keinen Staat, der nur aus einer Nationalität besteht, und es gibt keine Nation, welche nur in einem Staate sich befindet.

Nicht anders ist es mit der Religion. In den ältesten Zeiten waren Nationalität und Religion meist in denselben Grenzen; gegenwärtig gibt es schlechterdings keine Religion von den irgendwie höher entwickelten, welche nur in einer Nation ihre Bekenner hätte; und umgekehrt gibt es kaum eine Nation, in welcher nur eine Religion bei allen Angehörigen wirklich vorhanden wäre.

Aber auch das, was man so oft und so leicht für gleichbedeutend mit Nationalität hält, die Abstammung der Menschen ist keineswegs das wahre Kennzeichen derselben; durchaus nicht alle diejenigen, welche eine gemeinsame Abstammung haben, gehören zu derselben Nation, und umgekehrt in jeder Nation finden wir Menschen von verschiedener Abstammung. Betrachten wir zunächst das letzte, so ist jede europäische Nationalität ein Beispiel dafür; es gibt gar keine Nationalität, welche von reiner ungemischter Abstammung ist. Hier auf dem Boden, wo wir uns bewegen, haben Sie eine durchgehende Mischung von Slaven und von Deutschen; in Italien kann man zwei, ja beinahe drei Mal die Mischung der Abstammung beobachten, welche schließlich in die Einheit der italienischen Nationalität aufgegangen sind. Umgekehrt die Holländer, die Vlamländer sind deutscher Abstammung, aber sie werden sich keineswegs zur deutschen Nation rechnen. „Die Absonderung der Nation nach Abstammung der Individuen ist deshalb theoretisch unrichtig und praktisch nicht recht ausführbar, weil sie voraussetzen würde, daß die zu verschiedenen Nationen gehörigen Individuen sich nur unter einander fortgepflanzt hätten, oder aber, daß durch jede vorgekommene Mischung eine neue Nationalität entstanden sei. Beides trifft

nicht zu..... Zu welcher Nation will der, welcher die Abstammung für maßgebend hält, die schon nicht wenigen Nachkommen deutscher und jüdischer Abstammung rechnen, auch wenn denselben das äußere Gepräge des einen oder anderen Volksstammes bleibt? zu welcher Nation die Angehörigen zweier indoeuropäischen oder gar zweier germanischen Nationen? Die Buchführung über die Menschheit gibt uns nicht das Material, die Abstammung der Individuen festzustellen. Wie viele Menschen kennen auf zehn Generationen zurück die Tausend Väter und Mütter, denen sie ihr Dasein verdanken; und gibt es auch nur einen Menschen, der seine Abstammung auf zwanzig Generationen zurück, d. h. bis zu der Million von Namen verfolgen könnte, welche dort als seine Vorfahren erscheinen? u. s. w."

Das also, was als das wesentlichste Kennzeichen bleibt, nachdem alle anderen in ausführlicher Weise mit Beweisgründen zurückgewiesen sind, ist: die Sprache.

„Die Sprache ist das unverkennbare Band, welches alle Glieder einer Nation zu einer geistigen Gemeinschaft verknüpft; in der ersten menschlichen Gemeinschaft durch das Bedürfniß des gegenseitigen Verständnisses erzeugt, bewirkt sie fortdauernd die Möglichkeit dieses Verständnisses. Das Kind ... empfängt mit der Sprache des Hauses die erste Besonderheit des menschlichen Lebens; in ihr erfreut es sich des menschlichen Ausdrucks und damit des Bewußtseins; in der Familiensprache entwickelt es die Fähigkeit zu denken..... So ist, so weit dieselbe Sprache reicht, die Berührung der Sprachgenossen der Austausch der mannigfaltigen Ausbildung des innerlich Einen."

Boeckh erörtert dort (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Band IV, S. 264 f.) auch die Gründe, weshalb diese Anschauung vom Wesen der Nationalität gerade im deutschen Volke am klarsten hervorgetreten ist, und schließt mit den Worten: „Dem frei gewordenen deutschen Gedanken wurde es leichter, die Form zu finden, in welcher der Geist jeder Nation sich mit voller Bestimmtheit und Treue verkörpert,

die Form, welche — dieselbe für alle — jeden, dessen Geist sich in ihr bewegt, als einen der Nation angehörigen bezeichnet."

Im Anschluß an diese Resultate von Boeckh will ich zunächst aus unserer eigenen Untersuchung noch zwei Gesichtspunkte, den einen gegen die Abstammung und den anderen für die Sprache hier anführen:

„Die Beantwortung der Frage: was ist ein Volk? scheint zunächst den Sinn zu haben, als handle es sich um eine, in naturgeschichtlicher Weise gemachte Eintheilung der Menschenart nach ihren Varietäten und nach den immer geringer werdenden Unterschieden und Formungen, und der dagegen im gleichen Grade wachsenden Aehnlichkeit und Zusammengehörigkeit; und als früge es sich dann: wo liegt auf dieser Stufenleiter von geringerer oder größerer Verbindung und Gesondertheit aus daraus folgenden Ueber- und Unterordnungen der Grad und der Umfang, den wir als Volk bezeichnen. Wie man fragt: welchen Grad der Aehnlichkeit, welche gleichen Merkmale müssen zwei Pflanzen oder Thiere haben, welche zu einer Familie oder einer Art gerechnet werden sollen? so meint man fragen zu müssen: was werden zwei Menschen gemeinsam haben, die zu einem Volke gehören sollen? — Eine solche Classification des Menschengeschlechts würde eine genealogische sein müssen. Allein in der Reihe der so entstehenden vom ganzen Geschlechte abwärts immer geringer an Umfang werdenden Klassen, auf dieser Stufenleiter der Aehnlichkeit liegt der Punkt, die Klasse Volk nirgends, weil er überhaupt nicht auf diesen natürlichen Verhältnissen beruht, weil thatsächlich fast bei jedem Volke andere genealogische Verhältnisse obwalten, weil also der Begriff Volk gar nicht vom leiblichen, zoologischen Gesichtspunkt aus gebildet ist, sondern von einem geistigen. Demnach ist die Frage (nämlich als ob es sich um die Abstammung handelte) falsch gestellt und darum nicht zu beantworten; sie ist vor allem anders zu fassen."

Für die Sprache, als das wichtigste objective Element zur Bildung der nationalen Einheit will ich nur noch Folgendes

hervorheben (Zeitschrift, Band I, S. 41 f.): Man kann im Bewußtsein Inhalt und Form unterscheiden. Der Inhalt liegt in den Empfindungen und den daraus gebildeten Vorstellungen und Begriffen nebst den ihnen anhaftenden Gefühlen. Die Form liegt in der Bewegung dieses Inhalts durch das Bewußtsein hindurch, oder in der Verbindung der Elemente desselben. Sowohl im Inhalt, wie in der Form bekundet sich die Volkseigenthümlichkeit, feiner aber, zarter und inniger in der Form. Alle Elemente nun, die das Volksbewußtsein ausmachen, Religion, Sitte, Verfassung u. s. w. sind ein Gedankeninhalt; die Sprache allein stellt neben dem Vorstellungsinhalt in den Wörtern auch die Gedankenform dar, die Gedankenbewegung, in der Wortbeugung und den Satzbildungsmitteln. Die Sprache enthält nicht nur die Weltanschauung des Volkes, sondern ist auch das Abbild der anschauenden Thätigkeit selbst. Erst in späten Zeiten der Cultur eines Volkes tritt die Wissenschaft auf und setzt in einzelnen Individuen die Kundgebung der psychischen Bewegung fort, welche in der Sprache sich allgemein geäußert hatte."

Und dennoch, während so die tiefe Bedeutung der Sprache als Charaktermerkmal der Nationalität auch von uns anerkannt ist, bestreiten wir, daß sie, und vollends sie allein, das Wesen der Nationalität ausdrücken und die Grenzen der Nationen bestimmen kann.

Die wahre Natur und das eigentliche Wesen der Nationalität ist nur aus dem Geiste zu verstehen. (Zeitschrift, Band I, S. 34 f.)

„In die natürliche Vertheilung des Menschengeschlechts nämlich nach Racen, größeren und kleineren Stammgruppen, Stämmen, Familienvereinen, Familien greift der Geist, die Freiheit, die Geschichte ein und trennt natürlich Zusammengehöriges, vermischt natürlich Verschiedenes oder ähnlicht dasselbe einander an. Die geistige Verwandtschaft und Verschiedenheit ist also unabhängig von der genealogischen. Auf diesem Eingriff nun der geistigen, geschichtlichen Verhältnisse in die natürlich gegebenen Unterschiede beruht der Begriff Volk; und das, was

ein Volk zu eben diesem macht, liegt wesentlich nicht sowohl in gewissen objectiven Verhältnissen, wie Abstammung, Sprache u. s. w. an sich als solchen, als vielmehr blos in der subjectiven Ansicht der Glieder des Volks, welche sich alle zusammen als ein Volk *ansehen*. Der Begriff Volk beruht auf der subjectiven Ansicht der Glieder des Volkes selbst von sich selbst, von ihrer Gleichheit und Zusammengehörigkeit. Handelt es sich um Pflanzen und Thiere, so ist es der Naturforscher, der sie nach objectiven Merkmalen in ihre Arten versetzt; Menschen aber fragen wir, zu welchem Volke sie sich zählen. Race und Stamm bestimmt auch dem Menschen der Forscher objectiv; das Volk bestimmt sich der Mensch selbst subjectiv, er rechnet sich zu ihm." — „Man wundere sich nicht über die subjective Natur, die wir dem Begriffe Volk zuerkennen. Das Volk ist ein rein geistiges Wesen ohne irgend etwas, was man anders als blos nach Analogie ganz eigentlich seinen Leib nennen könnte, wenn es auch nicht unabhängig ist von materiellen Verhältnissen. Volk ist ein geistiges Erzeugniß der Einzelnen, welche zu ihm gehören; sie sind nicht ein Volk, sie *schaffen* es nur *unaufhörlich*. Genauer ausgedrückt ist Volk das erste Erzeugniß des Volksgeistes; denn eben nicht als Einzelne schaffen die Einzelnen das Volk, sondern insofern sie ihre Vereinzelung aufheben. Das Bewußtsein von dieser Selbstaufhebung und von dem Aufgehen in einem allgemeinen Volksgeiste spricht sich aus in der Vorstellung Volk. Der Volksgeist schafft die Vorstellung und damit auch die Sache Volk."

Nicht wir also haben aus uns, d. h. aus der Prüfung objectiver Verhältnisse eine Definition von Volk zu geben, als von einem festen, objectiven Begriffe, der einem festen Objecte entspräche; sondern wir haben die vorhandenen subjectiven, von den Völkern stillschweigend (implicite) gegebenen Definitionen von sich selbst zu erläutern. Denn es leuchtet auch ein, daß nicht jedes Volk dieselbe Definition oder denselben Begriff Volk zu haben braucht, wie auch jedes auf besonderem Grunde ruht. Nach anderen Merkmalen rechnet der Franzose jemanden zum

französischen Volke, nach anderen sieht der Deutsche den Deutschen als solchen an u. s. w. (Vgl. oben Boeckh über die deutsche Schätzung der Sprache als Merkmal des Volksbegriffs.) Wie jedes Individuum, also hat auch jedes Volk sein eigenthümliches Selbstbewußtsein, wodurch es erst zu einem besonderen Volke wird, wie jenes zu einer besonderen Person; und wie jedes Einzelnen, so beruht auch des Volkes Selbstbewußtsein auf einem bestimmten objectiven Inhalt; das Selbstbewußtsein geht aus dem Bewußtsein hervor, seine Kraft und seine Würde richtet sich nach letzterem; so wird auch das Selbstbewußtsein des Volkes sich immer auch auf solche objective Verhältnisse wie Abstammung, Sprache, Staatsleben u. s. w. stützen; der springende Punkt in ihm aber, oder das Licht, womit er sich beleuchtet ist jener subjective, freie Act der Selbsterfassung als ein Ganzes und als ein Volk.

Getragen also wird dieser subjective Zusammenhang im Geiste einer Nation, und ausgebildet, weil innerlich erlebt, am meisten durch die Geschichte derselben, im weitesten Sinne des Wortes. In dem Maße als ein Einzelner, oder er mit seiner Familie, und diese vollends in der Abfolge mehrerer Geschlechter an dem Laufe der Geschichte passiven und activen Antheil genommen, wächst auch das subjective Band der Zugehörigkeit zu einander. Krankheit und Mißwachs trifft als Plage des Landes Bewohner ohne nach Religion, nach Abstammung, nach Sprache zu fragen; aber als gemeinsames Geschick einigen sie die Gemüther. Die Segnungen des Friedens, aber auch die Last, die Sorge, die Opfer des Krieges sind allen gemeinsam, allen gemeinsam aber auch die Tugenden, die der Krieg gefordert und gestählt hat. Schulter an Schulter kämpfend, wachsen den Männern auch die Herzen zur Einheit der geschichtlichen That. So gelangen auch getrennte, auch feindlich gegen einander stehende Stämme zur nationalen Einheit. Der Wille — dieses persönlichste, den Charakter am meisten bestimmende Element des menschlichen Gemüths — der Wille der Stämme allein entscheidet; der in der That bewährte Wille allein hat im deutschen Reich eine

Einheit aus solchen geschaffen, welche vor weniger als einem Jahrzehnt als Feinde auf Blut und Tod mit einander gerungen hatten. Nicht am wenigsten bindet, wie wir Deutsche es am besten wissen, die gemeinsame Geschichte des geistigen Lebens die Individuen und Stämme zur Einheit der Nation. Die gleichen Stoffe und Stufen der Bildung, der Austausch der Kräfte und Erzeugnisse des Geistes, die gemeinsame Erhebung des Gemüths und Läuterung der Gesinnung durch Dichten und Denken, die emsige, sich gegenseitig unterstützende Forschung in gleichen, die fruchtbare Durchdringung in verschiedenen Gebieten des Wissens, kurz die das innere Leben bildende und gestaltende Strömung des Geistes erzeugt in Allen nach dem Maße ihrer Theilnahme daran auch das Bewußtsein ihrer national-geistigen Einheit.

Gustav Rümelin, Kanzler der Universität Tübingen, obwohl sonst in manchen und wesentlichen Stücken von unserer Anschauung abweichend, stimmt doch der hier entwickelten Ansicht vom Wesen des „Volkes" vollkommen bei. Seine im Jahre 1872 gehaltene Rede über den Begriff des „Volkes"*) bietet uns einen Gedankengang voll Feinheit und Tiefe, der die reichsten Kenntnisse der Wirklichkeit, wie man es bei dem berühmten Statistiker nicht anders erwarten wird, überall durchblicken läßt.

„Die Entstehung der meisten Völker", heißt es zunächst, „fällt in dunkle, unserer Forschung entrückte Vorzeit, aber auch wo sie durch geschichtliche Zeugnisse aufgehellt werden kann, zeigt man uns nur, wie diese bestimmten Verhältnisse geworden sind, und pflegt den Grund, auf welchem die Völkerbildung beruht, stillschweigend vorauszusetzen. Diese kann nur in der natürlichen Anlage und Ausstattung der menschlichen Gattung liegen und ist nicht von dem Historiker, sondern von dem Psychologen nachzuweisen." Rümelin weist auf „das Besondere und Folgenreiche hin, daß uns die Natur zwar die Neigung

*) Rümelin, Reden und Aufsätze (Tübingen 1875), S. 88—117.

ins Herz gelegt hat, uns in eine geschlossene Gruppe unserer Mitgeschöpfe hineinzustellen, daß sie aber diesen Kreis selbst nicht in fester und unabänderlicher Weise uns vorgezeichnet hat. Die Gruppirungsmotive sind uns offen gelassen und wir sehen sie wechseln durch alle Zeitalter: ja man könnte denken, der Faden der Weltgeschichte wickele sich eben in der Reihe jener wechselnden, zur Herrschaft gelangenden Motive für die menschliche Gruppirung ab".

„Wenn wir uns nun neben diesem (vorher geschilderten) Verlangen nach geistiger Anlehnung noch jenes Triebes der Gruppirung erinnern — und als Drittes oder eigentlich Erstes die natürlichen Unterlagen aller menschlichen Geselligkeit, das räumliche Zusammensein, den sprachlichen Verkehr, den Austausch der Bedürfnisse und Genußmittel nebst den geographischen Einflüssen und der Vererbung der Eigenschaften hinzudenken, welche zwar für sich kein Band der Gemüther, aber eine Verflechtung der Interessen und Gewöhnungen bewirken, an die sich leicht höhere Beziehungen anlehnen, so haben wir, wie ich glaube, die Elemente beisammen, welche die Psychologie als die ersten und wirksamsten Keime der Völkerbildung aufzuzeigen vermag Wir sehen, wie vielerlei zusammentreffen muß, um alle Vorbedingungen des vollen Begriffs zu vereinigen, wie dieser aber auch Abstufungen in sich zuläßt, je nachdem das eine oder andere jener Elemente noch fehlt. Nicht jeder Ort, wo man geboren ist, ist eine Heimat, nicht jedes Land der Väter auch ein Vaterland. Ich kann durch die Gemeinschaft von Staat und Recht an solche gekettet sein, deren Sprache ich nicht verstehe, deren Sitte, Bildung und Glauben mir fremd ist.

„Die menschliche Freiheit steht wieder über allen diesen einzelnen Anziehungskräften; ich kann mich von Allem losreißen, zu den Fremden gehen und mit König David's Ahnfrau sprechen: Dein Volk sei mein Volk und Dein Gott sei mein Gott. Der Begriff des Volks ist nicht durch rein objective Merkmale fest umgrenzt, sondern er erfordert auch die sub-

jective Empfindung. Mein Volk sind diejenigen, die ich als mein Volk ansehe, die ich die Meinen nenne, denen ich mich verbunden weiß durch unlösbare Bande. Und hier ist eine Theilung, ein Zwiespalt der Empfindungen möglich; das eine Motiv kann mich zu diesem, das andere zu jenem Kreise hinziehen; der Glaube kann mich einer Gruppe zuweisen, von der mich der Verband der Gemeinde, des Staats, der Abstammung trennt. (So der Katholicismus und der Protestantismus.) Aber unser Gemüth wird jede solche Theilung und Gebrochenheit seiner Stimmung als eine Störung empfinden und beklagen; es wird stets von einer stillen Sehnsucht begleitet sein nach einer vollen einheitlichen Lebensgemeinschaft. Es wird ihm als ein ideales Ziel die centrale, alle Lebensziele umschließende Gruppe vorschweben, in welcher alle die einzelnen Gruppirungsmotive ihren Halt- und Sammelpunkt finden, in der wir das volle Bewußtsein haben: dies sind die Unsern, die Angehörigen, zu denen wir stehen, mit denen wir ausharren, deren Geschick wir theilen, von denen zu scheiden ein unerträglicher Gedanke wäre.

„Dies ideale Ziel der Universal-Gruppe, der vollen Lebensgemeinschaft, ist es nun, was unser deutsches Wort Volk in seinem tiefern Sinn bezeichnen will, ohne sich darum auch jenen unvollkommeneren Formen, die durch die einzelnen Hauptmerkmale bestimmt werden, zu verschließen. Und so mögen wir es uns immerhin gefallen lassen, wenn im naturgeschichtlichen Sinn jede durch einen auf Abstammung und Sprache gegründeten Typus sich von ihren Nachbarn abgrenzende Gruppe, und im politischen Sinn jede durch eine Staatsgewalt beherrschte Menge ein Volk genannt wird. Wir müssen dann, wenn auch mit widerstrebendem Gefühl, die verwirrenden Folgerungen dieses Sprachgebrauchs hinnehmen, daß der Einzelne zu zwei oder drei Völkern gehört und gesagt werden kann: das belgische Volk besteht aus zwei, das englische und schweizerische aus drei, das österreichische und russische aus — ich weiß nicht wie vielen — Völkern." — Am vollkommensten tritt uns

dann die Anschauung Rümelin's, welcher wir von Herzen zustimmen können, in dem Ausspruch entgegen: „Es ist Vieles, was zusammentreffen muß, um jenem Ideal zu entsprechen, und die Wirklichkeit bietet uns immer nur eine annähernde Lösung." Jenes Ideal aber wird mit folgenden Sätzen gezeichnet: „Ein Land, groß und fruchtbar genug, um eine dichte, zahlreiche, zum Selbstschutz gegen alle Nachbarn befähigte Menge zu ernähren, von mannigfaltiger Gliederung, um eine vielseitigere Entwickelung des wirthschaftlichen und intellectuellen Lebens zu gestatten; auf diesem Boden eine sprachgeeinigte Bevölkerung, die ihn bebaut und erkämpft hat und sich durch gemeinsame Thaten und Leiden verbunden weiß; diese Menge geschützt und geordnet durch eine einheitliche Staatsgewalt, die ihrem Schooß entsprungen, mit ihren Interessen und Erinnerungen verwachsen ist, und nun auf der Grundlage dieser gesicherten Staatsordnung die Blüte und Pflege aller jener idealen Güter der Menschheit, des intellectuellen, sittlichen und religiösen Lebens in freien und mannigfachen Formen, auch in Gegensätzen und Kämpfen, über welche sich das befestigte Gemeingefühl überlegen und versöhnend ausbreitet — dies heißt, ein Volk sein."

Angesichts der ganzen theoretischen Erörterung über das Wesen und den Begriff des Volks, welche wir hiermit schließen angesichts auch des eben gezeichneten Ideals der Zusammengehörigkeit zu einem Volke, darf ich nun getrost die Anwendung beider auf eine zweite, auf die praktische Frage versuchen: was also sind wir, ich meine, wir deutschen Juden?

Zu welcher Nationalität gehören wir? Meine Herren, wir sind Deutsche, nichts als Deutsche, wenn vom Begriff der Nationalität die Rede ist, wir gehören nur einer Nation an, der deutschen.

Lassen Sie uns einen Augenblick von jener vor der Hand noch etwas schwierigen Auffassung der reinen Subjecti-

vität des Volksgeistes, wonach es blos darauf ankommt, wozu man sich zählt, absehen, bleiben wir bei der mehr geläufigen von Boeckh adoptirten Auffassung: die Sprache entscheidet. Meine Herren, was also sind wir? Deutsche; wir sind es, wollen, können auch nichts anderes sein. Und nicht die Sprache allein macht uns zu Deutschen. Das Land, das wir bewohnen, der Staat, dem wir dienen, das Gesetz, dem wir gehorsamen, die Wissenschaft, die uns belehrt, die Bildung, die uns erleuchtet, die Kunst, die uns erhebt, sie sind alle deutsch. Muttersprache und Vaterland sind deutsch, beide Erzeuger unseres Innern; hier standen unsere Wiegen, hier sind die Gräber derer, von denen wir stammen, in vielen Geschlechtern; unser Anfang also und unser Ende des Lebens ist hier.*) Nur unsere Abstammung ist keine deutsche, wir sind keine Germanen; wir sind Juden, also Semiten. Aber auch die anderen Theile der deutschen Nation sind von Abstammung keineswegs alle, und keineswegs reine Deutsche; nicht einmal sind alle Germanen. Die Abstammung allein ist es, wodurch wir uns von den anderen Deutschen unterscheiden; aber nicht als ob alle anderen von Abstammung gleich wären, wenn auch wir von allen anderen verschieden sind; also auch nicht als ob deutsch ein Begriff wäre, der heute noch irgendwie und irgendwo mit Recht von der Abstammung gebraucht werden könnte. Es mag viele, sehr viele Menschen rein deutscher Abstammung geben, aber sie sind als solche nicht zu erkennen, von den übrigen, welche als national-deutsche eben so, wie sie selbst gelten, nicht zu unterscheiden; auch sie gehören also zur deutschen Nation nicht wegen dieser Abstammung. Man kann einerseits trotz der deutschen Abstammung zu einem anderen Volke gehören, oder wenigstens zum deutschen nicht gehören: so wer ein Schweizer, ein Amerikaner ist; man kann andererseits ohne die deutsche Abstammung schlechthin zum deutschen Volke zählen. Die Elbslaven, die Preußen u. s. w. sind anderer Nationalität gewesen,

*) Ueber neueste Ein- und Auswanderung s. den „Anhang".

aber sie sind Deutsche geworden. Oder sind „die Leibnitz, und alle die auf . . .“ itz und witz und itzsch und ky und ow nicht offenbar undeutscher Abstammung, aber deutscher Nationalität? alle deren Väter oder Großväter noch Wenden, oder Litthauer, deren Großmütter oder Ahnen Kassuben, Sorben u. s. w. gewesen, die aber heute deutsch reden, denken und leben, sind sie nicht National-Deutsche?

Ich will von dem Bruchtheil des Volkes aus der Mischung germanischen und jüdischen Blutes nicht reden, welcher klein an Zahl, hervorragend an Leistung und Stellung ist. Aber da leben auch in unserer Nähe und in anderen Theilen Deutschlands französische Colonisten; wird es Jemand wagen, ihnen die deutsche Nationalität abzusprechen? sie stammen von Franzosen, aber sie sind Deutsche, obgleich ihre Geschlechter meist viel kürzere Zeit in deutschen Landen leben, als die Juden.

Würde man es nicht lächerlich finden, ja müßte man es nicht als einen Verrath an der deutschen Nation ansehen, wenn Jemand behaupten wollte, daß Kant derselben nicht angehöre, daß Kant kein Deutscher sei, weil er von Abstammung ein Schotte war? seine Voreltern, von deren Einwanderung er wußte, sogar sein Vater noch hatte sich auch Cant geschrieben.

Auch unsere Vorfahren sind hier eingewandert; zahlreiche Gemeinden freilich schon vor vielen, vielen hundert Jahren; andere später; die Berliner Gemeinde z. B. wurde vor etwas mehr als zwei Jahrhunderten begründet. Daß auch die Deutschen, zum Theil sogar später, hier eingewandert sind, das ist bekannt; freilich haben sie das Land erobert, und das soll der einzige wahre Rechtstitel sein. Ob dieser denn ethisch unbedingt höher steht, als die freie Ansiedelung, die von des Landes Insassen dem einwandernden Fremdling gewährt wird, wäre eine für sittlich denkende Menschen nicht unwürdige Frage. Aber lassen wir das; es ist ja heute und hier davon nicht die Rede. Wir Juden sind als Fremdlinge eingewandert; aber sind wir gekommen, um hier Fremde zu sein, um als Fremde

einen Aufenthalt zu nehmen? eine Heimat haben unsere Väter gesucht und eine Heimat haben sie gefunden! Sieben Menschenalter hindurch hat sich ihr Wille bewährt durch eine nie vermißte treue Pflichterfüllung gegen den Staat, durch eine gemeinsame Arbeit mit dem Volke, durch gemeinsames Schicksal. Stufenweise hat man ihnen den Kreis der Pflichten erweitert und veredelt, vom „Leibzoll" bis zum höchsten vaterländischen Dienst mit Leib und Leben; aber jede neue, jede höhere Pflicht haben wir als ein heiliges Recht erworben, als ein hohes Lebensgut gefeiert.

Aber unser Blut, meint man, auch wenn es etwa auf dem Schlachtfelde für die deutsche Sache fließt, ist nicht deutsch; wir sind und bleiben — Semiten.

Die mit dem Worte Semiten und Semitisch etwas Schimpfliches verbinden, mögen, wenn sie Christen sind, wohl überlegen, ob sie nicht auf dem Wege sind, ihre eigene Religion zu beschimpfen.

Denn daß die Verfasser sämmtlicher Schriften des Neuen Testaments eben so wie die des Alten ohne Ausnahme Juden, Semiten waren, ist doch eine Thatsache, die Niemand bestreitet. Ich begreife wohl, daß diejenigen, welche glatterdings naturalistisch gesinnt, sich des Christenglaubens gänzlich entschlagen, wünschen mögen, daß die Sittenregel des deutschen Volkes, anstatt der christlichen oder semitischen eine andere wäre, die ihnen mehr behagt. Wer aber noch in der heiligen Schrift, im Neuen Testament das Ideal menschlicher Sittlichkeit ausgeprägt findet, der sollte doch nie vergessen wollen, daß dieses Ideal ein Erzeugniß des semitischen Geistes ist. Anti-Semitenthum ist Anti-Christenthum. Denn Christus der Stifter Selbst und alle seine Apostel sind Semiten.

Uebrigens ist diese ganze Blut- und Racentheorie ein Ausfluß des grobsinnlichen Materialismus der Welt- und Lebensanschauung überhaupt. Diejenigen nun, welche sonst für eine Wiederbelebung der Idealität eintreten, zeigen einen bedenklichen Mangel an Einsicht, wenn sie nicht erkennen, daß

der Materialismus auf der ganzen Linie bekämpft und durch eine höhere und reinere Lebensanſicht erſetzt werden muß. Wer auf der einen Seite — aus Gehäſſigkeit oder Unbedacht — zugibt, daß der ſittliche Charakter und die Culturentwickelung der verſchiedenen Völker oder Bruchtheile deſſelben Volkes durch das Blut und ſeine Erbſchaft bedingt iſt, der darf nicht erwarten, daß man auf der anderen Seite die ſiegende Macht der Idee, die wirkſame Gewalt des Gedankens und die Kräfte des Gemüths anerkennen oder im Leben bewähren werde. Eine Folge, zuweilen wohl auch Urſache, immer alſo Begleiterin dieſes Materialismus, iſt die Erregung des niedrigſten und gemeinſten Widerwillens unter den Menſchen, die Erregung des Racen- oder Stammeshaſſes. Ich nenne ihn den niedrigſten und gemeinſten, weil er der thieriſche iſt, der unter den Thierarten entbrennt aus keinem anderen Grunde, als wegen ihrer Verſchiedenheit. In einer friedenathmenden Menſchenwohnung mit einander aufgewachſen, lernen freilich Hund und Katze ſich mit einander vertragen. Der Menſch aber, in dem das Gefühl der Humanität noch nicht erſtanden oder wieder erſtickt iſt, ſieht in jedem Menſchen, der von ihm verſchieden iſt, einen Gegner, auch wenn dieſer keinerlei Angriff auf, keinerlei Eingriff in ſeine Rechte bekundet.

Soll denn aber einmal vom Blute die Rede ſein — ich meinerſeits erkläre aber feierlich: das Blut bedeutet mir blutwenig, der Geiſt und geſchichtliche Ausbildung bedeutet mir faſt Alles, wenn es ſich um den Werth und die Würde des Menſchen, der Einzelnen oder eines Stammes handelt! — ſoll denn aber einmal vom Blute die Rede ſein, dann behaupte ich, daß das ſemitiſche Blut vom edelſten iſt, das in Menſchenadern rinnt. Das iſt nicht blos jüdiſche, das iſt auch echt chriſtliche Ueberzeugung.

Dafür, daß es echt chriſtliche Ueberzeugung iſt, glaube ich keinen beſſeren Gewährsmann anführen zu können, aber neben dieſem auch keines anderen zu bedürfen, als Dr. Martin Luther. (Erlanger Ausgabe, Bd. 29, S. 47 f. heißt es:)

„Und wenn wir gleich hoch uns rühmen, so sind wir dennoch Heiden, und die Jüden von dem Geblüt Christi: wir sind Schwäger und Frembdlinge; sie sind Blutfreund, Vettern und Brüder unseres Herrn. Darumb, wenn man sich des Bluts und Fleischs rühmen sollt, so gehören je die Juden Christo näher zu, denn wir; wie auch St. Paulus, Röm. 9, sagt: Auch hats Gott wohl mit der That beweiset; denn solche große Ehre hat er nie keinem Volke unter den Heiden gethan, als den Jüden. Denn es ist ja kein Patriarch, kein Apostel, kein Prophet aus den Heiden, dazu auch gar wenig rechte Christen erhaben. Und obgleich das Evangelium aller Welt ist kund gethan, so hat er doch keinem Volk die heiligen Schrift, das ist, das Gesetz und die Propheten befohlen, denn den Jüden." Hier mögen denn auch die Worte Luther's, welche diesen Sätzen vorangehen, ihre rechte Stelle finden:

„Ich hoff, wenn man mit den Jüden freundlich handelt und aus der heiligen Schrift sie säuberlich unterweiset, es sollten ihr viel rechte Christen werden, und wieder zu ihrer Väter, der Propheten und Patriarchen Glauben treten; davon sie nur weiter geschreckt werden, wenn man ihr Ding vurwirft, und so gar nichts will seyn lassen, und handelt nur mit Hochmuthe und Verachtung gegen sie. Wenn die Apostel, die auch Jüden waren, also hätten mit uns Heiden gehandelt, wie wir Heiden mit den Jüden, es wäre nie kein Christen unter den Heiden worden. Haben sie denn mit uns Heiden so brüderlich gehandelt, so sollen wir wiederumb brüderlich mit den Jüden handeln, ob wir etlich bekehren mochten: denn wir sind auch selb noch nicht alle hinan, schweig denn hinüber." — Desgleichen heißt es weiterhin (S. 74): „Darumb wäre mein Bitt und Rath, daß man säuberlich mit ihnen umbging, und aus der Schrift sie unterrichtet, so möchten ihr etliche herbeikommen. Aber nu wir sie nur mit Gewalt treiben und gehen mit Lügentheidingen umb, geben ihnen Schuld, sie müssen Christenblut haben, daß sie nicht stinken, und weiß nicht weß

des Narrenwerks mehr ist; daß man sie gleich für Hunden hält; was sollten wir guts an ihnen schaffen? Item, daß man ihnen verbeut unter uns zu ärbeiten, handthieren, und andere menschliche Gemeinschaft zu haben, damit man sie zu wuchern treibt; wie sollten sie das bessern?

„Will man ihnen helfen, so muß man nicht des Papsts, sondern christlicher Liebe Gesetz an ihnen uben, und sie freundlich annehmen, mit lassen werben und ärbeiten, damit sie Ursach und Raum gewinnen, bei und umb uns zu seyn, unser christlich Lehre und Leben zu hören und sehen. Ob etliche halsstarrig sind, was liegt daran? sind wir doch auch nicht alle gute Christen.“ *)

Also nur unsere Abstammung ist nicht deutsch; fast hätte ich gesagt, und auch die Religion. Aber das wäre ein logischer Fehler. Es gibt keine deutsche Religion; das Christenthum,

*) Wir wissen es wohl, daß Luther in späteren Jahren manche heftige Rede auch gegen die Juden geführt hat; kein Wunder! er fühlte sich in seiner oft (s. oben) ausgesprochenen Erwartung getäuscht, daß die Juden sich nun, da ein geläutertes Christenthum geschaffen sei, in großen Schaaren demselben zuwenden werden; daß das Dogma sie auch jetzt noch fern halten könne, rechnete er ihnen als ein Unrecht an; meinte er doch die Grundlehre des Neuen Testaments durch den Schriftbeweis des Alten unzweifelhaft begründen zu können; eine andere Schriftauslegung aber, aus der folglich auch ein anderer Glaube fließt, mochte er nicht gelten lassen; die seinige war ihm die zweifellos richtige. Diese unbedingte Zuversicht in den eigenen Schriftbeweis ist kein psychologisches Räthsel. Gezwungen für die neubegründete Kirche je länger je mehr in heißem Kampfe einzustehen, für die Heilswahrheiten nicht blos nach außen den Boden, sondern auch nach innen die Reinheit und Festigkeit, wie er sie sich dachte, zu erstreiten, insbesondere gegen Abweichungen — der Zwinglianer und Calviniſten u. A. — auf Grund anderer Schriftauslegung mit der eigenen sie zu schützen, — mußte ihm die Duldung fremder Meinung sich vermindern. Allen Spätern, dem Kampfe fernstehenden mag das Auftreten verschiedener Meinung als ein Grund erscheinen, die Zuversicht in die eigene Meinung zu entkräften; wer mitten im Kampfe steht, wird die Wahrheit seiner Ueberzeugung durch ihre Festigkeit bewähren.

der Katholicismus und der Proteſtantismus, ſie ſind eben ſo franzöſiſch, engliſch, italieniſch u. ſ. w. wie ſie deutſch ſind. Genau daſſelbe gilt vom Judenthum; es iſt franzöſiſch, engliſch, italieniſch, denn Franzoſen, Engländer, Italiener ſind Juden; *das Judenthum iſt ganz in demſelben Sinne deutſch, wie das Chriſtenthum deutſch iſt.* Jede Nationalität umfaßt heute mehrere Religionen, wie jede Religion mehrere Nationalitäten.

Soll gerade uns das Judenthum hindern, ganz und voll Deutſche, Franzoſen, Engländer zu ſein? Hindert das Chriſtenthum denn den Deutſchen, den Franzoſen, den Engländer in ſeiner Nationalität? Aber die Juden, ſagt man, ſind zugleich Glaubens- und Stammesgenoſſen. Allein ſind nicht auch die Deutſchen, die Engländer, die Holländer, die Dänen germaniſche Stammes- und proteſtantiſche Glaubensgenoſſen? Ihre Nationalitäten ſind dennoch durchaus verſchieden; Land, Staat, Sprache, Geſchichte ſcheidet ſie; genau ſo bei uns Juden. Nur die Religionsgeſchichte verbindet jene als Proteſtanten, verbindet Deutſche, Franzoſen, Spanier als Katholiken mit einander; genau ſo bei uns Juden.

Bei den Juden fallen allerdings die Grenzen der Glaubenseinheit mit denen der Stammeseinheit zuſammen; aber hat dies in der Welt Gottes irgend einen Bezug auf die Nationalität derer, die zu den verſchiedenen Nationen gehören? wird der franzöſiſche Jude irgend wie und irgend worin ein anderer, weil es auch abeſſyniſche Juden gibt? macht es einen Unterſchied, ob es nicht blos — wie bei den Chriſten auch — franzöſiſche, engliſche, armeniſche, ſondern auch marokkaniſche und perſiſche Juden gibt? Werden die Engländer und die Deutſchen minder gut engliſch und minder gut deutſch, wenn ſie das Chriſtenthum auch bei den Irokeſen ausbreiten?

Nur in einem Punkte iſt thatſächlich Verſchiedenheit vorhanden: die Religion der Juden iſt zugleich das *Erzeugniß* des eigenen Stammes. Dies mag man uns, wenn man denn durchaus will, als einen Vorzug gelten laſſen. Ich aber meine,

daß gerade so tief wie sein angestammter Glaube im Herzen eines Juden, auch das Christenthum tief und innig und gewaltig, das ganze Gemüth durchdringend in der Seele eines wahrhaft religiösen Germanen leben wird, obgleich es nicht germanischen, sondern semitischen Ursprungs ist.

Bei jedem Menschen und beim Juden nicht weniger ist die individuell bürgerliche, die politische und nationale Thätigkeit durchaus unabhängig von seiner Religion; ganz besonders aber dann, wenn diese Religion nichts von einer Macht, nichts von einer Herrschaft fordert oder gewährt, wenn sie deshalb auch nie als Religion in Conflict kommen kann mit dem Staat. Bis zum Ueberfluß oft wiederholt — aber gestatten Sie mir, meine Herren, die allgemeine Bemerkung einzuschieben: dies macht alle diese Vertheidigungen so entsetzlich langweilig, (für einen denkenden und fühlenden Menschen zu einem wahren Martyrium!) daß sich immer dieselben Gedanken wiederholen müssen, weil auch die Anklagen, immer wieder aus denselben Quellen geschöpft, immer dieselben sind; dieselben Irrthümer, dieselben Unwahrheiten, dieselbe Unkenntniß oder dieselbe Entstellung der Thatsachen, dieselben Gründe also auch — immer die gleichen Gegengründe! — bis zum Ueberdruß oft wiederholt ist die präcise Fassung des Gedankens für Israel, welche Mar Samuel vor mehr als 1600 Jahren gegeben: das Gesetz der Landesregierung, des Imperiums, ist Gesetz für den Juden. Dies war keine Folge bloßer Fügsamkeit, sondern von je an, seit Israel Gott als den Lenker der Weltgeschicke anerkannt hat, hat es auch den König der Könige in ihm verehrt und alles Regiment, das zu Recht besteht und das Recht vertritt als eine Einsetzung, ja als einen Abglanz Gottes angesehen. Das ist nie bestrittene jüdische Tradition. Abstammung also und Religion hindern den Juden nicht, im vollsten Sinne der deutschen Nationalität anzugehören; wir erleben keine andere Geschichte als die Geschichte des deutschen Volkes; was ihm zu lieb und was ihm zu leid geschieht, seine Sorgen, seine Kämpfe, seine Triumphe sind auch die unserigen, seit das Staatsgrund-

gesetz uns zu vollen Bürgern des Landes gemacht hat. Mit Recht weist Rümelin (S. 114) nach der in qualitativen Stufen aufsteigenden Bedeutung der Nationalität darauf hin, daß die Deutschen „ein Volk im echten, wahren Sinn des Wortes, dem wir uns angehörig wissen und empfinden, das uns ein Vaterland gibt, erst durch die neuesten Ereignisse geworden sind"; daß an diesem letzten, höchsten Bildungsact des deutschen Volkes wir deutsche Juden in jedem Sinne und im vollen Maße bereits Theil nehmen durften, ist für uns ein stolzes Bewußtsein, eine unvergleichliche Befriedigung.*) Im Felde haben wir mitgekämpft, in den Parlamenten mitberathen, derweil auch auf den communalen Rathsstühlen gesessen, in den Laboratorien mitgearbeitet, in den Krankenhäusern mitgeheilt und mitgepflegt, auf den Kathedern mitgelehrt. Aber auch an allen nationalen Werken des Friedens, an allen idealen Interessen des Volkes nehmen wir längst und je länger je mehr einen breiten und vollen Antheil. Was wir thun und was wir treiben, thun und treiben wir als Deutsche; und wenn wir, worauf man so gern hinweist, auf dem Weltmarkt Vermögen erwerben, so ist dies eine Vermehrung des Nationalreichthums. Handel und Gewerbe, Handwerk und Fabrikation, Kunst und Wissenschaft erfüllen unser Leben, und was und wie wir arbeiten, jeder nach seinem Maße: wir mögen wollen oder nicht, so arbeiten wir als Deutsche.

Aber nicht an jeglicher Arbeit nehmen wir gleichen Antheil; zunächst am Ackerbau, der ehrenhaften Grundarbeit des Volkes, nur einen geringen. Unrecht aber ist es, darin einen selbstverschuldeten Fehler des jüdischen Stammes zu sehen. Selbst einem Manne wie Boeckh, dessen Humanität von einer

*) Ueber die Theilnahme der Juden am deutsch-französischen Krieg von 1870—71 vgl. das „Gedenkbuch" an denselben für deutsche Israeliten, herausgegeben von Dr. L. Philippson in Bonn. Das Buch ist neben seinen historischen und statistischen Daten ein Schatz von guten, patriotischen Gedanken.

unbedingten Lauterkeit ist, konnte der Satz entschlüpfen (a. a. O. S. 289): „Die Vorliebe und das Geschick der Juden für Handelsgewerbe ist ihnen eigen geblieben, auch nachdem ihnen der Betrieb von Ackerbau und Handwerk gestattet worden, während sie in wissenschaftlicher Thätigkeit sich hervorthun, sobald nur die hindernde Gesetzgebung hinwegfällt.“ Längst habe ich im völkerpsychologischen Interesse an hervorragende Statistiker die Frage gerichtet, ob man nicht eine Statistik für den Berufswechsel in der Abfolge der Geschlechter beschaffen könnte. Spielhagen hat einmal die treffende Bemerkung gemacht: „daß der Sohn des Schulmeisters Pfarrer, der Sohn des Feldwebels Kadett wird, ist ein so gutes Stück Naturgeschichte, wie jedes andere.“ Dieses Stück Naturgeschichte des Menschen sollte aber vollständig erörtert werden; dann wird man die Thatsachen nicht mehr zu Ungunsten der Juden deuten können. Will man sie billig beurtheilen, da wird die statistische Frage nicht lauten dürfen: wie groß ist die Anzahl der Ackerbauer bei Juden und Nichtjuden im Verhältniß zur Bevölkerung überhaupt? vielmehr wird man fragen müssen, wie groß ist die Anzahl der Söhne von Städtebewohnern, von Handwerkern, von Gelehrten und Kaufleuten, welche sich aufs Land und zum Ackerbau gewendet haben? Dann wird man unzweifelhaft finden, daß das Verhältniß bei Christen wohl das gleiche sein möchte, wie bei Juden, deren Eltern und Voreltern weder ländlichen Grundbesitz erwerben, noch auch nur auf dem platten Lande wohnen durften. Unterliegen die Juden nicht denselben psychologischen Gesetzen, wie andere Menschen?

Boeckh der Statistiker hebt also hervor, daß sie „in wissenschaftlicher Thätigkeit sich hervorthun, sobald nur die hindernde Gesetzgebung hinwegfällt“. Wie erstaunt mußten wir nun sein, neuerdings zu hören, daß „unter den führenden Männern der Kunst und Wissenschaft die Zahl der Juden nicht sehr groß ist“. Wie groß soll sie denn sein? Herr von Sybel hat eine bekannte Erfahrung präcise ausgesprochen, wenn er (Vorträge und Aufsätze, Berlin bei Hofmann, S. 44) bemerkt:

„Der Staat versammelt die besten wissenschaftlichen Kräfte von ganz Deutschland als Lehrer an den Universitäten, so daß die in England und Frankreich alltägliche Erscheinung, ein namhafter Gelehrter ohne akademische Stellung, bei uns eine ganz seltene Ausnahme ist.“ Nun weiß aber Jedermann, daß das Lehramt an der Universität den Juden bis vor einem Menschenalter verschlossen war. Sollten die Juden allein jene Ausnahmen stellen? Sie haben sie gestellt, aber nicht seltene, sondern häufige. Ich rede nicht von den gegenwärtigen jüdischen Lehrern an den Universitäten; obgleich die Mehrzahl derselben ihre wissenschaftliche Ausbildung viel früher, als das Recht und die Hoffnung des Lehramts erlangt haben. Ich will an Valentin und Traube nicht erinnern, da sie immerhin Medicin mit der Aussicht auf praktische Uebung derselben studiren konnten; ich will an Munck, Franck und Oppert nicht erinnern, deutsche Juden, welche in Deutschland den Beruf der Wissenschaft ergriffen haben, und, hier von jeder Ausübung desselben ausgeschlossen, in Frankreich zu Mitgliedern des Instituts emporgestiegen sind. Da von der Neigung und Befähigung der Juden für die Wissenschaft die Rede ist, sollte ich vielleicht Eduard Gans, oder wenn dieser heute minder geschätzt wird, desto eher Stahl, den intellectuellen Führer der conservativen Partei in Deutschland, und August Neander und den Physiker Magnus nennen dürfen. Von all diesen schweige ich; aber Aufmerksamkeit erbitte ich für folgende Sätze:

Die Juden in Preußen bilden etwa Ein und ein Drittel Procent der gesammten Bevölkerung; bis zum Jahre 1848 war den Juden die wissenschaftliche Laufbahn versperrt; die in Bezug auf ausschließlich schöpferische Thätigkeit in der Wissenschaft höchste Institution des Landes ist die Akademie der Wissenschaften. Diese zählt jetzt im Ganzen 45 Mitglieder: die physikalisch-mathematische Klasse 21, die philosophisch-historische 24; unter jenen 21 Mitgliedern befinden sich — alle vor 1848 bereits wissenschaftlich ausgebildet — fünf Juden (Peter Rieß, Kronecker, Borchardt, Ewald und Pringsheim).

Können Zahlen lauter reden? können sie strenger beweisen? Und doch wäre die Zahl der führenden Männer der Wissenschaft unter den Juden nicht groß? Wie groß soll sie denn sein?

Freilich zu dem, der Felix Mendelssohn nennt, und Moses Mendelssohn verschweigt, redet die Geschichte vergebens. Man liebt es jetzt Mendelssohn an Kant und Hegel zu messen, und ihn dann recht hübsch klein zu finden. Gewiß war Mendelssohn keiner von den großen Philosophen; er ist nicht mit dem deutschen Kant, aber auch nicht mit dem jüdischen Spinoza zu vergleichen. Wenn es sich aber um die Ausbildung des specifisch-deutschen Volksgeistes, um die Ausprägung des Gedankens in deutscher Sprache handelt, dann darf man Mendelssohn nicht vergessen, wie wenig seiner zu gedenken einem auch behagen mag. Seine Darstellung ist bis auf den heutigen Tag ein selten erreichtes Vorbild eines rein deutschen philosophischen Styls, der nicht blos durch Klarheit, sondern auch durch Schönheit des Ausdrucks, anstatt des Gedankens Tiefe zu beeinträchtigen, vielmehr seine Erhabenheit befördert. Kant selbst, der am 8. April 1766 M. versichert: „niemals werde ich etwas schreiben, was ich nicht denke" — schreibt ihm (18. August 1783): „Es sind wenige so glücklich, für sich und zugleich in der Stelle Anderer denken und die ihnen Allen angemessene Manier im Vortrage treffen zu können. Es ist nur ein Mendelssohn." Andere Zeugnisse könnte ich in großer Anzahl vorführen; aber sie sind für die Einen entbehrlich, für die Anderen vergeblich. Erwähnung aber verdient gerade in unserem Zusammenhange eine andere Stelle aus dem gleichen Briefe Kant's, worin er bemerkt, „mit welcher Bewunderung der Scharfsinnigkeit, Feinheit und Klugheit er den Jerusalem gelesen habe": „Ich halte dieses Buch für die Verkündigung einer großen, ob zwar langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, sondern auch andere treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetraut hätte und dergleichen sich keine

andere rühmen kann u. ſ. w." (Kant's ſämmtliche Werke, herausgegeben von Roſenkranz und Schubert, XI, I, 17.) Mendelsſohn iſt dennoch kein großer Philoſoph; aber die Einheit des Denkers, die innige Verbindung einer edlen Stärke des Willens, Reinheit der Geſinnung und Tiefe des Gemüths mit der Klarheit und Schärfe des Geiſtes, alſo die ſtrenge Einheit und Ganzheit des philoſophiſchen Charakters iſt ſelten wieder in gleicher Vollkommenheit dageweſen. Nicht was auf der Höhe der Syſtematik, ſondern was auf dieſer Höhe der Perſönlichkeit (welche Mendelsſohn mit dem Platoniſchen Sokrates ſo ähnlich macht) geſchaffen wird, hat ein dauerndes und nicht alterndes Leben im Geiſte der Nationen. Glücklich waren Mendelsſohn und ſeine Zeit, daß er in ihr lebte und galt nicht als ein Philoſoph, ſondern als ein Weiſer: wenn ſeine Zeitgenoſſen und deren nächſte Nachfolger von ihm reden, wird er faſt nie anders, als bei dieſem Ehrennamen genannt. Erwägt man die Umſtände, unter denen er aufgewachſen, gelebt und gedacht hat, ſo erſcheint er faſt ein pſychologiſches Wunder; aber Mendelsſohn iſt kein Wunder, ſondern nur ein deutſcher Jude der edelſten Art. Beſſeren Zeiten, in denen wiederum vorurtheilsloſe, von Beſonnenheit und Wahrhaftigkeit geleitete Erforſchung der Thatſachen ſtattfinden wird, mag es vorbehalten bleiben, die eigenthümlich tiefe und folgenreiche Anziehungskraft zu ergründen, welche gerade zwiſchen dem germaniſchen und dem jüdiſchen Geiſte hervortritt. Daß ſie neuerdings auch auf der Schattenſeite menſchlichen Thuns arge Früchte treibt, wird Niemand leugnen. Einer äußerlichen und materialiſtiſchen Lebensführung iſt eine theoretiſche materialiſtiſche Ueberzeugung entgegen- und zuvorgekommen. Weſſen Sinn noch auf die idealen Ziele des Lebens gerichtet iſt, wird das aufs Tiefſte beklagen; er wird auch dieſe Richtung und Geſinnung anklagen; aber die Billigkeit wird ihn davor bewahren, die geſammte Stammes- oder Glaubensgenoſſenſchaft hüben oder drüben dafür verantwortlich zu machen.

Alle besseren Juden aber, als solche gewöhnt weitgemessene historische Erinnerungen zu hegen, gedenken dieser Verwandtschaft mit dem deutschen Geiste, mit der innigsten Dankbarkeit. Hat doch auch dasjenige Gebiet der Wissenschaft, welches für den Juden noch ein specifisches, weil religiöses Interesse darbietet, nämlich die philologische und historische Erforschung des Alten Testaments im deutschen Geiste eine Pflege und Blüte gefunden, wie bei keinem anderen Volke. An der Gesammtentwickelung der deutschen Wissenschaft und der deutschen Cultur überhaupt nehmen die Juden mit einer solchen Hingebung, receptiv und productiv, Theil, daß ihnen eine innerliche Trennung von derselben ganz undenkbar und unverständlich ist. Selbst in dem, was uns von der Mehrheit unserer Mitbürger scheidet, in der Religion geht unser Streben und unsere Theilnahme auf das Heil des Ganzen. Zunächst wenn wir für die religiöse Erziehung und die religiösen Institutionen unserer Glaubensgenossen Sorge tragen. Oder ist es etwa für das Ganze der Nation gleichgültig, ob und wie die Religiosität eines Theiles derselben gefördert wird? Ach, daß uns dies in höherem Maße gelänge! dann würde manche berechtigte Klage gegen uns — die nur in der Allgemeinheit unberechtigt ist — verstummen müssen. Aber auch für die Blüte und das Gedeihen der christlichen Religion haben wir aus demselben Grunde den innigsten Antheil; denn wir erkennen den hohen Werth der Religion für die Idealität einer Gesammtheit überhaupt. Ueber das, was das Beste der christlichen Kirche ist, oder der verschiedenen Kirchen, darüber haben wir oft keine zulängliche Meinung; wer besonnen ist unter uns wird auch eine solche nicht äußern, um sich etwa in den religiösen Streit der Parteien zu mischen. Aber nicht blos mit unserem Herzen können wir jeder Kirche das wünschen, was für sie das Beste sein möchte; sondern auch mit unserem Urtheil — völlig zurückgehalten oder bescheiden geäußert — können wir mit voller Unparteilichkeit auf die Seite dessen uns stellen, der die höhere, würdigere, gedeihlichere Stufe der religiösen Entwickelung der Menschheit

vertritt. Bei aller Bescheidenheit und mit aller Zurückhaltung können wir die Religion Lessing's der Religion Göze's vorziehen; und wenn wir im innersten Herzen den Wunsch hegen, daß jene über diese triumphiren möge, dann dürfen wir zuversichtlich erwarten, daß die Vernunft und die Zukunft ihn erfüllen werden. Die verschiedenen Religionen, die verschiedenen Parteien in derselben mögen mit einander streiten, auf welcher Seite die Wahrheit ist; wer einer Dritten angehört wird sich in den Streit nicht mischen, aber er wird wünschen, daß jede Religion, wie der Inhalt ihres Glaubens auch beschaffen sei, diejenige Höhe und Innigkeit und Reinheit der religiösen Gesinnung erreiche, welche ihr möglich ist. Die Individuen, aber auch die Epochen in der Geschichte unterscheiden sich in religiöser Beziehung nicht bloß durch die Dogmen, welche Geltung für sie haben, sondern eben so sehr durch die Art, den Grad und die Tiefe der Religiosität. Diese, die Religiosität eines Andersgläubigen können wir anerkennen, verehren und selbst bewundern, ohne daß wir auf den Inhalt seines Glaubens achten; ja wir können durch Vorbild und Lehre die Glaubensinnigkeit, die Hingebung auch eines Andersgläubigen erwecken oder empfangen. Vielleicht kommt dies daher, daß in allen Religionen die Religiosität selbst das Letzte und Tiefste und ihnen allen Gemeinsame, dem Höchsten im Menschenthum Zustrebende ist.

Dennoch hat man neuerdings wieder den Vorwurf erhoben, daß wir das Christenthum verachten. Wir, wir sollten gegen das Christenthum irgend wie unsere Gesinnung lenken? Der Talmud (Babakama, S. 92) spricht gelegentlich aus, daß es dem Juden nicht erlaubt ist, gegen den Aegypter ein abfälliges Urtheil zu hegen, und führt dafür das Sprichwort an: Der Brunnen, aus dem du getrunken, in den darfst du keinen Stein werfen. Und wir, die wir täglich aus dem Brunnen des deutschen Geistes schöpfen, von dessen Quellen das Christenthum eine der tiefsten ist, wir sollten einen Stein hineinwerfen wollen? Die Gründe für die ehemalige lang-

zeitige Schärfung des Gegensatzes sind ja bekannt genug. Ich will nur flüchtig darauf hindeuten. Im Anfang, als die neue Glaubensgemeinde von der alten sich trennte, gab es natürlich Feindschaft und Verbitterung. Denke man doch nur an Rom und Wittenberg! und gelten, frage ich wiederum, nicht dieselben psychologischen Gesetze für alle Zeiten, haben nicht die gleichen Ursachen gleiche Wirkungen? Dann kam die lange Zeit, welche man das Mittelalter nennt. Es bedarf wohl keiner Schilderung der Art, wie die Herrschaft über die Juden ausgeübt wurde. Ein einziges Zeugniß statt aller führe ich an, das von Luther; in seiner gewaltig derben Redeweise lautet es (a. a. O. S. 46):

„Denn unsere Narren, die Päpste, Bischöfe, Sophisten und Münche, die groben Eselsköpfe, haben bisher also mit den Jüden gefahren, daß wer ein guter Christ wäre gewesen, hätte wohl mocht ein Jude werden. Und wenn ich ein Jüde gewesen wäre, und hätte solche Tölpel und Knebel gesehen den Christenglauben regiern und lehren, so wäre ich ehe ein Sau worden denn ein Christen. — Denn sie haben mit den Jüden gehandelt, als wären es Hunde, und nicht Menschen; haben nichts mehr kunnt thun denn sie schelten, und ihr Gut nehmen, wenn man sie getauft hat, kein christlich Lehre noch Leben hat man ihnen beweiset, sondern nur der Päpsterei und Müncherei unterworfen" u. s. w.

Das ist vorüber! Die gegenseitige Würdigung des Christenthums von Seiten der Juden, allmählich auch des Judenthums von Seiten der Christen, besonders der einsichtigen und denkenden hüben und drüben, steigt mit jedem Jahr, wenn auch kleine Unterbrechungen stattfinden. Wir, die wir fort und fort Beweise häufen, daß unsere Sittenlehre dieselbe ist, wie die des Christenthums, wir sollten die Grundlehren des Christenthums verachten? Verachtet wohl eine Mutter ihr eigenes Kind? Und ist nicht die Sittenlehre des Christenthums, wie verschieden das Dogma sei, Geist von unserem Geiste? Was wir oft und schwer und tief genug zu beklagen hatten, war nicht das

Christenthum und seine Lehren, sondern die Trübung, Verkehrung, der Verfall dieser Lehren. (Vgl. Peschel, Völkerkunde, S. 315.) Aber nicht die Sittenlehre allein. Trägt nicht das ganze religiöse Wesen und Weben noch die Spur ursprünglicher Gemeinschaft? Geht doch hin in die Kirchen! auch dort, wenn die Seele im Innersten auffauchzt zum Herrn aller Creatur, wenn das Gemüth am tiefsten ergriffen wird, der Geist sich am höchsten aufschwingt und die Glut des religiösen Sinnes am gewaltigsten auflodert, dann heißt es auch dort, wie bei uns: Hallelujah und Hosiannah! und die tiefste Bekräftigung ist das Amen! Und wir sollten diese Religion nicht hochhalten?

Wenn aber irgend ein jüdischer Schriftsteller thöricht oder geschmacklos genug ist, ein zudringliches oder ungerechtes Urtheil über das Christenthum zu fällen, darf man deshalb sagen, daß „die Juden" es verachten? Der Dr. August Rohling, Professor der katholischen Theologie in Prag, derselbe, der vor einigen Jahren ein Buch „Der Talmudjude" geschrieben, fällt in seinem mit Genehmigung der geistlichen Oberen 1875 erschienenen Buche über den „Antichrist" folgendes Urtheil über den Protestantismus: „Wohin der Protestantismus seinen Fuß setzt, verdorrt das Gras, geistige Leere, Verwilderung der Sitte, schauerliche Trostlosigkeit der Herzen sind seine Früchte; ein Protestant, der nach Luther's Recepten lebt, ist ein Ungeheuer; Vandalismus und Protestantismus sind identische Begriffe."

Würde man nun deshalb sagen dürfen: alle Katholiken oder „die" Katholiken verachten den Protestantismus?

Wann endlich wird die barbarische Logik aus den Köpfen verschwinden, an die Stelle des Einzelnen oder des Besonderen in der Erfahrung das Allgemeine im Urtheil zu setzen? Was in aller Welt nützt denn die Logik, wo ist der Adel der Wissenschaft, wo die Würde des Gedankens, wenn man an entscheidender Stelle, da, wo es sich um Wohl und Wehe, um Ehre und Ruf von Tausenden und Abertausenden handelt, mit

einem aller Logik so sehr, wie aller Gerechtigkeit spottenden Leichtsinn anstatt den oder einige Juden ohne weiteres die Juden setzt?

Hätte es eine Erziehungskunst gegeben, die Menschen vor diesem einen logischen Fehler, an die Stelle des Einzelnen das Allgemeine zu setzen, zu bewahren, Ströme von Thränen und Blut wären nicht vergossen worden.

Aber freilich dieser logische Fehler ist nicht ein Fehler des Kopfes, sondern des Herzens.

Das allgemeine Gefängniß des Gesammturtheils, in welches man Alle sperrt, obgleich nur Einige schuldig sind, pflegt wohl eine kleine Hinterthür zu haben, durch welche diese logischen Gefangenwärter, bestochen von den Vorzügen derselben, Einzelne herausschlüpfen lassen. Man gibt zu, daß es Ausnahmen gibt, die man sogar als „Freunde" anerkennt.

Ich aber für meine Person erkläre hiermit ausdrücklich: ich stehe lieber zu den letzten und niedrigsten, zu den schlichtesten und einfachsten, wenn sie redliche Männer sind; ich stehe zu denen, welche ungekannt angeklagt und ungeprüft verurtheilt werden, viel lieber, als zu der Schaar der als „Ausnahmen" Begnadigten.

Was also soll es heißen, wenn man uns auffordert „rückhaltslos Deutsche zu sein"? Und das in demselben Athem, mit welchem man uns hart und lieblos als ein gesondertes Ganzes und wie ein Fremdes bespricht. Oder gibt es etwas Härteres und Liebloseres als Jemandem zu sagen: „Du bist mein Unglück!"

Der Begriff der Nationalität ist, wie wir gesehen haben, einer fortwährenden Vertiefung, das Ideal jeder, auch der deutschen Nation einer fortwährenden Erhöhung fähig. In dem Streben nach jener Vertiefung, nach dieser Erhöhung sollten wir uns einigen; wir, damit meine ich alle, denen das Ideal und seine Erfüllung am Herzen liegt, und gemeinsam sollten wir ringen und kämpfen gegen Alle, welche hinter der wahrhaften und energischen Theilnahme am nationalen Ge-

danken zurückbleiben, gegen Alle, welche durch ihre niedrige Gesinnung, durch gemeine Lebens- und Handlungsweise die Idealität hemmen und schädigen. Aber nicht nach Confessionen und nicht nach Abstammung sind die höheren und niederen Elemente des Volksthums, die lauteren und unlauteren Gesinnungen geschieden; darin ist die Scheidung nach Confessionen — Christen und Juden, Katholiken und Protestanten — falsch und verderblich und eine tiefe Schädigung der idealen Kräfte, welche den Kampf gemeinsam bestehen sollen. Die höchste Entfaltung des Gedankens deutscher Nationalität sei das Banner, um das wir uns schaaren. Aber das Deutschthum, das wir erstreben, muß ohne jede Felonie gegen angestammte Traditionen, und ohne jede Felonie gegen allgemein menschheitliche Principien bestehen können; das wahre Deutschthum darf nicht engbrüstig, kleinmüthig und kurzsichtig, es darf nicht von niedrigem Neide und kleinlicher Mißgunst entstellt sein, es muß hochgesinnt und großherzig sein. Burke sagte einmal im englischen Parlament: wenn wir unser Vaterland lieben sollen, dann muß unser Vaterland auch liebenswürdig sein. Wir lieben und preisen die deutsche Nation — seine eigene Nation darf man auch preisen, obgleich man selbst zu ihr gehört — wie man sie auch lieben soll — wir lieben und preisen die deutsche Nation als die edelste an Geistes-Kraft und -Tiefe, wir preisen und verehren sie, weil wir meinen, daß sie am heißesten ringt nach der Erfüllung eines menschheitlichen Ideals. Wir sind deshalb auch glücklich Söhne dieser Nation zu sein, die wir von ganzer Seele hochhalten und mit Stolz betrachten.

Das wahre Ideal der deutschen Nation hat, wie ich meine, Rümelin (Schluß desselben Vortrags) treffend gezeichnet: „Die Idee der Menschheit steht noch höher, als alles Volksthum; in dem Geisterreigen ahnender Völker breitet die Menschheit die Fülle ihres Inhalts aus. Nun hat aber noch nie die eigenthümliche Gemüthsart eines Volkes zu dieser Idee der Menschheit eine directere Beziehung gehabt, als die der

deutschen. Andere Völker dienten ihr ohne es zu wissen und zu wollen. Uns aber hat der besondere Gang unserer Geschicke dahin geleitet, jenes Ziel unmittelbar und mit Bewußtsein als unser Wahrzeichen aufzustellen. Man hat uns so oft gescholten, daß wir das Eigene nicht zu schätzen wissen und das Fremde bewundern; eine rechte Dosis von Nationalstolz uns einzuimpfen hat niemals gelingen wollen, und nachdem wir die größten Thaten fertig gebracht, lassen wir uns kaum für eine Erinnerungsfeier daran erwärmen. Mit dem besten Willen bringen wir es nicht dahin, das Fremde zu verachten, den Haß der Feinde mit der gleichen Erregung zu erwidern; wir können nicht davon lassen, das Gute zu suchen und anzuerkennen, wo es auch sei. Vom Weltbürgerthum, von einer Weltlitteratur aus sind wir zum Bewußtsein unserer nationalen Aufgabe geführt worden. Die Poesie keines Volkes hat so direct nach den Höhen der Menschheit den Blick gerichtet, die Wissenschaft keines andern hat einen so universellen und internationalen Charakter. Zur Nation euch zu bilden, hat uns Schiller gesagt, ihr hofft es, Deutsche, vergebens; bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus. Manche unserer Eigenschaften halten uns auf oder ziehen uns vom Ziele ab, aber dieser ideale Zug, die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit und Humanität wird uns immer wieder auf die rechte Straße weisen. Und bei diesem eigenthümlichen Zug nach dem allgemein Menschlichen hin dürfen wir vielleicht hoffen, daß wir in den schweren Kämpfen und Aufgaben, die unserer warten, nicht allein sein werden, ja daß der Genius der Menschheit als stiller Bundesgenosse an unserer Seite stehen wird."

In voller Uebereinstimmung mit uns selbst können und sollen wir, wir deutsche Juden, zur Erfüllung dieses höchsten Ideales deutscher Nationalität beitragen. Wir dürfen nicht blos, wir müssen, um vollkommene, im höchsten Maße leistungsfähige Deutsche zu sein, Juden sein und bleiben. Nicht nur berechtigt, vielmehr verpflichtet sind wir, was wir als Stamm an geistiger Eigenart, als Religion an Erbtugend oder Erb-

weisheit besitzen, auch zu erhalten, um es in den Dienst des deutschen Nationalgeistes als einen Theil seiner Kraft zu stellen. Jedes Volksthum, welches eine hohe Stufe der Entwickelung erreichen soll, muß mit einer großen Mannigfaltigkeit der Bedingungen sowohl, wie der Bestrebungen ausgestattet sein. Den Unterschieden von Küsten- und Binnenland, von erzhaltigen Bergen und fruchtbaren Thälern und Ebenen, müssen auch eine Vielheit geistiger Gaben entsprechen, denen Neigung und Fähigkeit entsprießt, Künste, Wissenschaften und Gewerbe in reichem Maße und in bunter Fülle zu pflegen. Längst hat man auch die Thatsache beobachtet, daß diejenigen Völker in Bezug auf Energie der Cultur und Reichthum der Geschichte am höchsten stehen, welche am meisten gemischt sind. Aber thöricht und beschränkt ist die Meinung, welche auch hier wiederum nur in der Mischung des verschiedenen Blutes die Ursache des Gedeihens sieht. Nein! die geistigen Fähigkeiten, die ethischen Triebe, der Blick in die gegebene Welt und die Sehnsucht sie zu gestalten, wenn dies alles in den Stämmen individualisirt ist und zu ringendem Kampf und steigender Harmonie sich vereinigt, dann ersteigen die Völker höhere Stufen der Darstellung menschheitlicher Ideale.

Hier nun, glaube ich, können wir die Bestimmung des jüdischen Stammes in seiner Zerstreuung, der jüdischen Religion in ihrer Dauer verstehen. Ich gehöre nicht gern zu denen, welche thun, als ob sie im Rathe der Vorsehung gesessen und dort die Bestimmung der Zeiten und Völker vernommen hätten. Aber daß bei der Erhaltung dieses winzigen Stammes, während ringsum große mächtige Reiche und Nationen dahingesunken sind, die Vorsehung ihre Hand im Spiele haben wird, muß Jeder vermuthen, für welchen sie nicht zum leeren Worte geworden ist.

Unter allen Umständen aber müssen wir den ethischen Erfolg, der daraus zu erzielen ist, erkennen und erfüllen wollen.

Ich will davon nicht reden, daß über den Stamm, dessen Zeugnisse nahezu die ältesten sind, welcher der alten großen histo-

rischen Völker Auf- und Niedergang überlebt hat, Menschen sich zu Gericht setzen und über seine Existenzberechtigung reden, deren Blick und Zweck auf den kurzen Tag ihres engen Daseins und ihres kleinen persönlichen Wollens beschränkt ist.

Wie natürlich und selbstverständlich mochte es den Römern scheinen, daß sie, welche ihre Macht auf den Erdkreis und für schrankenlose Dauer ausgedehnt zu haben wähnten, dies kleine Volk in Nichts zermalmen könnten. Wo sind die Römer? Die Juden aber sehen in ganz Europa die Sonne der Freiheit und leben ein vielgestaltiges energisches Leben.

Aber auch die ernsthaften, weiter blickenden Menschen unserer Tage sehen wir zuweilen beschränkte Urtheile über Israel fällen. Vorzugsweise deshalb weil jeder, je nach seinem Urtheil über das Christenthum nach seiner eigenen und seiner Genossen Stellung zu demselben, das Wesen der Juden allein beurtheilt. Die Thatsache, daß das Judenthum die Mutter des Christenthums ist, führt nur in wenigen Gemüthern ein einfaches Gefühl dankbarer Anerkennung herbei, oder wenigstens das Zugeständniß freier, ungestörter Fortdauer. Die Meisten glauben, weil diese Erzeugung des Christenthums vollbracht ist, hört jenem die Existenzberechtigung auf; weil sie die welthistorische Mission des Judenthums hoch genug preisen, müsse es nach Erfüllung derselben untergegangen sein. Muß denn eine Mutter sterben, wenn sie ein Kind geboren hat?

Ewald — gewiß kein Freund der Juden — schreibt ihnen eine fortdauernde Mission zu; er sagt (Gesch. d. Volkes Israel, 2. Ausg. 7. Bd., S. 445): „Das Judenthum hatte ein Recht, dem Islam gegenüber fortzubestehen, obgleich es diesem thöricht genug anfangs schmeichelte; es hat auch noch heute ein Recht allem verkehrten Christenthum gegenüber. Und wie nichts ohne Nutzen ist, so kann und soll uns das Bestehen des Judenthums noch heute daran erinnern, wie wenig unser eigenes heutiges Christenthum schon das ist, was es sein sollte, sowohl in der Wissenschaft wie im Leben."

Aber auch hier ist nur die Beziehung zum Christenthum als die einzige Aufgabe gefaßt. Das Judenthum soll als Mutter des Christenthums durch seine Kritik die Erziehung des Christenthums fördern. Ich schweige davon, daß diese lediglich kritische Aufgabe eine enge und wenig erfreuliche ist.

Gewiß, daß eine Frau Mutter ist, mag man als ihre wesentlichste Bestimmung auffassen, daß sie ein Kind geboren, als ihre höchste Leistung. Aber ist sie nur Mutter? ist sie nicht auch ein Mensch für sich? hat nur sie für das Kind und nicht auch das Kind für sie zu leben? Die ganze Anschauung aber leidet an einer falschen Voraussetzung; an jener kleinen und engen Weltanschauung, welche zwar von der Menschheit und dem Allgemeinen gelegentlich redet, aber dennoch die ganze Geschichte derselben nur als ein Mittel zum Zweck des eigenen Ich oder der eigenen kleinen Genossenschaft ansieht. Die ganze große Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens und Schaffens soll nicht um ihrer selbst willen werthvoll sein, sondern nur um der leidigen Zuspitzung willen.

Hier liegt die tiefste Wurzel aller Intoleranz. Deshalb ist dem Katholiken der Protestantismus nur Abfall, Ketzerei; dem Protestanten der Katholicismus nur Vorbereitung. Hat nicht der Protestantismus noch unzählige Sekten erzeugt? und immer derselbe Gegensatz: hüben schreit man Abfall, Ketzerei, Verfall; drüben zurückgebliebene, unvollkommene Vorbereitung. — Dasselbe ist der Gegensatz in Bezug auf die Cultur überhaupt; es galt als Ideal, daß alle Welt eines Volkes Cultur aufnehmen soll, alle sollen römisch, alle französisch werden. Die wahre Cultur aber liegt in der Mannigfaltigkeit.*)

*) Dieser Irrthum von der Zuspitzung ist einer jener edlen Irrthümer, weil er mit den besten Bestrebungen zusammenhängt. Der Trieb nach Wissen und Wahrheit ist es, welcher diese als ein Absolutes sucht.

Allein einmal ist es doch nur ein Ideal, eine absolute, ewig dauernde, Allen auf gleiche Weise faßbare Wahrheit zu finden; was in Bezug auf einfache Objecte, real gegebene Dinge möglich ist, eine exacte

Wohl gibt es Stufen der Entwickelung, ein Aufsteigen, ein Höchstes. Das Höchste für die Menschheit ist aber schlechthin nicht in der Einheit, in der einen Spitze zu erreichen, sondern in der Gesammtheit, in der verschiedenen Ausbildung des höchsten Ideals, wie ja auch die Naturbedingungen (vom Boden, der Stellung zur Sonne, dem Wasser bis zum Menschen) eine Mannigfaltigkeit einschließen, welche nicht vertilgt werden kann, noch viel weniger vertilgt werden soll.

Daraus ergibt sich eine dauernde Aufgabe der Juden, welche in sich selbst mannigfaltig, in der Theilnahme an verschiedenen Nationalgeistern eine fortdauernde Bereicherung mit sich führt.

---

und darum abgeschlossene Wahrheit zu finden, das ist unmöglich, wo es sich um Ideen, um Erkenntnisse des Unendlichen in jeder Art handelt. Verschließe man sich doch gegen die Thatsache nicht, die so schlechthin unleugbar ist; in diesen höheren Gebieten wird das Absolute immer auf individuelle Weise erfaßt; absolut fortschreitend vielleicht, aber nicht absolut feststehend.

Sodann aber ist die Idealität ja nicht auf das Wissen und die Wahrheit eingeengt. Da ist die Kunst, die gewiß bei aller fortschreitenden Entwickelung Individualität und Mannigfaltigkeit nicht blos zuläßt, nein fordert. Könnte von einer Blüte der Kunst noch die Rede sein, wenn sie nur eine einzige und wenn auch noch so vollkommene Art der Schöpfung, Gestaltung und Darstellung zuließe? Desgleichen im Sittlichen. Sitten, Gebräuche, Bestrebungen, Lebensformen können, dürfen, sollen mannigfaltig sein; weil sie für Jeden das ihm Höchste, Reinste, Gewisseste sein sollen, gerade deshalb werden sie objectiv verschieden sein müssen.

Allen gleich soll die Gerechtigkeit für Alle, und das Wohlwollen für Alle sein. Alle sollen mit gleichem Eifer suchen, mit gleicher Wahrhaftigkeit ihre Wahrheit bekennen; dann wird die Verschiedenheit des Wissens, des Meinens und des Glaubens nie einen sittlichen Schaden anrichten und das Werk der Wahrheit selbst wird am meisten gefördert werden.

Wodurch anders wächst denn die Wahrheit, als durch den geistigen Kampf, durch das Ringen der verschiedenen Erkenntnisse, durch den Wettstreit der Kräfte?

Jedes Volk kann von jedem lernen; und dadurch gewinnt das Allgemeine; aber sie bleiben zunächst immer geschieden.

Die Juden aber gehen ganz in die besonderen Culturen ein, schöpfen daraus Erhöhung und Vertiefung des Eigenen. Dies Eigene hat in den verschiedenen Völkern wesentliche Momente der Gleichheit, darum können sie überall aus dem durch Vieles genährten, dem Allgemeinen näher stehenden Eigenen auf jedes Volk zurückwirken, mehr Allgemeines in ihm erzeugen. Denn die Juden, verschieden von einander durch Nationalität und Sprache, also durch die Denkform, können dennoch energisch auf einander wirken, und einander zu erhöhter Wirksamkeit befähigen, weil in ihnen ein alles individuelle Thun an Macht und Würde überragender, ethisch-religiöser Inhalt gemeinsam ist.*)

Die Juden haben keine eigene Nationalität mehr; es gibt schlechterdings keinen Juden mehr, der nur noch einen jüdischen Geist hat. Darum schöpfen sie nothwendig aus allen Volksgeistern, deren Theile sie geworden sind, und wirken auf dieselben

*) Ein ähnliches Verhältniß hat durch die Kirche für alle europäische Völker im Mittelalter stattgehabt; nur daß der Gebrauch einer einzigen, allen fremden Sprache (des Lateinischen) die Völker ihrer eigenen Nationalität entfremdet, beziehungsweise an der inneren Entfaltung derselben gehindert hat. Erst als in moderner Zeit die national verschiedene individuelle Denkarbeit zugleich in geschiedener Sprachform den gemeinsamen Denkinhalt überwältigte und individualisirte, verminderte sich die gemeinsame und erhöhte sich die getrennte Geistesarbeit. Die Juden hatten kaum im Mittelalter, geschweige in der neueren Zeit den gleichen Stützpunkt der Gemeinsamkeit an der hebräischen Sprache; denn damals schon bedienten sich die iberischen Juden in Hauptwerken des Arabischen, und der Gegensatz der hispanischen und der provençalischen Schule wird nicht am wenigsten durch den Gebrauch der verschiedenen Schriftsprache, trotz fleißiger Uebersetzungen, genährt worden sein; in neuerer Zeit aber schreiben die Juden auch ihre theologischen und ethischen Werke in den Landessprachen, und das Hebräische, zwar eine einheitliche Quelle, aus der man schöpft, dient kaum gelegentlich um das gemeinsame Verständniß derselben zu erhöhen, geschweige um eine gemeinsame Schöpfung zu erleichtern.

zurück; auch in ihrem Ursprünglichsten und Eigensten, in ihrer Religion selbst, sind sie wesentlich zugleich nach den Nationen, in denen sie leben, individualisirt*), und können darum desto energischer ihre receptive Theilnahme an der Cultur auch in eine productive verwandeln. Philo hat griechisch, Maimonides arabisch, Spinoza lateinisch, Munck und Dernburg französisch, Mendelssohn deutsch geschrieben.

Nicht, daß sie ein fremdes, sondern daß sie ein individuell geartetes eigenes Element jeder Nation, ein gegenseitig und eigenartig Angeeignetes derselben ausmachen, begründet ihre specifische Leistungsfähigkeit. Diese Aneignungs- und Angleichungskraft, diese Nahrfähigkeit und das Nahrungsbedürfniß des eigenen Geistes durch den fremden ist gewiß ein hervorragender Zug der oben angedeuteten Aehnlichkeit des jüdischen gerade mit dem deutschen Geiste. „Das Meiste und Beste von Allem, was unsere bildungsstolze Gegenwart aufzuweisen hat, stammt immer noch aus der Erbschaft jener drei Völker des Alterthums: Juden, Griechen und Römer." (Rümelin.)

Die Rede von Einem Hirten und Einer Heerde — von Gott als dem Vater aller Menschen — von einem Weltreich des Friedens, das sind alles Gedanken, die im jüdischen Gemüthe ihre Geburtsstätte haben. Und wenn die scharfgeprägte Ausgestaltung dieser Gedanken zu einem ethischen System für die ganze Menschheit durch das Christenthum stattgefunden hat, so muß man doch auch festhalten, daß es im Neuen Testament niedergelegt ist, welches nur von Juden geschrieben wurde.

Im alten Volke Israel kämpften diese Gedanken mit denen der politischen Praxis, unter welcher sie, als die Hand

*) Horcht doch nur einmal hin, wie sich die Juden unter einander als verschieden von einander bezeichnen: der ist ein Pole, der ein Russe, der ein Deutscher. Etwa nur im geographischen Sinne der Heimat? nein! nach dem Charakter, der Denkart, ja der Weise des Studiums selbst des Talmuds. Selbst die Verschiedenheit des Ritus, der Agenden der Synagoge bezeichnet sich — das kann man auf den Titelblättern lesen — als nationale: französisch, spanisch, deutsch, polnisch, mährisch und böhmisch u. s. w.

der grausamen Römer schwer auf ihnen lastete, erstickt zu werden drohten. Die Christengemeinde hatte sich freiwillig dem nationalen Kampfe entzogen; für die Juden endigte er mit einer ungeheuren Niederlage. Vielleicht hat jener Rabbi schon die wahre Bestimmung der Juden geahnt, als er den Ausspruch that, daß am Tage der Zerstörung des Tempels der Messias geboren sei. Der ideale Gedanke der Menschheit war der Phönix, der den Juden aus der Asche des Tempels auf Zion entstanden ist.

Die Art, wie das moderne Judenthum sein Verhältniß zur Nation und das der Nationen untereinander auffaßt, will ich Ihnen nicht mit meinen eigenen, sondern mit den gleichsam officiellen Worten der Erklärungen der ersten und zweiten israelitischen Synode darlegen*): „Die jüdische Synode erkennt das Judenthum in Uebereinstimmung mit den Principien der neuen Gesellschaft und des Rechtsstaates, wie diese Principien im Mosaismus verkündet und in der Lehre der Propheten entwickelt worden sind, nämlich in Uebereinstimmung mit dem Princip der Einheit des Menschengeschlechts, der Gleichheit Aller vor dem Gesetze, der Gleichheit Aller in Pflichten und Rechten dem Vaterlande und dem Staate gegenüber, sowie der völligen Freiheit des Individuums in seiner religiösen Ueberzeugung und dem Bekenntniß derselben; — die Synode erkennt in der Entwickelung und Verwirklichung dieser Principien die sichersten Bürgschaften für das Judenthum und seine Bekenner in der Gegenwart und in der Zukunft, die lebenskräftigsten Bedingungen für den uneingeschränkten Bestand und die höchste Entfaltung des Judenthums; — die Synode erkennt deshalb in dem Frieden aller Religionen und Confessionen unter einander, in der gegenseitigen Achtung und Gleichberechtigung derselben, sowie in dem nur mit geistigen Waffen und in streng-

*) Der erste Gegenstand der Tagesordnung der ersten Synode zu Leipzig 1869 war diese von Dr. Ludwig Philippson beantragte, von einer Commission redigirte, einstimmig angenommene Resolution.

sittlicher Weise geführten Kampf um die Wahrheit Eines der großen Ziele der Menschheit." Von den Resolutionen, welche die zweite Synode zu Augsburg*) gefaßt hat, lautet der erste Satz: „Das Judenthum hat seit seinem in die frühe Vorzeit hinaufreichenden Bestande verschiedene Phasen der Entwickelung durchlaufen und in denselben sein innerstes Wesen immer mehr entfaltet. Ein neuer, höchst bedeutungsvoller Wendepunkt ist in seiner Geschichte eingetreten. Der Geist der wahren Gotteserkenntniß und der reinen Sittlichkeit erfüllt immer mehr das Gesammtbewußtsein der Menschheit und prägt sich im Leben der Völker, im Staat und Bürgerthum, in Kunst und Wissenschaft immer deutlicher aus. Das Judenthum erkennt hierin mit Freuden eine Annäherung an die Ziele, die ihm auf seiner geschichtlichen Bahn zu allen Zeiten vorangeleuchtet haben."

Daß die Bestimmung des Judenthums ein Ideal ist, welches nur schwer und allmählich in die Wirklichkeit eingeht, dies theilt sie wol mit der Bestimmung jeder höheren Gemeinschaft. Ob seine Bekenner durch Charakter, Neigung und Fähigkeit und fortschreitende Leistungen dazu berufen sind, darüber will ich jetzt einige nichtjüdische Stimmen sich vernehmen lassen.

Sie sind selten. Es ist schwer in das Wesen des scheinlosen jüdischen Idealismus einzudringen. Als Pompejus nach Jerusalem kam, in den Tempel ging, auch in das Allerheiligste eindrang, war er erstaunt, kein Götterbild darin zu finden. Der Gott ohne Bild war dem Auge seines Geistes nicht sichtbar. — Die Zeugnisse, daß der Geist des Judenthums vollkommen verstanden ist, sind selten, aber gewichtig.

An die Worte Luther's, die ich Ihnen vorgelesen (oben S. 75) will ich noch einmal erinnern. Dann folge Goethe. Er steht außer dem Verdacht ein Judenfreund gewesen zu sein.

---

*) Von Dr. Jacob Auerbach in Frankfurt a. M. beantragt, in Gemeinschaft mit Dr. Szántó in Wien redigirt und von der Gesammtheit einstimmig angenommen.

(Wanderjahre, 2. Buch, 2. Kapitel): „Das israelitische Volk", sagt er, „hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anführer, Richter, Vorsteher, Propheten tausendmal vorgeworfen haben (ich komme hierauf noch zu sprechen —); es besitzt wenig Tugenden, und die meisten Fehler anderer Völker" (dennoch fährt er fort): „aber an Selbstständigkeit, Festigkeit, Tapferkeit, und wenn alles das nicht mehr gilt, an Zähheit sucht es seines Gleichen. Es ist das beharrlichste Volk der Erde; es ist, es war, es wird sein, um den Namen Jehovah durch alle Zeiten zu verherrlichen." Gemahnen diese Worte nicht fast an den Ausspruch des Jeremias (31, 35): „Also spricht der Ewige: Der bestellt die Sonne zum Licht bei Tage, des Mondes und der Sterne Gesetze zum Lichte in der Nacht, der aufwühlt das Meer, daß seine Wellen brausen, Ewiger der Heerschaaren ist sein Name: Nur wenn diese Gesetze vor mir weichen, dann soll auch der Same Israels aufhören, ein Volk vor mir zu sein ewiglich."

Was aber ist es denn, was diesem jüdischen Stamm diese ewige Bestimmung zuweist?

Einen Hauptgedanken drückt der bedeutendste Völkerkundige der neueren Zeit, der leider allzu früh verstorbene Peschel also aus (Völkerkunde, S. 302): „Darin liegt aber auch die hohe Bedeutung der Geschichte Israels, daß dieses Volk nun durch das, was es erleben und dulden sollte, zu einer immer tieferen und immer reineren Erfassung des Gottesgedankens genöthigt wurde. Allein von allen Völkern des Alterthums besitzen die Juden eine Geschichte, die in den irdischen Begebenheiten das Walten einer sittlichen Weltordnung zu erkennen sich bestrebt." — Und weiterhin (S. 307): „Bereits in den älteren Schriften des Talmud bricht die Neigung zur Milde und Menschlichkeit durch, die das Christenthum vorzugsweise zu einer idealen Trostlehre der Gedrückten erhob, aus der es seit mehr als 18 Jahrhunderten seine besten Kräfte geschöpft hat. Jene talmudische Stellen aber stammen aus der Zeit der babylonischen Gefangenschaft, der Mühseligkeit und Beladen-

heit, und es war die läuternde Schule des eigenen Unglücks, die gerecht und weich, die zart und liebevoll gegen andere stimmte."

Hören wir nun, zugleich mit dem Gefühle der freudigsten Dankbarkeit, wie (lange vor Peschel) ein deutscher Philosoph, Professor Hermann Lotze zu Göttingen, tief in das Allerheiligste des Judenthums hineingesehen hat. In seinem Mikrokosmos im dritten Bande, S. 147, heißt es: „Unter den theokratisch geordneten Völkern des Orients erscheinen uns die Hebräer wie Nüchterne unter Trunkenen; dem Alterthum freilich dünkten sie die Träumer unter den Wachenden zu sein. Mit tiefsinniger Phantasie hatten die anderen die Gründe der Welt, die Ursprünge ihres Werdens und Vergehens geschaut, und in ausschweifenden Kulten der Sinnlichkeit oder der Selbstpeinigung begleiteten sie, die sich als Theile des großen göttlichen Weltleibes fühlten, alle Zuckungen seines geheimnißvollen Lebens, den jährlichen Wechsel der ersterbenden und wiederauflebenden Natur, den Kampf der lichten und wohlthätigen mit den dunklen und feindseligen Gewalten. Und über diese Weisheit hinaus, die das tägliche Leben kannte, versprach die zurückhaltende Wissenschaft der Priester noch unzählige Geheimnisse. Dies alles betrachteten die Hebräer mit äußerster Gleichgültigkeit; der starke und eifrige Gott, der die Gerechtigkeit des Herzens will, und die Sünde verfolgt und rächt um der Sünde willen, er hatte freilich auch die Welt geschaffen und allerlei Kräuter und Thiere entstehen lassen und das große und die kleinen Himmelslichter gebildet, damit alles gut sei; aber nicht in diese Schöpfung, in der seine Herrlichkeit doch nur nebenher zum Ausdruck kam, vertiefte sich die Phantasie des Volks; ihm war Gott ein geschichtlicher Gott, dem die Natur ein Fußschemel seiner Macht, aber das Leben der Menschheit, seines auserwählten Volks, das einzige Augenmerk seiner Vorsehung ist. Den ganzen Luxus naturphilosophischer Mystik, der so nutzlos die übrigen Religionen des Alterthums beschwert, hatten die Hebräer hinweggeworfen, um dem einen Räthsel der

innern Welt, dem der Sünde und der Gerechtigkeit vor Gott, nachzuhängen; sie fühlten sich nicht in den Taumel eines ewigen Naturkreislaufs, sondern in den Fortschritt einer Geschichte verflochten; sie kümmerten sich nicht um Geheimnisse, welche nur vergangene Thatsachen bedeuten, aber um so mehr um die, welche die Aufgaben der Zukunft betreffen; und nicht geheim sollten diese bleiben, sondern die göttliche Eingebung trieb die Propheten, die späte Vollendung eines Himmelreichs zum Trost und die Gebote Gottes zur Buße Allen zu verkündigen." Eine spätere Stelle: „Die antike Bildung, der zu ihrer sinnigen Mythologie und zu den Gottesbegriffen ihrer Philosophie nichts als der unmittelbare Glaube an deren Realität fehlte, begann auf ein Volk aufmerksam zu werden, das die lebendige Ueberzeugung, die ihr selbst abging, in so hohem Maße besaß und dem seine Vorstellungen von Gott und seinem Reiche nicht als poetische Randverzierungen einer völlig weltlichen Lebensansicht, sondern als der tiefste Ernst der Wirklichkeit galten."

Dies nun betraf den ethischen Charakter der Religion bei den Juden. Fragen wir aber nach der eigentlichen Sittenlehre, so lesen wir darüber bei Ernst Renan (Leben Jesu, S. 122 f. der deutschen Uebersetzung): „Ueber das Almosen, Frömmigkeit, gute Werke, Sanftmuth, Friedfertigkeit, vollständige Uneigennützigkeit des Herzens hatte er" — nämlich Christus — „zu der Lehre der Synagoge wenig hinzuzufügen"; es heißt weiter: „aber er wußte durch einen salbungsvollen Ton auch den schon seit viel längerer Zeit bekannten Aphorismen Neuheit zu verleihen". Das ist vollkommen zutreffend. Weiter heißt es: „Die christliche Moral ist an sich wenig original, wenn man damit sagen will, daß man sie fast ganz aus älteren Maximen wieder herstellen kann, aber sie bleibt nichts desto weniger die höchste Schöpfung, welche aus dem menschlichen Bewußtsein hervorgegangen ist, das schönste Gesetzbuch vollkommenen Lebens, das jemals ein Moralist geschaffen."

So oft Einer an die Juden will, ist auch immer vom Talmud die Rede; hundert mal sind die Anklagen gegen den-

selben als nichtig, hinfällig, ungerecht erwiesen; vergeblich. Immer wieder, wenn eine recht gründliche Widerlegung jener Angriffe geleistet wird, meint man: so! jetzt wird es wenigstens einem Menschen, der auf wissenschaftliche Achtung Anspruch macht, nicht mehr möglich sein, die Namen Eisenmenger und Pfefferkorn als die seiner Gewährsmänner in den Mund zu nehmen! — Alles vergeblich! Der Hydra des Judenhasses fehlt es ja eben nur am Herzen; Köpfe, man mag ihrer niederschlagen, so viel man will, Köpfe von der Hydraart wachsen immer wieder.

Ich habe vorhin Herrn Rohling genannt; ich habe (S. 87) sein Urtheil über den Protestantismus citirt; ich meine, daß sich die Urtheilsfähigkeit oder Wahrhaftigkeit desselben deutlich genug darin bekundet; dieser selbe Herr Rohling wird von Protestanten (welch eine edle Unparteilichkeit! —) als Zeuge gegen, als Richter über den Talmud angeführt.

Anstatt eines eigenen Urtheils, welches Ihre Vermuthung nur bestätigen könnte, will ich einige Stellen aus dem des Herrn Professor Delitzsch in Leipzig, unbestritten eines der ersten und gründlichsten Kenner des Talmud in Deutschland, hier anführen*): „Diese Schrift (Rohling's „Der Talmudjude" —) ist eine Sünde. Sie ist nicht aus dem Geiste Christi und nicht aus dem Geiste der Wahrheit geboren. Denn 1) imputirt der Verfasser dem Talmud Vieles, was der nationale Standpunkt der alttestamentlichen Moral mit sich bringt und was sich also gleicherweise zur Herabsetzung der alttestamentlichen Schrift, besonders des mosaischen Gesetzes, verwenden ließe; 2) hat er aus dem Talmud, der ein Sprechsaal und übrigens ein mehr als ein Jahrtausend altes Werk ist, alles Scandalöse, was da zu Worte kommt, auf einen Misthaufen zusammengekehrt, ohne das dort zu Worte kommende pro et contra zu beachten und ohne die vielen dem Geiste des Christenthums sich nähernden

*) Zeitschrift f. d. Mission der Kirche an Israel. „Saat auf Hoffnung." 14. Jahrgang, S. 183.

Ausſprüche zu beachten, welche dort laut werden — er hat, ohne ſelbſt den Talmud leſen zu können, den Eiſenmenger ausgezogen, und andere Werke, wie die von Lightfoot und Schöttgen, unbeachtet gelaſſen. 3) Er verfährt gegen das Judenthum, wie wenn Jemand das Chriſtenthum durch Excerpte aus den jeſuitiſchen Caſuiſten an den Pranger ſtellen wollte, deren Werke, wenn man ſie mit der Moral Jeſu und der Apoſtel vergleicht, weit verwerflichere Grundſätze und Entſcheidungen enthalten als der Talmud." — Ferner: „Was Rohling S. 44 u. ſ. w. den Talmud über den Meſſias ſagen läßt; dieſe zwei Seiten zeigen für ſich allein ſchon, wie unwiſſend er iſt oder wie unverantwortlich er ſich unwiſſend ſtellt." Schließlich ſagt Profeſſor Delitzſch (bei Beſprechung von Dr. Bloch's „Profeſſor Rohling's Falſchmünzerei auf Talmudiſchem Gebiet"): „Dieſe Schrift zeigt, daß Profeſſor Rohling weder Kenner des Talmud noch der rabbiniſchen Litteratur iſt, daß er rabbiniſche Ausſprüche für ſeinen Zweck hergerichtet und daß er rabbiniſche Ausſprüche ſogar aus eigenen Mitteln fabricirt hat."

Was nun die ſpätere, nach-talmudiſche Zeit des ſogenannten Mittelalters betrifft, ſo will ich mich darüber nicht verbreiten. Wir beſitzen u. A. eine kleine ausgezeichnete Schrift von Prof. Schleiden, dem bekannten Philoſophen und Botaniker: „Die Bedeutung der Juden für Erhaltung und Wiederbelebung der Wiſſenſchaften im Mittelalter, Leipzig bei Baumgärtner." Ich nehme die Gelegenheit wahr, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß dieſe Schrift in keinem jüdiſchen Hauſe fehlen ſollte. Es ſollten nicht blos die Männer, ſondern namentlich auch die Frauen wiſſen, wie die Vergangenheit unſeres jüdiſchen Geiſteslebens geweſen iſt; ſie ſollten wiſſen, daß es einmal viel glänzender bei uns ausgeſehen hat, als in der Gegenwart. Wir wenden uns zwar neuerdings glücklicher Weiſe vielfach der allgemeinen Wiſſenſchaft zu, aber die des Judenthums vernachläſſigen wir ſo ſehr, daß es nur kleine Herde ſind, auf denen noch die Flamme dieſer geiſtigen Thätig-

keit lodert. In der ganzen Zeit des Mittelalters findet beides neben einander statt; dieselben Leute — lassen Sie mich einen einzigen Namen nennen, der nicht einmal einer von den großen ist, aber es ist immerhin interessant, sich das zu sagen — derselbe Herr Minz, der aus Deutschland stammend nach Italien gehen mußte — in Deutschland gab es keine Stätte dafür — war 47 Jahre lang Rabbiner in Padua, zu gleicher Zeit Professor der Philosophie an der Universität daselbst. Der gute Mann ist (1508 gest.) über 100 Jahre alt geworden. Solcher Beispiele könnten wir aus jener Zeit noch viele anführen, und ich meine, daß es unsere Aufgabe ist, den ererbten Kern geistigen Lebens auch weiter gemeinsam zu pflegen.

Was nun den Geist des Judenthums im engeren Sinne und seine fortschreitende, aufsteigende Entwickelung im Laufe der Jahrhunderte und namentlich in der neueren Zeit betrifft, so mag hier wiederum ein Wort von einem christlichen und zwar von einem katholischen Manne angeführt werden; von einem Manne, der übrigens s. Z. Seminardirector, später Mitglied der Regierung und Leiter des Unterrichtswesens der Republik Aarau in der Schweiz gewesen ist. Er schrieb ein Buch: „Die Moraltheologie des Jesuitenpaters Gury, beleuchtet von Dr. A. Keller, Aarau 1869." Darin ist ein Kapitel, speciell gegen die Moral dieses jesuitischen Lehrbuchs, und u. A. heißt es (S. 167 f.): „Schon der Gründer der christlichen Moral hat ihren Gesetzen Zirkel und Zahl des alten Rabbinismus entschieden fern gehalten. Er kennt unter seinen Schülern keinen Ersten und keinen Größten im Reiche Gottes u. s. w." Dann fährt er fort: „Ich habe vom „alten Rabbinismus" gesprochen. Ach, beschämt sollten wir davon schweigen! Wie hoch haben sich die Weisen Israels in heutiger Zeit über jenen todten Formalismus erhoben, wenn wir hören, was am 4. Juli dieses Jahres, unter Acclamation der Gottesgelehrten seiner Religion, der Philosoph" — (und nun kommen einige Zeilen, welche vorzulesen die Bescheidenheit mir ver-

bietet, aber sie darf mir nicht verbieten, Ihnen die Stelle vorzuführen, auf welche er hinweist), der Präsident in seiner Schlußrede an die erste israelitische Synode in Leipzig sprach: „Auf das Innere müssen wir sehen und nicht blos auf die äußere Form. . . . Nach meiner festen Ueberzeugung gipfelt alle Idealität in der Religion, alle Ideen stehen in ihrem Dienste, und sie verleiht allen die höchste Weihe. Unter Religion aber verstehe ich nicht blos das Bekenntniß, nicht blos das Dogma, nicht blos die Satzungen, sondern die Religiosität selbst, jene allgemein menschliche Erhebung und Vertiefung, jenes Aufsteigen auf die Höhen des Menschenthums, jenes Hinaufsteigen vom Kleinen zum Großen, vom Alltäglichen zum Erhabenen, vom Endlichen zum Unendlichen, vom Zeitlichen zum Ewigen. . . . Was hat andere Religionen zu Grunde gerichtet? Was hat andere Religionen gestürzt? Der tiefere sittliche Gehalt, welchen ihre Völker später erkannt haben, als sie ihre Religion besaßen; der tiefere sittliche Gehalt, den sie empfangen hatten, entweder durch fremde Ideen, die bei ihnen eingewandert, wie die Römer, oder durch eigene geistige Entwickelung, wie die Griechen; dieser tiefere sittliche Gehalt zerstörte den Glauben an den minder sittlichen Gehalt ihrer Religionen. Der eigene Geist des Volkes sprach gegen den Geist seiner eigenen Religion. Das Lebendige sprengt das Todte. . . . Wenn ein Samenkern zufällig in die Ritze eines Felsens gefallen ist und darin so viel Humus gefunden hat, daß er zu einer Pflanze sich entwickelt, so erwächst zuweilen ein Baum daraus, welcher den Felsen sprengt. Ein kleiner Samenkern! Aber das Lebende überwindet das Todte; das ist die Macht des Lebens."

Nun glaubt man vielleicht, nur wir, die wir auf der Synode waren, die wir zu diesen Grundsätzen uns bekennen, wir seien die Fortgeschrittenen; aber jene Orthodoxen, die zurückgeblieben, die stehen wol noch auf dem Standpunkt jenes alten Rabbinismus, welcher zwar ursprünglich, wie wir gesehen haben, auch die edelsten Blüten ethischer Erleuchtung ge-

trieben hatte, dann aber durch die herbsten Umstände entwickelt, unter dem äußersten Druck verhärtet worden ist. Mit Nichten! sie, die Orthodoxen, mögen in ihrer Lebensweise sich beschränken, streng, vielleicht allzu streng an den Ceremonien haften; aber auch sie entbehren nicht der Anerkennung der Schriften eines Gabirol und Maimonides, eines Bachia und Albo, und wie die andern Religionsphilosophen des Mittelalters alle heißen mögen; auch sie haben nicht mehr blos den ältesten Kern des Gedankens, sondern die ganze Entwickelung, welche er im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat, nur vielleicht etwas mehr, als sie selber es wissen.

Die Signatur aber jener Bewegung und fortschreitenden Vertiefung des jüdischen Geistes durch solche Männer, wie die eben genannten, wollen wir schließlich mit einigen Sätzen Renan's geben, welche sich in seinem neuesten Werke, dem sechsten Bande vom „Ursprung des Christenthums" befinden: (S. 247 des Originals.)

„ . . . Es gibt im Talmud ausgezeichnete Maximen, mehr als eine kostbare Perle von der Art jener, welche Jesus idealisirte, indem er sie zu den seinen machte. Vom Standpunkte der Erhaltung der Individualität des jüdischen Volkes spielte der Talmud eine Rolle, wie kein anderes Buch in der Geschichte eines Volksstammes. Das jüdische Volk, zerstreut von einem Ende der Welt bis zum andern, hatte bald keine andere Nationalität, als die — der Thora. Um dieses zerstreute Volk ohne Klerus, ohne Bischöfe, ohne Papst, ohne heilige Stadt, ohne ein theologisches Centralcollegium zusammenzuhalten, bedurfte es einer eisernen Kette. Nichts verbindet aber so fest, wie die gemeinsame Pflicht, und diese verkündet ihnen die Thora. Der Jude, der seine Religion mit sich trug, der zu seinem Kultus keiner Tempel und keines Klerus bedurfte, hatte eine unvergleichliche Freiheit in seinen Emigrationen in alle Theile der Welt. Sein absoluter Idealismus machte ihn allen materiellen Dingen gegenüber gleichgültig; die treue Erinnerung an seinen Volksstamm, das Schema und die Ausübung der

Gesetze genügten ihm. Wenn man dem Gottesdienste einer Synagoge beiwohnt, erscheint einem Alles auf den ersten Blick modern, erborgt, banal. Niemals haben die Juden bei dem Baue ihrer Gotteshäuser einen Styl zu bestimmen gesucht, den man ihnen eigenthümlich hätte nennen können. Ihre Vorbeter ähneln den Pfarrern; ihre Predigten haben sie der katholischen Kanzel abgelernt; die Einrichtung ihrer Gotteshäuser ist durch dieselbe Werkstatt besorgt, welche Bänke, Stühle und Lampen für die nächste Pfarre herstellt. Musik und Gesang haben nichts, was weiter, als bis in das 15. Jahrhundert zurückreicht. Ja, selbst einzelne Theile des Kultus sind Nachahmungen des katholischen Kultus. Die Originalität und die Tradition brechen aber plötzlich in dem Rufe hervor: „Höre Israel! Adonai, unser Gott, ist einzig; heilig sei sein Name!" Diese hartnäckige Proclamation, dieser durchdringende Ruf ist das ganze Judenthum. Dieses Volk hat Gott begründet und doch hat es nie ein Volk gegeben, das sich weniger damit beschäftigt hätte, über Gott zu disputiren, als dieses. Es ist wirklich ein Zug von viel Vernunft, zur Basis des religiösen Bekenntnisses die Praxis und nicht die Dogmen gemacht zu haben. Der Christ hält zum Christen durch denselben Glauben; der Jude hält zum Juden durch dieselbe Observanz. Die Excommunication erfolgte bei den Juden im Allgemeinen wegen Handlungen, nicht um Meinungen willen.

„Die Kabala ist immer eine freie Wissenschaft geblieben; sie ist niemals ein obligatorischer Glaube geworden. Die Unsterblichkeit der Seele wurde immer nur als eine tröstliche Hoffnung aufgefaßt. Selbst die Erlösung durch den Messias durfte ein berühmter Gelehrter in Zweifel ziehen; der Talmud führt seine Meinung an, ohne ihn zu tadeln. Verpflichtet zu sein, an etwas zu glauben, ist ein wahrer Nonsens, während die größte Formenstrenge mit der vollständigen Denkfreiheit ganz wohl verträglich ist. Das ist die Ursache der philosophischen Unabhängigkeit, die wir bei den Juden im Mittelalter beobachten und welche im Judenthume bis heute vorwaltet. Die berühmten

Gelehrten und Orakel der Synagoge, wie Maimonides und Mendelssohn, waren pure Rationalisten. Ein Buch, wie die „„Iccarim"" (Fundamentalprincipien) von Josef Albo, welches die Religion und die Prophetie als einen Symbolismus erklärt, welcher die Bestimmung hat, die moralische Besserung des Menschen zu fördern; welches die Offenbarung nur als eine Art der Darstellung der inneren Vernunftthätigkeit bezeichnet; welches den Satz aufstellt, daß alle göttlichen Gesetze modificirt werden können und die individuellen Strafen und Belohnungen im künftigen Leben nichts weiter sind, als Bilder; ein solches Buch, sage ich, welches zur Berühmtheit gelangt und das kein Anathema trifft, ist eine That, wie keine zweite Religion eine solche aufweisen kann."

Der oben erwähnte Ausspruch Kant's über den „Jerusalem" (S. 30) und Keller's über die Synode, beweisen wohl zur Genüge, daß die fortschreitend gleichzeitige Vertiefung des Geistes und seine Befreiung im Judenthum bis heute nicht still gestanden hat; in die Wirksamkeit unserer Hochschule setzen wir die Zuversicht, sie werde dazu beitragen, daß sie auch in der Zukunft nicht still stehen werden.

Ich habe heute fast nur vom Judenthum gesprochen, nicht von den Juden. Wir hätten viel für, aber auch viel gegen sie zu sagen; vielleicht ein ander mal. Unsere Tugenden will ich nicht rühmen, unsere Fehler brauchte ich nicht hervorzuheben, mehr als unsere Vorzüge liegen sie offen zu Tage. Außer allen anderen Gründen noch aus einem besonderen: die Juden waren von jeher das klassische Volk der Selbstkritik. Bei keinem Volke finden Sie das Gleiche. Dieser unser Vorzug ist durch einen herben Nachtheil erkauft; unser Selbstlob hat man billig getadelt; aber unseren Selbsttadel hat man unbillig anerkannt. Wie oben bei Goethe wird so häufig die Meinung angetroffen: die Juden müssen so viel schlechter sein, als andere Völker,

denn ihre Propheten, ihre Redner, ihre Führer haben ihnen ihre Schlechtigkeit immer vorgeworfen. Vielleicht waren unsere Fehler nicht größer, aber nur der Tadel derselben offener, schärfer, als bei anderen Völkern. Jedenfalls haben die Juden nicht blos durch ihre Propheten und Richter diese Selbstkritik geübt, sondern im Volksmunde war sie zur Sitte geworden. Jetzt ist sie es leider nicht mehr in dem Maße, wie früher; ich wünschte, daß wir diese Sitte noch mehr beibehalten hätten. Sie werden sich alle erinnern: wenn unseren Eltern und Voreltern irgend ein Widriges begegnet ist, ein hartes Schicksal, ein böser Zufall, ja selbst eine ganz offenbare Ungerechtigkeit eines andern, so war das erste Wort bei der Erzählung und beim Anhören: „Um unserer vielen Sünde willen!" Da hat man vor allem an sich selbst als letzte und eigentliche Ursache des Uebels gedacht. Mit unzähligen Stellen könnte ich es belegen, daß die Juden nach dem Muster ihrer Propheten, das vor Jedermanns Seele stand, allezeit stolz auf ihr Ideal, aber demüthig ob der Wirklichkeit waren; auch ob ihrer ganzen historischen Wirklichkeit. Andere Völker waren auch fast alle Lobredner vergangener Zeiten; die Juden allein haben an entscheidender Stelle gesagt: „Wir und unsere Väter haben gesündigt!"

Auch für ihre Vorfahren haben sie keine Selbstloberei, sondern offenes Bekenntniß gehabt. Wer möchte wohl behaupten, daß im lebendigen Munde oder in den Schriftwerken irgend eines anderen der alten Völker eine gleiche Sinnesrichtung sich geäußert hat? Es gibt keine Litteratur, welche annähernd so reich an Strafreden, Zuchtmahnungen u. s. w. ist, wie das jüdische Schriftthum von den ältesten Zeiten bis auf die jüngsten. Man wird die Aristophanische Komödie oder die römische Satire nicht mit der prophetischen Strafrede vergleichen. Die hellenische und die römische Rede ist feingefügt, schön, lieblich, einschmeichelnd, das Wort der Propheten aber ist gewaltig und ergreifend. Das Bußlied und die Bußpredigt der christlichen Kirche stehen fast ganz auf dem Grunde und schöpfen aus der Quelle der Psalmen

und Propheten. Wir ermangeln heute nicht der Kunst, aber der markerschütternden Gewalt des prophetischen Wortes. Wären zu seiner Zeit so ungeheuerliche Thaten moralischer Verwilderung geschehen, wie die Angriffe auf das ehrwürdigste Haupt der Nation: Töne von gewaltiger Wucht wären erklungen, deren Gellen wir heute noch empfinden würden, wie wir den eindringenden Anruf eines Jeremias und Jesaias auch heute noch vernehmen. Vielleicht, daß irgend wo in einem deutschen Gemüthe von jener zündenden Glut der Rede noch ein Funke unter der Asche der Jahrhunderte glimmt; daß er, wenn auch nur in schwächerem Abglanz aufleuchte und uns den Pfad der Gerechtigkeit und Milde erhelle, und dem ganzen deutschen Volke zum Segen gereiche! Das walte Gott!

Anhang

über

Ein- und Auswanderung der Juden in Preußen.

Es klingt so schauerlich schön, wenn man sagt: „Ueber unsere Ostgrenze dringt Jahr für Jahr aus der unerschöpflichen polnischen Wiege eine Schaar strebsamer hosenverkaufender Jünglinge herein, deren Kinder und Kindeskinder dereinst Deutschlands Börsen und Zeitungen beherrschen sollen; die Einwanderung wächst zusehends, und immer ernster wird die Frage, wie wir dies fremde Volksthum mit dem unsern verschmelzen können."

Ist die Thatsache richtig? das ist die erste Frage.

Ich erinnerte mich, daß in den 50er Jahren dieselbe Befürchtung laut geworden und eine statistische Untersuchung hervorgerufen hat. Was hat sie ergeben? Dieses: Vom Jahre 1834 bis 1843 sind in Preußen 2394 **mehr** ein- als ausgewandert; dahingegen sind von 1843 bis incl. 1855 aus Preußen 12 870 Juden **mehr aus**- als eingewandert; so daß in den zweiundzwanzig Jahren von 1834 bis 1855 im Ganzen 10 476 **mehr aus**- als eingewandert sind. Ich beschränke mich durchaus auf das Wesentlichste; die weitere Ausführung dieser Thatsachen findet sich im „Kalender und Jahrbuch für die jüdischen Gemeinden Preußens", herausgegeben von Ph. Wertheim. III. Jahrgang. 1859. Veit & Co., S. 159 ff. von S. N. (Dr. S. Neumann).

Für die Zeit von 1855 bis jetzt liegt eine vollständige Untersuchung nicht vor; dagegen genügende Daten, welche unzweifelhaft beweisen, daß auch später eine Mehrauswande-

rung ſtattgefunden hat. Im Jahre 1858 hat die Anzahl der Juden in Preußen 242 365, dagegen 1861: 254 785 betragen; es hat alſo eine Vermehrung um 12 420 ſtattgefunden; nun aber hat der Ueberſchuß der Geburten über die Sterbefälle 13 147 betragen, folglich ſind **mehr** aus- als eingewandert 727 Perſonen.

Im Jahre 1864 hat die Anzahl 262 001, die Vermehrung ſeit 1861 alſo 7216, dagegen der Ueberſchuß der Geborenen über die Geſtorbenen 12 516 betragen; folglich ſind in dieſen drei Jahren 5300 **mehr aus**- als eingewandert.

Vollends in den Jahren 1865 bis 1867 ergibt dieſelbe Berechnung eine **Mehrauswanderung** von 9267 Perſonen.

Nach 1866 complicirt ſich die Rechnung durch die Erweiterung des Preußiſchen Staates, und ſie wird deſto mehr erſchwert, weil die Angaben über die Geborenen und Geſtorbenen nach den Confeſſionen aus den Jahren 1868 bis 1872 nicht vorliegen.

Völlig klar dagegen iſt ein Zahlenergebniß, welches das Verhältniß der Juden zur Geſammtbevölkerung des preußiſchen Staates darſtellt:

Im Jahre	1855	betragen	die	Juden	1,361	%
=	=	1858	=	=	=	1,366	%
=	=	1861	=	=	=	1,377	%
=	=	1864	=	=	=	1,360	%
=	=	1867	=	=	=	1,305	%
(und zwar	in	den	alten	Provinzen		1,335	%
		(in	den	neuen	=	1,182	%
im Jahre	1871	=	=	=	=	1,321	%
=	=	1875	=	=	=	1,322	%

Von einem Wachsthum der Juden im Verhältniß zur Geſammtbevölkerung iſt alſo durchaus keine Rede; da aber der Ueberſchuß der Geborenen über die Geſtorbenen merklich größer bei den Juden als bei den Nichtjuden iſt, ſo kann nur eine größere Auswanderung das Gleichbleiben reſp. Zurückgehen ihrer wirklichen Verhältnißzahl erklären.

Ich glaube nicht, daß irgend welche statistischen Erhebungen und Berechnungen schlechterdings verlässig sind; aber sie haben den Werth reeller Thatsachen im Vergleich mit vagen Behauptungen, welche durch Nichts bewiesen und nur durch die bleiche Angst eingegeben scheinen.

Aber gesetzt auch, daß alle diese statistisch verbürgten Thatsachen irrig wären, gesetzt, daß wirklich alle Jahre eine Hand voll Juden mehr nach Deutschland kämen; — von der Humanität gegen Fremdlinge rede ich kein Wort: denn dafür scheint in gewissen Kreisen jedes Verständniß abhanden gekommen zu sein; — aber wo liegt die Gefahr? Ich meine, ein Engländer würde uns ins Gesicht lachen, wenn wir ihm zumutheten, eine Controle darüber zu führen, daß irgend eine Anzahl von Fremdlingen irgend woher jährlich in den Britischen Inseln einwandert. Vielleicht würde er es als einen Schimpf betrachten, den man seiner Nation anthäte, wenn man von einer Hand voll Fremdlinge befürchtete, daß sie die Ideale des Volkes verkümmern, die Gesinnungen erniedrigen, den Charakter verderben würden. — Wenn es aber auch in Deutschland „unmöglich ist, die harten deutschen Köpfe jüdisch zu machen": — wozu der Lärm? woher die Angst?

Die Hebung des Nationalgefühls ist eine ernsthafte Sache; ein geläutertes und energisches Nationalgefühl, im ganzen Volke gleichmäßig verbreitet, ist, für alle Völker, für das deutsche nicht weniger, ein Ideal; immer weitere Schichten, in immer höheren und kräftigeren Formen damit zu beseelen, ist eine wichtige Aufgabe. Ob es aber zur Erfüllung derselben beitragen kann, daß man einen heftigen Widerwillen gegen einen Theil der Bevölkerung und in dem anderen erregt? Ob es ein Zeichen von jenem echten, ersehnten Nationalgefühl, oder ob es vollends ein Mittel zur Hebung desselben ist, daß man die Phantasie mit so gewaltiger Furcht vor Thatsachen erhitzt, welche — gar keine Thatsachen sind?

Unſer Standpunkt.

Zwei Reden an ſeine Religionsgenoſſen

am 1. und 16. December 1880.

Hochverehrte Herren!

Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie meiner Einladung gefolgt sind.

Sie lautet auf eine vertrauliche Besprechung; vertraulich, aber nicht geheim. Niemand von uns wird auch glauben, daß eine Versammlung von nahezu 200 Männern geheim sein kann; sie will es auch nicht. Ich hätte den lebhaften Wunsch, daß von aller Welt vernommen würde, was ich Ihnen vorzutragen habe. Unerwünscht wären mir nur Referate in den Zeitungen. Denn was wir miteinander verhandeln, soll nicht Gegenstand der Verhandlung für Andere sein. Keime muß man bedecken, damit sie sprießen; wenn die Pflanze emporwächst, tritt sie an das freie Licht des Tages. Was wir wollen, das soll Jedermann sehen und erfahren, aber nicht vorzeitig, bis sich zeigt ob wir etwas können und vermögen.

Die Versammlung ist eine jüdische Versammlung, aber wir stehen hier wie immer auf dem Boden rein deutscher Gesittung und rein deutscher Gesinnung, als patriotisch begeisterte Söhne des deutschen Vaterlandes, welche nicht blos mit Gut und Blut, sondern auch mit der Kraft des Geistes und der Macht des Gemüthes die Ehre des deutschen Geistes an ihrem Theil zu wahren sich gedrungen fühlen.

Ich hätte es nicht gewagt, Sie auf mich und meine Worte einzuladen, aber Jeden von Ihnen habe ich eingeladen zum Zusammentreffen mit allen Anderen. Und das, hoffe ich, werden Sie mir danken. Denn wohl Viele von Ihnen haben längst die Sehnsucht empfunden, daß wir in diesen trüben und

schweren Zeiten doch auch einmal zusammen seien. Nun aber hat Niemand mich eingeladen, deshalb habe ich Sie eingeladen. Der Gedanke, daß eine Zusammenkunft nothwendig sei, ist ja auch weitaus nicht in mir allein entstanden; Vorbereitungen für diesen Abend hat es bereits vor beinahe einem Jahre gegeben. Lassen Sie mich Ihnen wenigstens zwei Thatsachen von solchen Anläufen mittheilen, welche stattgefunden haben. Im vorigen Jahre hat eine Anzahl von Männern sich zuweilen im kleinen Kreise zusammengefunden und die Frage vorgelegt, ob und was etwa auf unserer Seite in Bezug auf die Agitation zu geschehen hätte. Die Erinnerung an den Gang jener Verhandlungen ist schmerzlich für mich. Die in der einen Woche da gewesen, sind in der nächsten Woche nicht oder nicht alle wiedergekommen; denn Jeder hatte eine andere Meinung. Wir hatten wohl eine nahezu gleiche Gesinnung, aber wir hatten, wie das immer ist, verschiedene Meinungen, und in Folge dessen blieb es schließlich einfach dabei, daß nichts geschehen ist.

Ein anderer Kreis von Männern, die ich Ihnen auch nicht nennen will, weil ich unzufrieden mit ihnen bin, — ein Kreis von etwa 25 Männern waren zusammen, ebenfalls um zu berathen. Ich war dazu geladen, aber nicht im Stande zu erscheinen, denn ich war von Berlin abwesend. Da mir ein bestimmtes Programm nicht vorgelegt war, hegte ich die Befürchtung, es möchte ein solches wohl auch noch nicht vorhanden sein, und deshalb versuchte ich von mir aus in einem Briefe ein paar Punkte zu skizziren. Ich will sie Ihnen vorlesen: 1) Die gegenwärtige Lage der Juden in Deutschland solle gründlich erwogen werden. 2) Die Aufgaben seien zu erwägen, welche wir nicht blos gegen die Agitation, sondern noch viel mehr gegen die Gründe derselben zu vollbringen haben, und 3) die Mittel zur Lösung dieser Aufgaben. Ich habe damals schon vorgeschlagen, daß man eine Versammlung der vorzüglichsten Männer der deutschen Judenschaft in Berlin berufen möchte, um mit ihnen über diese Sache zu reden. Ich

habe ausdrücklich erklärt, daß ich auch die Oeffentlichkeit nicht scheuen würde, obgleich in dem, was ich vorzubringen hätte, mancherlei von Schäden und Mängeln unter den Juden selbst die Rede sein würde. „Von der Nothwendigkeit einer solchen Versammlung", sagte ich, „bin ich tief, ja, genau gesagt, schmerzlich durchdrungen. Allen gemeinsamen Interessen gegenüber stehen wir Juden als lauter Individuen. Was es immer zu thun gäbe, es hängt vom Zufall und Belieben Einzelner ab. Wir sind wie Streusand, der kein Haus trägt und auf dem nichts wächst. Man kann freilich sehr hoch dagegen reden, daß wir überhaupt besondere gemeinsame Interessen haben; hoch aber hohl; unsere Feinde zeigen uns, daß es welche gibt. Für seinen Beitrag an Feindschaft weiß jeder unserer Gegner eine Adresse, wir haben keine." Nach dem Bericht, welchen ich über jene Versammlung empfangen habe, war auch dort die Mehrheit „kühl bis ans Herz hinan". Ich kann ein objectives Urtheil darüber nicht fällen: Wärme und Kälte sind Gegenstände subjectiver Empfindungen; die Thatsache aber ist die, daß nichts geschehen ist. Das eine doch: beide jene Kreise suchten Beziehung zu einander, indem sie eine kleine Anzahl von Personen von jeder Seite zusammentreten ließen; sie sind bei mir zusammen gewesen. Das Resultat dieser Besprechung der Abgeordneten aus beiden kleinen Kreisen war ebenfalls, daß man nichts gethan hat. Das, meine Herren, war Anfang April d. J. Damals meinte man, durch irgend eine Gegenwirkuug von unserer Seite würde vielleicht die Agitation noch geschürt und erweitert. Heute wissen wir, daß man vom Februar bis December auf unserer Seite schlechthin nichts gethan hat, und daß die Agitation gleichwohl viel weiter gegangen ist.

Jetzt habe ich Sie meine Herren, von vielen, auch nichtjüdischen Seiten gedrängt auf meinen Namen allein berufen, um Ihnen ganz freie Hand zu lassen, ob Sie etwas und was Sie thun wollen. Einen Vorschlag dazu werde ich Ihnen machen. Vor allem war's ja überhaupt nöthig, daß wir zusammenkommen, damit wir von einander wissen, damit wir nicht blos in jener Liste

der steuerfähigen Mitglieder, welche die Gemeinde drucken läßt, die bloße Anzahl und die Namen sehen, sondern daß wir auch wissen, daß die Personen da sind und bereit, wenn es ein allgemeines, ein öffentliches, jüdisches Interesse gibt, für dasselbe zu berathen und zu handeln. Denn, meine Herren, die Situation ist ernst. Ich rede nicht von Gefahren, welche uns bedrohen, näheren oder entfernteren Gefahren. Aber Sie wissen von der Petition, welche gegen uns im Gange ist, Sie wissen, daß ein Blatt wie die „Deutsche Landeszeitung", hinter welcher eine mächtige Partei steht, sich mit den Grenzen in dieser Petition weitaus nicht einverstanden erklärt hat, sondern gerade so, wie der wilde Babeuf in Paris, als er soziale Gleichheit unter den Menschen einführen wollte, den einzig klugen, radicalen Gedanken gehabt hat, daß er sagte, „ihr müßt die Buchstaben abschaffen, sonst gibt es keine Gleichheit unter den Menschen": so behauptet die „Deutsche Landeszeitung", es wäre nicht wohlgethan mit uns Juden, bis es uns verboten wird, auf den Universitäten zu studiren. Und dann hat die Agitation auch die Studenten ergriffen. Das ist ein hartes Ding, das ist Gährstoff bis in die Zukunft hinein.

Die Zahl derer, welche gegen uns auftreten, sagt man vielleicht, ist nicht groß, aber die Zahl derer, welche uns offen und energisch vertheidigen, ist noch minder groß; zwar haben diese einen höheren moralischen Rang nach unserer Auffassung, auch durch nationale Leistungen, die ganz weltkundig sind; aber sie haben darum noch nicht größeren Einfluß; die Agitation geht weiter und die liberale Gegenströmung gegen sie ist schwach aus einem einfachen Grunde, meine Herren: die Krankheit ist ansteckend, die Gesundheit ist nicht ansteckend. Die eigentliche Gefahr liegt für uns in den Schwachen und Unschlüssigen, welche, wenn man auf sie hineinredet, die Gedanken aufnehmen, nicht fähig oder nicht kräftig genug sie selbst zu prüfen und ihnen zu widerstehen. Es liegt überall in der Natur des höheren und des freieren Geistes, daß er einen langsamen Zorn hat; er weiß sich durchaus im Rechte, und deshalb greift

er nicht nach der Macht; er hat die gegründete Hoffnung, daß die Zukunft für ihn entscheiden wird; darüber verliert er den Einfluß auf die Gegenwart.

Nun, meine Herren, viele von uns sagen: Es ist ja keine Gefahr. Was nennen Sie Gefahr? Daß man unsere bürgerlichen Rechte ernstlich antasten wird? Nein, gewiß nicht! Ich habe die Zuversicht, daß das in Deutschland und in Preußen nicht geschehen wird; aber die Thatsache, daß man darüber discutirt, die ist mehr als eine Gefahr, sie ist ein tiefes Leiden, sie ist eine Schmach! Nicht welche Antwort man auf die Judenfrage geben wird, kümmert uns; daß die Judenfrage existirt, ist ein schweres Leid für die Judenschaft in Deutschland, ein schwereres für die deutsche Nation. Meine Herren, das Schlimmste für uns deutsche Juden, vollends für diejenigen, welche mitarbeiten an der deutschen Cultur ist eines: unser Stolz ist gebrochen. Wie waren wir stolz auf diesen deutschen Nationalgeist! Er, der tiefste unter allen, die in Europa leben, der reichste an Schöpfungen, der freieste und weiteste im Blick: in seiner Mitte zeigen sich tiefe Schatten; feste Mauern will man errichten, um abzugrenzen das, was frei sich bewegen sollte. Wir beklagen diejenigen, welche nicht anerkennen wollen, wir beklagen noch mehr diejenigen, welche nicht begreifen können, daß wir viel mehr als Deutsche denn als Juden im Innersten getroffen sind und die Schmach der deutschen Nation vor den Augen des Auslandes als Deutsche empfinden; wir beklagen sie, denn in ihrem Herzen kann die Vaterlandsliebe keine tiefen Wurzeln haben. Und noch ein anderes, ein Schlimmeres. Nicht das allein ist die Frage, wie andere über uns denken, sondern, wie wir über die Anderen denken. Nicht daß blos auf der einen Seite der Gedanke wieder auftauchte: es giebt auch gute, rechtschaffene Juden, und Jeden einzelnen sieht man sich erst darauf an, ob er einer von diesen „auch" Rechtschaffenen ist, sondern umgekehrt, daß wir jeden unserer christlichen Mitbürger darauf ansehen müssen: Bist Du ein Freier oder ein Unfreier? Das ist der Schaden, den wir leiden, und

darum, meine ich, es sei an der Zeit sich die Frage vorzulegen Was kann man thun?

Nun, meine Herren, unsere vornehmen und stolzen und hohen und zu gleicher Zeit trägen Juden geben die Frage zurück: Was kann man thun? Man kann ja nichts machen! Sie möchten die Erfolge dessen, was man thut, garantirt, die Geschichte voraus geschrieben haben, wie das, was wir thun, auslaufen wird. Andere finden unnöthig etwas zu thun: Es ist nur eine Krankheit, sie geht vorüber. — Es sei eine Krankheit, ich habe selbst gesagt, es ist eine Krankheit — inzwischen aber leiden wir unter dieser Krankheit. Tausend Unschuldige leiden bereits darunter; leiden mindestens in ihrem Gemüthe unter der Last der Frage, unter der der Gnade, daß sie die guten Juden seien! Daß Handeln nicht mehr schaden kann, als Nichthandeln geschadet hat, das scheint mir doch an den Tag gekommen. Im April also war es, als zwei Versammlungen beschlossen, Nichts zu thun. In diesen 10 Monaten ist die Agitation mit ungeheuren Schritten vorwärts gegangen. Wir tragen also keine Schuld, sie durch unsere Thätigkeit geschürt zu haben, und daß wir ohne Schuld daran sind, ist bis zur vollen Evidenz erwiesen. Das ist das einzige Gute, was unser Nichtsthun bisher gehabt hat; aber ich meine, dieses Guten hätten wir allmählich genug.

Und nun noch Eins, meine Herren, ich bitte um Ihre ganze Aufmerksamkeit für die Worte, welche ich jetzt spreche: der größte Schaden dessen, daß nichts von Seiten der Juden geschieht, daß man in Berlin und draußen in ganz Deutschland weiß, daß Nichts geschieht, ist, daß infolge dessen sporadisch unbesonnene Schritte geschehen, weil dem Einzelnen, derb ausgesprochen, die Galle überläuft. Wüßte er, daß der Kummer seines Herzens eine Stelle findet, wo er gehört wird, er würde dann nicht zu jener ohnmächtigen, elenden Selbsthülfe des momentanen Aufbrausens greifen, er würde nun wissen, daß sein Schmerz geborgen ist, und daß um seine Heilung mindestens gesorgt wird. Statt dessen fühlt er sich verlassen, und er thut, was mancher

Kranke thut: in der Herbheit seines Schmerzes greift er zu dem, was ihm noch mehr schadet. Das thun Viele in der Herbheit ihrer Herzenspein — und es ist Gefahr, daß es noch mehrere thun.

Sollen wir nun im Geheimen zu wirken suchen? Meine Herren, auch dafür plaidiren Manche. Ich aber sage: wir wollen nichts Geheimes! Auch wenn man den Erfolg garantirt, will ich ihn nicht! Ich will nur das, was durch die öffentliche Kraft, was durch das offene, feste Zusammenstehen hervorgeht. Dies allein ist schon der erste Gewinn, den ich sehe, wenn Sie zusammen sind: Wenn Sie sich die Frage vorlegen und mit „nein" entscheiden, — wenn eine solche Versammlung beschließt: Wir wollen nichts thun, dann ist dieses „Nichts" schon ein „Etwas", es ist ein Entschluß, und ein Entschluß, der hervorgegangen ist aus Ihrem gemeinsamen Denken. Verfahren wir geheim, so wird für die Betheiligten draußen nur wie für unmündige Kinder etwas gethan. Und warum sollten wir es geheim machen? Wir wollen ja Niemand angreifen, Niemand befeinden, wir wollen ja nur uns vertheidigen. Und auch in der Vertheidigung fordern wir zwar Energie, aber Besonnenheit, Maß; wir wollen uns hüten, daß wir nicht auch in Unrecht verfallen; wir wollen unsere Waffen in ihrer vollen Schärfe erhalten und sie nicht durch eigene Unbesonnenheit schartig und stumpf machen. Wir wollen nicht verkennen, daß dies in der That innerhalb der deutschen Nation ganz gewiß nur eine vorübergehende Strömung ist; deshalb setzen wir ihr keine Feindseligkeit entgegen und namentlich wollen wir uns vor jeglicher Verbitterung bewahren.

Uns selbst wollen wir vertheidigen, und das Schicksal will es, daß, indem wir für uns kämpfen, wir zugleich für göttliches und menschliches Recht kämpfen und für die Freiheit des Geistes. Wohl uns, daß wir, mit der Nothwendigkeit eines Kampfes beladen, für etwas kämpfen, das mehr ist als wir, was höher steht als jede einzelne Gemeinschaft; ein Kampf für uns aber zugleich für etwas, welches das Ziel und der eigentliche Werth aller geschichtlichen Entwickelung ist.

Wie nun sollen wir kämpfen? Das müssen wir berathen, und dann müssen wir handeln. Was ich Ihnen nun vorschlage, meine Herren, ist einzig und allein: Sie müssen sich ein Organ schaffen, welches für Sie thätig ist, welches berät und handelt. Es ist eine seltsam bittere, schneidende Ironie, daß unsere Feinde immer so sprechen, als ob was irgendwie von Juden geschieht, was offenbar und schlechterdings nur von einzelnen geschieht, als ob das Alles von der Gesammtheit und von Gesammtheits wegen geschähe; alles soll Plan, alles soll Absicht, alles Uebereinstimmung sein. Wir Plan! Wir Uebereinstimmung! Wer von uns, meine Herren, hat sich gerührt in diesen anderthalb Jahren? Jeder ist seines Weges gegangen, und wer ihn gerufen hat, den hat er mit einer halben Antwort stehen lassen. Ich habe in jenem Briefe gesagt: wie Streusand. Unsere Feinde beklagen sich vor allem darüber, daß wir so zahlreich wären. „Ja, in Frankreich und in England! Die Juden sind ebenso schlimm, aber es schadet nicht so viel, sie sind nicht zahlreich"; wir sind so zahlreich. Der alte zweideutige Segen, wie die Talmudisten schon wußten: wir sind so zahlreich, wie Sand am Meer. Sie meinten wohl: „getreten wie Sand." Das Schlimmste ist, daß wir Flugsand sind am Meere ohne Einheit. Was also geschaffen werden muß, ist dieses, daß wir zusammenstehen, gemeinsame Kenntniß von einander haben, wie von den Dingen, welche vor sich gehen; eine Gemeinsamkeit, welche einen Mittelpunkt hat, der sie vertritt, eine Adresse bildet, an welche sich die Thatsachen, die Beobachtungen, die Rathschläge für Hülfsmittel wenden können; denn nichts von alledem haben wir.

Unsere officiellen Gemeindevertretungen können das nicht sein; sie sind durch die Grenzen ihrer Befugnisse beschränkt, sind durch die Natur ihrer sonstigen und regelmäßigen Thätigkeit gebunden. Es sind Institutionen für objective, sachliche, moralisch-religiöse Zwecke gleichmäßig wiederkehrender Art, Institutionen für den Bestand, den sie aufrecht zu erhalten haben; aber sie haben geringe persönlich-moralische Wirkung nach außen, sie haben beinahe gar keine persönlich-moralische Wirkung nach

innen. Was wissen wir von unserem Gemeindeleben? Kaum von seiner Organisation. Wie wenigen von uns ist der Gang unserer Gemeindeangelegenheiten nur bekannt! Am allerwenigsten aber haben unsere Gemeindebehörden irgendwie die Aufgabe, nach außen zu wirken; wohl einmal eine Vorstellung an die Regierung können sie machen; aber jede auch nur mittelbare litterarische Wirksamkeit ist ihnen natürlich unmöglich.

Also ein Organ sollen Sie schaffen, ein Comité, einen Ausschuß oder wie Sie es nennen wollen. Zweck desselben ist, ein Centralpunkt zu sein für die idealen Aufgaben der Juden in Deutschland, für diejenigen idealen Aufgaben, welche sie im Dienste des Vaterlandes, zum Nutzen und Frommen der deutschen Nation an sich selber als Juden zu vollbringen haben. Und diese idealen Aufgaben wiederum charakterisiren sich leicht in drei verschiedenen Punkten: 1) Abwehr der Agitation, welche gegen uns und gegen Toleranz und Humanität geführt wird. 2) Hebung des Judenthums in fremden und in den eigenen Augen. Das Judenthum ist vielen seiner Bekenner etwas fremd geworden, sie sind nicht gewappnet, um Bescheid geben zu können über den specifischen Werth, über die besonderen Vorzüge, über die eigenthümlichen, geistigen Schätze des Judenthums. Wir haben dafür zu sorgen, daß die Fortschritte des Judenthums sich befestigen und im Bewußtsein befestigen. Wir brauchen eine solche Erkenntniß des Judenthums vor allem für uns selbst. Freilich, ich weiß es, es gibt sehr viele unter uns, welche nach beiden Seiten von diesem Gedanken abweichen. Die einen finden Fortschritte des Judenthums überhaupt nicht nöthig, ja, sie bestreiten sogar, daß es welche gegeben hat, obgleich man es ihnen als offene Thatsache historisch belegen könnte. Die anderen, — das Judenthum interessirt sie nicht, wie soll sie denn der Fortschritt desselben interessiren? Sie sind eben blos geborene Juden. Sie fühlen sich jetzt so empört, denn sie fühlen sich so unschuldig bei dieser ganzen Agitation; sie waren so gar nicht Juden, und jetzt sollen sie es sein, und sollen sogar dafür leiden! Sie sind Juden von

Stöcker's Gnaden. Bei diesen beiden, meine Herren, können wir nichts ausrichten. Alle diejenigen, welche Juden nur von Geburt sind, für die ist in der That das Judenthum nur ein Unglück. Für diejenigen, welche Juden im Geiste zu sein geneigt sind, ist es ein Stolz. Ein Stolz, weil ein Beruf. In der Weltgeschichte hat jede besondere Gemeinschaft ihren besonderen Beruf; das Judenthum hat auch einen, und in dem Maße als es ihn hat, darf es stolz darauf sein. Schlimm genug, wenn viele sich ausschließen von der Möglichkeit dieses Stolzes, weil sie von dem Berufe nichts wissen oder nichts wissen wollen.

Drittens haben wir endlich dafür zu sorgen, daß nicht blos eine Hebung des Judenthums, sondern auch eine Hebung der Juden stattfindet. Es ist heute nicht die Stunde dafür, um Ihnen ausführlich auseinanderzusetzen, wie viel wir zu thun haben für die Juden. Eines aber will ich nur sagen: alles, was wir thun wollen, welcher Art es auch sei, auch was zur Abwehr und zur Aufklärung geschieht, es muß zugleich zur sittlichen Hebung gereichen und auf sittliche Hebung unserer selbst berechnet sein.*)

*) Wer etwa glaubte, aus diesem Gedanken den Schluß ziehen zu dürfen, daß wir der sittlichen Läuterung ganz ausnahmsweise bedürften, den überlassen wir ruhig seinem Wahn. Mit oder ohne Anwendung auf uns selbst werde ich immer die Lehre wiederholen, daß sich keine Gemeinschaft, sie sei eine religiöse, eine politische, selbst eine communale oder eine des Berufs der Pflicht entschlagen kann, die sittliche Hebung ihrer Mitglieder durch die specifischen Mittel der Gemeinschaft selbst zu fördern; daß sich auch keine Gemeinschaft dieser Pflicht etwa deshalb entziehen kann, weil ihre Mitglieder als Glieder einer anderen, größeren, allgemeineren Gemeinschaft ja schon der moralischen Pflege und Pflicht unterworfen sind. Trotz der schließlichen Einheit und Gleichheit der ethischen Zwecke darf sich der Staat nicht auf die moralische Wirkung der Religion, die Religion nicht auf die moralische Wirkung des Staates verlassen; sondern wie die Glieder noch besonders verbunden sind, so sind sie auch auf das ethische Ziel besonders zu verpflichten und für dasselbe zu fördern. Dadurch wird jede Gemeinschaft zum sittlichen Segen für sich und für das größere Ganze, dem sie eingeordnet ist.

Die Hebung und die Erneuerung des Bewußtseins sittlicher Gemeinschaft ist zu gleicher Zeit die Bürgschaft für eine ethische Erhebung überhaupt. Denn in dem Maße als wir zusammenstehen und uns vereinigt fühlen, steigt für jeden einzelnen die ethische Verantwortung. Heute schon, meine Herren, heute behaupte ich als Psychолog ganz kühn: unter den Juden wird jetzt vieles Uebles nicht gethan, was vielleicht zu einer anderen Zeit gethan würde. Gegenüber der Agitation fühlt sich jeder verpflichtet, weil er ein Jude ist. Es ist der älteste und der höchste Gedanke in der Entwickelung des Judenthums nach der Zeit des Tempels, daß jeder einzelne Jude zu sorgen hat für Heiligung des göttlichen Namens und sich des Schwersten zu hüten vor Entweihung des göttlichen Namens. Diese Heiligung des göttlichen Namens wurde vorzugsweise darin gefunden, daß jeder sich verpflichtet fühle, nicht nur seinem eigenen Gewissen zu genügen, sondern dem Gesammtgewissen; nicht nur seine eigene Ehre zu wahren, sondern die Ehre der Gesammtheit; das Gute, wo er kann, zu stiften, das Arge, wie er kann, zu meiden, damit zugleich der sittliche Bestand der Gesammtheit wachse und gedeihe. Die Gegenseitigkeit in der ethischen Haltung und Hebung wird dann Grund und Folge des höheren sittlichen Bestandes in Allen.

Nicht nur nicht gegen, sondern direct für das Vaterland, in seinem Dienst und in seinem Interesse arbeiten wir, wenn wir die Stärkung des Gemeinsinnes anstreben, um die sittlichen Mächte unter uns zu fördern. Die Hebung der sittlichen Kräfte der Bürger kommt vor Allem dem Vaterland zu Gute; denn wir haben als Gesammtheit, wie als Einzelne ja keine anderen allgemeinen Zwecke als die des Vaterlandes, keine anderen idealen Ziele als die der Nation; je höher unsere sittliche Kraft überhaupt, desto bessere Söhne des Vaterlandes, desto bessere Glieder der Nation sind wir.

Für heute füge ich nur noch den Vorschlag hinzu, daß dieser Versammlung noch eine andere, größere folgen möge. An Jeden von Ihnen richte ich die Bitte, daß Sie dem künftigen

Comité, falls Sie ein solches erwählen, die Namen von Verwandten und Freunden melden, welche bereit sind, ernstlich mitzuwirken, Allen aber zu sagen, sie möchten keine falsche Empfindlichkeit hegen, daß sie nicht gleich das erste mal eingeladen worden sind. Menschliche Eitelkeit spielt in Alles hinein, aber ich frage, meine Herren, ist das jetzt eine Zeit für Eitelkeit und Kleingeisterei? So wenig wie es eine Zeit für Trägheit ist. Die Dinge, um die es sich handelt, sind auch nicht von der Art, daß man persönliche Ehren dabei gewinnen kann; jetzt gilt es nicht persönliche Ehre, sondern einzig und allein die Ehre des Vaterlandes, die Ehre der Deutschen Nation und des Judenthums. Ich verlange nicht, meine Herren, daß Sie etwa eine besondere weitverzweigte Organisation schaffen sollen; es wird genügen, wenn Sie hier ein Comité haben.

Denn es wird sich ja einzig und allein darum handeln, daß wir die geistige Arbeit nach allen Seiten hin aufklärend und belehrend spielen lassen; und diese sittliche, diese wahrhaft patriotische Aufgabe soll das Comité übernehmen. Es wird der materiellen Mittel nicht entrathen können; denn auch die geistig Produzirenden sind auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesen. Es kommt namentlich noch eins dazu. Es gibt eine Art geistiger Arbeit, die man freiwillig auf sich nimmt, nämlich die schöpferische Thätigkeit. Wer einen originellen Gedanken hat, stellt ihn dar, aber das thut er eben nur einmal; es ist nicht seine Sache, die eigenen Gedanken zu wiederholen. So sind Männer im vorigen Jahre aufgetreten; Sie können nicht erwarten, daß sie wieder dasselbe schreiben. Aber objectiv verhält sich die Sache so, daß wir allerdings immer dasselbe wiederholen müssen. Das ist der große Unterschied zwischen einer originalen geistigen Schöpfung und dem wiederkehrenden Gebrauch des Gedankens als geistiger Waffe. Wo es sich darum handelt, wider den Gegner zu wirken, muß man immer dasselbe wiederholen. Die Einen eifern alle Freitag Abend gegen „die Judenpresse", das ist kein neuer Gedanke; wir müssen immer wiederholen, daß doch an der Presse nicht nur

Juden, und wenn Juden, doch nicht die Juden, nicht alle Juden thätig, also auch nicht schuldig und nicht verantwortlich sind; das ist wahrlich auch kein neuer Gedanke; aber die selbstverständliche Vertheidigung muß so lange wiederholt werden, wie die ungerechte Klage immer wieder erhoben wird. So oft eine Broschüre mit falschen Anklagen kommt, muß dagegen eine andere mit wahrhafter Vertheidigung erscheinen. Das ist der Unterschied, sage ich, meine Herren: originale Geisteswirkungen kommen nur einmal, Naturwirkungen durch die Masse. Wenn es regnet, ist auch ein Tropfen wie der andere, aber damit er wohlthätig sei, müssen Millionen Tropfen fallen. Darum müssen wir sorgen, daß diese Kräfte auch wirklich zu unserer Verfügung seien.

Jetzt wird es sich darum handeln, wie dieses Comité zusammengesetzt sein soll. Nach meiner Auffassung sollen nur Leute darin sein, welche wirklich arbeiten wollen, welche die Zeit und die Neigung dazu haben; und nicht blos das Recht, sondern die Pflicht der Cooptation würden Sie ihnen auferlegen. Dann will ich doch hoffen, daß es uns an den Männern nicht fehlen wird; wir haben ja geistige Kräfte, und die Noth wird sie noch mehr hervor- und herbeiziehen.

Ihnen, meine Herren, aber rufe ich jene Worte zu, mit denen Moses die Kinder Israel, als sie um das goldene Kalb getanzt hatten und abgefallen waren, zurückgerufen hat: wer für Gott ist, der komme zu uns und arbeite mit!

Hochgeehrte Herren!

Die Thatsache ist Ihnen bekannt, daß ich auf den 1. December eine Versammlung von etwa 200 Männern unserer Gemeinde zusammenberufen habe; ich glaubte den ausgesprochenen Wünschen einer großen, den nicht ausgesprochenen einer noch größeren Anzahl von Männern damit entgegenzukommen, um in den Zuständen, in welchen wir uns jetzt befinden — indem wir wieder einmal Gegenstand öffentlicher Discussion geworden sind —, zusammenzutreten und zu prüfen, was von unserer Seite in der Sache geschehen kann oder muß. Jene Versammlung hat beschlossen, ein Comité zu ernennen, und dieser Beschluß ist ausgeführt. Ein Comité von 28 Personen also ist eingesetzt*), um zu erwägen, ob wir als Juden in der sogenannten Judenfrage irgend etwas zu thun haben. Ich darf Ihnen sagen, daß vielleicht der beste Theil dessen, wozu dies Comité eingesetzt ist, bereits erfüllt ist. Hunderte und aber

*) Das Comité führt den Namen: „Das jüdische Comité vom 1. December 1880" und besteht aus folgenden Personen: Lazarus, Vorsitzender; Sal. Lachmann, Geh. Comm.-Rath, Thiergartenstraße 3, Schatzmeister; Dr. Berthold Auerbach, Prof. Dr. Barth, Julius Bleichröder, Prof. Emil Breslaur, Prof. Breßlau, Dr. Burg, Gen.-Consul Eisenmann, L. Friedländer, H. Goldschmidt, W. Hagelberg, Bankdirector Hermann, Dr. Herrlich, Prof. Hirschberg, Dr. Kalischer, San.-Rath Dr. Kirstein, Geh. San.-Rath Dr. Kristeller, M. G. Lewy, Geh. Comm.-Rath Liebermann, Abgeordneter Ludw. Loewe, Abgeordneter Dr. Mendel, San.-Rath Dr. Neumann, Comm.-Rath Simon, Prof. Steinthal, Rechtsanwalt Stern, Abgeordneter Dr. Straßmann, Stadtrath Al. Wolff.

Hunderte von Zustimmungen haben wir innerhalb dieser 14 Tage erhalten, welche alle das Gefühl aussprechen: endlich, endlich gibt es doch eine Adresse, an welche man sich mit seinem beschwerten Herzen wenden, eine Centralstelle, wohin man die Thatsachen zusammenbringen kann. Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit und dieses Bewußtsein, daß auf Grund desselben berathen und, wo es nöthig ist, gehandelt werden soll, dies allein betrachte ich schon als einen Erfolg. Ein zweiter ist nicht minder wichtig. Im Laufe dieser 14 Tage habe ich als Vorsitzender, dem also alle Briefe zugehen, Gelegenheit gehabt eine beträchtliche Anzahl der sonderbarsten Vorschläge dessen kennen zu lernen, was wir alles thun sollten, gegründet auf die sonderbarsten Vorstellungen von den Zuständen, in denen wir uns befinden. — Ich habe Gelegenheit gehabt in ganz bestimmter Weise hier Beruhigung und dort Zurechtweisung ergehen zu lassen, welche ich als eine That des Comités betrachte. Hätte dieses nicht bestanden und alles, was an mich gelangt ist, andere Wege gesucht, um seinen guten Willen mit seiner thörichten Meinung doch an den Mann zu bringen, es wäre uns keine Freude und keine Ehre gewesen. Zu sorgen dafür, daß alles, was etwa geschehen soll, nach reiflicher Ueberlegung mit Besonnenheit geschehe, daß alles, was geschehen soll, nicht zersplittert und vereinzelt, sondern gesammelt und zusammengenommen geschehe, das ist der Hauptzweck Ihres Comités.

Die Einsetzung desselben hat auf den ersten Blick den Anschein erweckt, als ob gegenüber einer vorhandenen Agitation eine Gegenagitation stattfinden sollte, gegenüber einem Kampf, der auf einer anderen Seite begonnen ist, von unserer Seite gekämpft werden solle. Meine Herren, wir wollen keine Agitation treiben und wir wollen keinen Kampf kämpfen, sondern wir wollen einzig und allein unsere Schuldigkeit thun, da nicht zu schweigen, wo auch wir reden, und da nicht zu ruhen, wo auch wir thätig sein müssen.

Ich werde die Ehre haben, Ihnen heute die drei Punkte vorzuführen, welche gewissermaßen das Programm des Comités

ausmachen; und die Absicht meines Vortrags geht dahin, für dieses Programm Ihre Zustimmung zu gewinnen, so wie es selbst aus der Darlegung in der ersten Versammlung hervorgegangen ist.

Der erste Punkt unseres Programms lautet etwa so: Abwehr! Verfechtung des Standpunktes der Staatseinheit aller Bürger; Festhaltung der gesellschaftlichen Toleranz und Humanität gegen Trennung wegen Abstammung oder Confession. Die Frage wogt seit Monaten wieder herüber und hinüber: was wir sind, Deutsche oder Juden oder beides? Freund und Feind sprechen über uns; nun da schien es denn doch an der Zeit, daß auch wir sagen, was wir sind. Im letzten Grunde können wir allein es am besten wissen; ein anderer kann sagen, wofür er uns hält, wir allein können sagen, was wir sind. Denn wir schaffen ja diesen Gedanken durch unser eigenes Selbstbewußtsein; was wir sind, erleben wir; und wenn die anderen mit Worten darum streiten, ob wir Deutsche sind, so können und wollen wir unausgesetzt mit Thaten beweisen, daß wir es sind. In den letzten Tagen ist eine Schrift von Herrn Professor Theodor Mommsen erschienen, welche für uns außerordentlich wichtig ist. Denn die Frage, was wir sind, ist nicht blos eine rechtliche, ist auch nicht blos eine philosophische, sondern sie ist eine historische Frage. Was wir sind, das sind wir, wie alle Menschen, allmählich geworden, wir sind das Erzeugniß historischer Entwickelung, und darum ist es besonders das Zeugniß des Historikers, das in einem solchen Falle wichtig ist. Herr Mommsen, der an einer früheren Stelle mit Recht darauf hinweist, daß diese ganze Bewegung weiter nichts als ein gewisses retardirendes Moment in der Entwickelung der Geschichte ist, eine kleine Verlangsamung, welche den wahrhaften Gang der Geschichte nicht aufhalten wird, er kennzeichnet diese ganze Bewegung, indem er hinzufügt: „Das hindert aber nicht, daß sie an Personen und Interessen schweren Schaden stiftet, und gibt uns nicht das Recht, diesem selbstmörderischen Treiben des Nationalgefühls schweigend zuzuschauen.“ An einer anderen

Stelle nennt er es auch eine „Mißgeburt des (irregeleiteten) nationalen Gefühls“. In einer Versammlung, welche als solche die höchste Stelle unter allen Versammlungen des Landes einnimmt, ist auch die Frage aufgeworfen worden, was wir seien. Ein Redner hatte mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß wir Deutsche seien; er zeigte, daß es völlig unmöglich sei, daß wir etwas anderes seien; und auf die Frage, was wir denn sonst sein sollten, hatte man ihm entgegengerufen: Juden!

Herr Professor Mommsen hat darum den Kern der ganzen Frage getroffen, wenn er sagt: „Das ist der eigentliche Sitz des Wahnes, der jetzt die Massen erfaßt hat — —. Was heißt das, wenn er“ — nämlich ein anderer Professor — „von unseren israelitischen Mitbürgern fordert, sie sollen Deutsche werden? Sie sind es ja so gut wie er und ich.“ Nun, meine Herren, über das Deutschthum des Herrn Professor Mommsen ist wohl noch Niemand je in Zweifel gewesen; diese Gleichung genügt uns vollkommen. Es ist nur die Frage, wie wir beides mit einander vereinigen können. So sicher wie Herr Professor Mommsen also und jeder andere germanische Deutsche, so sicher sind auch wir Deutsche; aber wir sind jüdische Deutsche, oder deutsche Juden, wie Sie wollen. Es fragt sich, ob irgend ein Hemmniß in unserer Abstammung oder in unserer Religion, welches ja beides allein den Unterschied macht zwischen uns und germanischen oder christlichen Deutschen, ob in diesen irgend ein Hinderniß liegt? und wir erklären, es liegt kein Hinderniß darin. Völlig, ganz rückhaltslos sind wir als Juden nichtsdestoweniger vollauf Deutsche. Die deutsche Sprache ist unsere Muttersprache und das deutsche Land ist unser Vaterland; wie wir deutsch reden*) und denken, wie unsere Seele durch deutsche Dichtung und Wissenschaft erfüllt und gebildet ist, also wirken wir mit Geist und Herz, nach dem Maße unserer Kraft, an

*) Nicht nur, daß die Juden weit über die Gauen deutschen Landes hinaus seit Jahrhunderten deutsch reden; man frage die Sachkundigen, man frage vor Allem die Regierungen von Posen und Schlesien (und

deutschen Werken; die Größe, Hoheit und Macht der deutschen Nation ist die Sehnsucht unseres Gemüthes.

In Alltagswerken arbeiten wir mit an deutschem Nationalwohlstand, schaffen in Gewerben, in Wissenschaften und Künsten nach deutscher Art und für deutsche Ehre; wenn aber die Stunde der Begeisterung schlägt, wenn der deutsche Nationalgeist in Thaten oder in Erinnerungen zu höchster Stimmung und Spannung sich erhebt, dann stehen wir in Reih und Glied mit allen treuen Söhnen der Nation. Wenn unser Blut auf dem Felde der Ehre für deutsche Sache vergossen wird: wer, der ein echter Deutscher ist, will es gering schätzen? wenn herzliches Gebet für Kaiser und Reich zu Jehovah aus unserem Gemüth emporsteigt: wer, der ein echter Christ ist, will es gering achten?

Meine Herren! Bevor ich auch nur einen Schritt in meinem Gedanken weitergehe, lassen Sie mich ihn durch eine Bemerkung unterbrechen. Wie schwer auch die Beleidigung für uns ist, wie tief der Abgrund niedriger Gesinnung, Uebelwollens und trugvoller Verleumdung, der uns entgegengähnt: laßt Euch nicht verbittern! Wachet und sorget und kämpfet den inneren, und ich weiß es sehr wohl, den schweren inneren Kampf: daß unser Gemüth nicht vergällt werde; daß wir den reinen, freien Blick bewahren für unsere Stellung zur Gesammtheit des deutschen Volkes. Sorgen wir dafür, daß man uns nicht verleitet in Unrecht zu verfallen. Denn der letzte Grund in dem ganzen fehlerhaften Treiben kommt doch immer nur auf den einen Denkfehler hinaus: weil es einzelne schlechte Juden gibt, weil es mangel- und fehlerhafte Juden gibt, deshalb, was an solchen Fehlern und Mängeln vorhanden ist, von Allen auszusagen. Thun wir nicht das Gleiche. Diejenigen, die gegen uns sind, schreien, die große Anzahl der Deutschen schweigt. Es ist nicht Jedermann gegeben, auf den Plan zu treten, es hält es nicht

auch die von manchen Provinzen Oesterreichs), ob nicht die Juden zu allermeist deutschem Wort und deutschem Werk der Civilisation Raum geschafft, ob sie nicht viel, vielleicht am meisten zur Germanisirung ganzer Landstriche beigetragen haben.

Jedermann für nothwendig, seine Stimme zu erheben; und es haben doch auch die ausgezeichnetsten Männer ihre Stimme erhoben. Also lassen wir uns nicht verleiten, in Unrecht zu verfallen, und halten wir, trotz dieser flüchtigen Ausnahmen, namentlich den Glauben fest an die Hoheit des deutschen Genius, halten wir den Glauben fest an die Freiheit des deutschen Nationalgeistes, halten wir den Glauben fest an die Redlichkeit und Biederkeit des deutschen Volksgemüths. Mit diesem sind wir geeint, mit diesem wollen wir zusammenstehen, und wir wollen uns nicht hinwegdrängen lassen durch gemeine und dreiste Schreier. Das am allerwenigsten sollen sie uns zufügen, denn das wäre schlimmer als Alles, was sie erreichen können, daß sie uns innerlich trennen von unseren deutschen Brüdern; und lieber mögen sie einen Verfassungsparagraphen ändern, lieber mögen sie uns ein politisches Unrecht in unerhörtem Rückschritt anthun, aber unser Gemüth sollen sie uns nicht vergiften, das zusammengewachsen ist lange und langsam, aber immer mehr, immer tiefer und inniger zusammengewachsen ist mit dem deutschen Volksgemüth.

Ich kann deshalb auch dem Gedanken nicht beistimmen, als ob diese neuerliche Judenhetze eine Folge der im Blute liegenden „Brutalität" der Deutschen, der mittelalterlichen, von Zeit zu Zeit naturnothwendig hervortretenden „Barbarei" wäre. Nimmermehr möchte ich der Gesammtheit des deutschen Volkes zurechnen, was eine Minorität in und an ihr versündigt; eine Minorität von der seltsamsten Mischung aus weitabliegenden Unterschieden, ja aus Gegensätzen, welche einander aufheben müßten, wenn sie nicht einzig und allein in dem holden Rufe „auf die Juden!" sich zusammenfänden. Der in gutem Eifer wahnbefangene Irrthum; die beschämende Zaghaftigkeit; der alles wahrhaften Nationalselbstbewußtseins ermangelnde Kleingeist, der von den großen Zügen eines Gesammtlebens in einem gewaltigen und selbstständigen Volke und Volksgeiste keine rechte Vorstellung hat; pfäffischer Fanatismus; gemeiner hausbackener Neid; ganz gemeine Furcht des Trägen oder Unfähigen vor der

Concurrenz des Fleißigen und Findigen; schließlich gutgemeinte, aber wahrhaft kindlich voreilige Uebertreibung und Uebertragung der Fehler Einzelner auf eine Gesammtheit; auf eine Gesammtheit, die auch als solche nicht fehlerlos ist, der aber mit zweifellosem Recht die Frage zur Seite steht: ob es denn eine andere menschliche Gesammtheit gibt, welche sonder Fehl und Mangel ist?

Im Auslande, bei den anderen Kulturvölkern Europas freilich ist man sehr geneigt, diese Theorie von der Barbarei, die dem Deutschen im Blute liege, zu acceptiren. Die schmerzliche Thatsache, daß man im Auslande also über uns Deutsche urtheilt, muß man leider anerkennen; aber nimmermehr erkenne ich die Berechtigung dieses Urtheils an. Mitten in dem herben Wehgefühl, in dem bittersten Schmerz über die Unehre, welche die Discussion uns Deutschen und uns jüdischen Deutschen im Besonderen zufügt, halte ich den Gedanken fest, daß es dennoch und dennoch nur eine Minorität ist von Geblendeten, von Kleinen und Kleinlichen, von Frechen und Trügerischen und von solchen zumeist, die im Trüben fischen wollen, welche dem deutschen Namen vor den Augen Europas und in den Annalen der Geschichte diese Schande aufheften.*) Schlimm genug, daß

*) Ich habe nicht die Absicht, mit meinem Collegen Herrn Professor von Treitschke über die leidige Sache von Neuem zu debattiren: aber einen einzigen Satz, eine Anklage, welche er neuerdings gegen uns erhoben hat, kann ich schlechterdings nicht unbeantwortet lassen. Im Decemberheft der Preuß. Jahrb. 1880, S. 644, beschuldigt er die deutschen Juden: „sie haben das Judenthum der ausländischen Presse gegen ihre deutschen Landsleute ins Feld gerufen."

Was in aller Welt berechtigt ihn, die Artikel der Times oder Daily News, des Temps oder der Debats auf einen jüdischen Ursprung oder vollends auf eine deutsche Anregung zurückzuführen? Kann er auch nur den Schein oder Schatten einer Thatsache anführen, um diesen schweren und häßlichen Verdacht gegen uns zu erheben? Muß denn jede Stimme, die in Europa für Recht und gute Sitte, für Toleranz und Humanität ertönt, eine jüdische sein? Wenn die großen Zeitungen des Auslandes ihren Sarkasmus gegen Deutschland schleudern, wenn sie, vielleicht neidisch auf seine neue und beglückende Größe, ihr Müthchen an ihm kühlen, müssen die Juden von dort oder hier ihre

es eine solche Minorität gibt; aber ihr Vergehen darf nicht ohne Weiteres der Gesammtheit des Volkes aufgebürdet werden. Und

---

Hand dabei im Spiele haben? Werden nicht auch alle redlichen christlichen Herzen im eigenen Lande durch das wüste Treiben der Hetzer im Innersten empört? Haben nicht erst neulich hier in der Stadt, welche durch jene arge Hetze geschändet wird, 70 Männer vom höchsten Range der Sittlichkeit und Intelligenz ihre Entrüstung ausgesprochen? Hat nicht schon vor einem Jahre (am 7. Januar 1880) die Weserzeitung, die noch Niemand wegen jüdischer Federn oder jüdischen Soldes in Verdacht gehabt hat, ihr Urtheil gesprochen: „Diesen Unsinn und diese Rohheiten hatten wir geglaubt, endlich und endgültig zu den überwundenen Standpunkten rechnen zu dürfen. Aber es scheint, als sollten wir einmal recht gründlich belehrt werden, von welcher unverwüstlichen Lebenszähigkeit gewisse Formen der Barbarei sind." Und die Times sollten, nachdem der Scandal ein ganzes Jahr länger gedauert hat, zu demselben Urtheil durch die deutschen Juden ins Feld gerufen sein? Wenn deutsche Männer von berühmter christlicher Frömmigkeit, wie Baumgarten und Delitzsch, diese Hetze als unchristlich verabscheuen, wenn der letztere noch am 2. Jan. d. J. schreibt (s. Voss. Zeitg. vom 14. Jan. c.): „Christlicherseits spielt in diese Bewegung ein unchristlicher Racenhaß hinein, welcher zum Himmel schreit, und da die Wurzeln des Christenthums mit denen der alttestamentlichen Religion dieselben sind, das ekelhafte Verhalten eines Vogels darstellt, der sein eigenes Nest beschmutzt. Möge dieses unheilige Feuer bald verflackern und ersterben. Ich höre nicht auf, es mündlich und schriftlich zu verurtheilen." — Hat man dann ein Recht, zu bezweifeln, ob das gleiche Urtheil in kirchlichen Blättern Englands ganz spontan auf rein christlichem Grunde entspringt? Wenn endlich, — um von den vielen, vielen Zeugnissen über das verwerfende Urtheil, über die tiefe Beschämung aller Wohlgesinnten im In- und im Ausland zu schweigen, — wenn Karl Hillebrand, gewiß ein classischer Zeuge, aus Florenz am 17. November 1880 schreibt: „Eben lese ich die Erklärung gegen die Antisemiten in der Nationalzeitung. Endlich! Wie haben wir darauf gewartet! Schämte man sich doch, einem Ausländer ins Auge zu blicken. Bei den Walachen ists doch nur der Pöbel; aber bei uns sind's Leute von Bildung oder die sich als solche geben. Hätten die Herren erst in sich selber das überwunden, was sie „„jüdisch"" zu nennen belieben, so hätten sie wahrlich keine Concurrenz zu befürchten. Werden Beitrittserklärungen angenommen, so bitte ich meine hinzuzufügen, als die eines Urgermanen, der mit anhören muß, was man hier außen von seinem Vaterlande

am wenigsten bin ich für die Theorie des „Im Blute liegens", weder des Bösen noch auch vollends des Guten. Ueberlieferung und Vererbung spielen in der Entwickelung des Einzelnen und der Massen eine große Rolle, aber am letzten Ende bieten sie doch nur Materialien zum Bau des inneren Menschen; der Baumeister des Charakters bleibt der freie Geist und der energische Wille des Menschen.

Einer meiner Freunde, meiner christlichen Freunde, sagte mir im Gespräch vor einigen Tagen, es sei klug von uns, daß wir auch in der ganzen Zeit keinerlei Angriffe gemacht haben, keinerlei Angriffe auf den germanischen Charakter oder auf christliche Confessionen. Ich habe ihm erklärt und erkläre auch vor Ihnen hier, meine Herren, nicht um das Gesetz der Klugheit handelt es sich, sondern es ist unsere Pflicht, es ist ein Gebot der Sitt-

---

denkt." — Wenn dies Alles Herrn von Tr. nicht unbekannt ist, wie in aller Welt bringt er es übers Herz, den ebenso schmählichen wie grundlosen Verdacht gegen die deutschen Juden zu erheben, daß „sie das Judenthum der ausländischen Presse gegen ihre deutschen Landsleute ins Feld gerufen haben"?

Und jetzt nach der Sache noch ein nothgedrungenes Wort über die Form. Anstatt von „Juden" ist vom „Judenthum" die Rede; welch ein neuer sonderbarer Sprachgebrauch! Die Absicht merkt man wohl — aber wo ist das Recht desselben? Wenn Einer nur von Bekennern des Christenthums zu reden hat und nicht vom Bekenntniß, dann sagt er: die „Christen" oder die „Christenheit", er sagt nicht: das Christenthum; gewiß auch Herr von Tr. nicht. Gönnt er uns nicht einmal die Wonne der grammatischen Analogie? Oder ist es unbescheiden von mir, zu verlangen, daß, wenn von Juden die Rede ist und nicht von ihrer Religion, man sie auch schlechtweg „die Juden" nenne und nicht das Judenthum? — Ich würde diese grammatische Judenfrage nicht berührt haben, wenn sie nicht für mich eine ernsthafte, sachliche Seite hätte. Mag es jeder Andere in meiner oder einer anderen Religion damit halten, wie er wolle; ich aber für meine Person bekenne: mir steht das „Judenthum" unsäglich viel höher, als mir Juden, viele Juden, selbst alle Juden stehen! Darum, wenn von Juden gesprochen wird, und vollends von Fehlern, Mängeln, Unrecht derselben, dann sage man, wie es deutschem Sprachgebrauch geziemt, „Juden" — aber man lasse dabei „das Judenthum" aus dem Spiel.

lichkeit und des Rechtes, daß wir nicht, weil wir angegriffen werden, gegen andere vorgehen, vollends Angriffe gegen andere Religionen richten. In jeder Religion können nur die Angehörigen derselben ihre Heiligthümer vollkommen schätzen, nach ihrem wahren Werth und nach ihrem ethischen Einfluß. Nun hat gewiß auch jede Religion ihre Mängel; sie ist nicht absolut vollkommen, sie ist es nicht so, daß alle denkenden Menschen sofort die absolute Vollkommenheit einsehen, denn sonst hätten wir längst einen Hirten und eine Heerde; aber es kommt allemal nur den Angehörigen einer Religion zu, daß sie die Selbstkritik vollziehen, um Fortschritte anzubahnen. Es ist eine Anmaßung, in die Religion eines anderen hineinzureden und zu meinen, die Verständigen, die Weisen, die Nachdenkenden einer Religion würden ihre kritischen Punkte nicht finden. Also überlassen wir jede Religion sich selbst. Unser Kampf ist auch nicht einmal zum Zweck der Vertheidigung ein Kampf gegen andere Religionen. Die Wissenschaft allein übt eine absolute Kritik über alle Dinge, welche dem menschlichen Denken unterworfen sind, auch über die Religion. Die Wissenschaft allein kennt keine Schranken für ihre Aufgaben. Dafür bleibt sie in den engen Schranken und Grenzen eben der Wissenschaft.*)

*) Was einzelne jüdische Litteraten durch anmaßende, taktlose, vollends durch ungerechte oder spottende Kritik gegen die Heiligthümer einer anderen Confession verbrechen, das verdammen wir eben so sehr, ja wir verdammen es noch mehr, als wenn sie das Gleiche gegen das Judenthum thäten. Wenn man aber nicht blos nach alter süßer Gewohnheit, was Einzelne thun, uns Allen in die Schuhe schiebt; wenn man dazu noch die neue süße Gewohnheit annimmt, was christliche Blätter, Blätter, deren Eigenthümer, Redacteure und Mitarbeiter sammt und sonders Christen sind, gegen ihr Christenthum ausüben, wie das neulich hier um Weihnachten geschehen ist, eben deshalb, weil es antichristlich ist, der „Judenpresse" zuzuschreiben: dann beweist dies, daß die Leidenschaften sich tief in die Seelen eingefressen haben, daß das Schwert des Rechtsbewußtseins schartig und die Schärfe des Gewissens stumpf geworden ist.

Einstehen, meine Herren, wollen wir für unser gutes, wohlerworbenes Recht, für das Recht als deutsche Bürger, als Bürger des deutschen Staates. Dies Recht ist uns durch Verfassung und Gesetz begründet; aber, meine Herren, nicht weil es in Verfassung und Gesetz begründet ist, deshalb ist es Recht, sondern umgekehrt, weil es Recht ist, von Gottes und der Menschen wegen, deshalb steht es in der Verfassung. Dies haben wir den Anderen und uns selbst zum Bewußtsein zu bringen. Die völlige Unabhängigkeit aller politischen Rechte vom religiösen Bekenntniß ist ausgesprochen und garantirt, nicht, wie unsere Feinde meinen, aus Gleichgültigkeit gegen die Religion, welche damals bei Abfassung der Gesetze stattgefunden hätte, sondern umgekehrt, aus der höchsten und wahren Schätzung der Religion. Der Staat garantirt all seinen Bürgern ihr Leben, ihr Eigenthum und ihre Ehre, und er sollte nicht das, was ihr edelstes Besitzthum ist, das, was ihr innerstes Leben ist, das, was die Ehre ihrer ganzen Seele ausmacht, ihre Religion sollte er nicht schützen? Freiheit des Bekenntnisses, einmal von Menschen gedacht, kann denkenden Menschen nicht wieder entschwinden. So selbstverständlich ist dieser Gedanke, wie irgend einer. Freilich selbstverständlich ist etwas nur für den Verstand, für den Unverstand gibt es nichts Selbstverständliches. Man hat gegen uns behauptet, daß wir in Folge unserer Religionsgemeinschaft gewissermaßen einen Staat im Staate bilden; eine von jenen dunklen Vorstellungen, bei denen man sich keine Rechenschaft gibt, was das denn nun eigentlich bedeute: ein Staat im Staate, — worin? wodurch? was treiben wir denn Gemeinsames? Unsere Gemeindeangelegenheiten? Aber sie haben nichts von dem, was irgendwie einen politischen Charakter trägt; zeige man uns doch irgend ein Zusammentreten, ein Zusammenhalten, ein Zusammenagiren von Juden, das irgendwie eine politische oder eine ökonomische, eine sociale oder mercantile Bedeutung hätte. Und unser Zusammentreten jetzt, um die Angriffe, die gegen unsere Ehre geführt werden, zurückzuweisen? — wir stehen da, frei, kühn, aufrecht; das, was wir wollen, ist nur

zum Heile der Nation; denn nichts anderes wollen wir, als daß der Friede zurückkehre, wie wir ihn ſo lange zu des Vaterlandes und zu unſerem Segen genoſſen haben, damit wir zu keinem anderen Kampfe, als zu dem Wettkampfe berufen ſeien, auf alle Weiſe das Heil des Vaterlandes zum höchſten Gedeihen bringen zu helfen.

Meine Herren! Ich werde über den zweiten Punkt, welcher Aufgabe Ihres Comités ſein ſoll, mich kürzer faſſen können. Er lautet: Hebung des Judenthums, Darlegung ſeines ethiſchen Standpunktes vor den Augen der Nichtjuden und der Juden. Es iſt leider noch nothwendig, immer noch nothwendig, daß wir der übrigen nichtjüdiſchen Welt erzählen, darlegen, was denn nun eigentlich unſer ſittliches Bekenntniß iſt, was unſere Sittenlehre. Auch für unſere eigenen Religionsgenoſſen iſt es nothwendig, denn bei dieſen fängt umgekehrt die Unkenntniß unſeres eigenen ethiſchen Weſens an um ſich zu greifen. Wir haben es ſehr nöthig, daß die Waffen zur ehrlichen Vertheidigung in die Hände der Unſerigen gegeben werden, und dafür ſoll etwas geſchehen. Was das ſonſt ſo intereſſante Buch, den Talmud, betrifft, ſo ſoll man wiſſen, daß es für uns kein Geſetzbuch iſt, niemals geweſen iſt; denn es iſt eine Sammlung der mannigfachſten Art. Die Kenntniß ſeines Inhaltes iſt bei den deutſchen Juden außerordentlich ſelten. Iſt doch auch weitaus das Meiſte, was darin ſteht, für uns zur hiſtoriſchen Notiz geworden. Viele Sätze, welche darin vorkommen, ſind oft unter drückenden Verhältniſſen, während grauſamer Kriege und harter Verfolgungen ausgeſprochen; der Talmud iſt kein Religionsbuch, und dieſe Sätze ſind kein Geſetz. Was unſere Sittenlehre betrifft, ſo brauchen wir ja nur auf das hinzuweiſen, was wir wirklich lehren. Ich nenne ſolche Bücher, wie das Religionsbuch von Dr. Aub, wonach hier in Berlin unterrichtet wird; ich nenne von vielen ein wiſſenſchaftliches Werk, wie das über „die Sittenlehre der Juden“ von Dr. Grünebaum in Landau; aber beſonders erwähne ich ein Schulbuch, wonach unſere jüdiſche Jugend auch hier in Preußen auf Empfehlung unſerer Miniſter (aufs

Neue bestätigt durch den Herrn Minister von Puttkamer) unterrichtet wird, — das Buch von Herrn Dr. Herzheimer, das jetzt in 28. Auflage erschienen ist, wonach also Tausende und aber Tausende unterrichtet sind. Also dafür soll Etwas geschehen, daß in unsere eigenen Augen und in die Augen Anderer Klarheit komme über unsere sittlichen Ueberzeugungen.

Der dritte Punkt ist etwas heikler; er heißt: Hebung der Juden. Erst war vom Judenthum die Rede, jetzt von den Juden. Zunächst Vertheidigung gegen unbegründete, aber auch gegen thatsächlich begründete, jedoch in den Folgerungen unberechtigte Kritik der Juden. Vieles was man uns mit Recht vorwerfen kann, was an Mängeln entweder uns allen oder vielen von uns anhaftet, kommt nicht ganz auf unsere Rechnung, und wenn es auf unsere Rechnung kommt, so folgt daraus nicht, daß man darum so oder anders uns zu behandeln hätte, sondern daß jeder an seiner Stelle, die anderen und wir, dafür sorgen, was an Mängeln vorhanden ist, abzulegen und zu bessern. Professor Mommsen hat den wichtigen Satz ausgesprochen: „Selbstverständlich ist unsere Nation durch Recht und Ehre verpflichtet, die Juden in ihrer Rechtsgleichheit zu schützen, sowohl vor offenem Rechtsbruch wie vor administrativer Prellerei; und diese unsere Pflicht, die wir vor allem uns selbst schulden, hängt keineswegs ab von dem Wohlverhalten der Juden." Gewiß, das politische Recht ist durchaus unabhängig von jeder moralischen Kritik seiner Träger. Auf der anderen Seite aber behaupte ich: wenn moralische Mängel und Fehler auch ohne alle politischen Folgen sind, so haben doch alle Angehörigen des Staates an sich, haben insbesondere wir, als Religionsgenossen, an uns die strengste moralische Kritik zu üben; das ist unsere moralische, es ist auch unsere patriotische und unsere religiöse Pflicht. Eben deshalb aber soll auch zur Aufgabe des Comités gehören: genaue Prüfung und Versuche, die wirklich vorhandenen Mängel, sei es des Charakters, sei es der Umstände der Juden, zu beseitigen oder zu vermindern. Ich will hier und heute Abend auf die ein-

zelnen Punkte nicht eingehen, das bedürfte für sich allein einer ruhigen, besonnenen Erörterung. Das Verhalten der Juden ist nicht immer das richtige. Viel mehr noch als das, was unsere Feinde uns vorwerfen und mit Recht vorwerfen, tadele ich an ihnen den Mangel an Stolz und Selbstbewußtsein. Beides macht sich in Eitelkeit und Prunksucht, beides in Andrängen an höhere Gesellschaftsschichten geltend, denen man nicht durch das, was man ist, gefällt, aber durch das, was man scheint, gefallen möchte. Mehr Stolz fordere ich — aus dem echten Stolz folgt die richtige Bescheidenheit. Wie gesagt, sprechen wir heute nicht davon, ich habe Ihnen nur mittheilen wollen, daß dies der dritte Punkt im Programm derer ist, welche, angeregt durch die Situation, das berathen und thun wollen, was nicht blos zu einer momentanen Veränderung, sondern zu einer dauernden Verbesserung führen kann.

Man hat gesagt, die Sühne der vielhundertjährigen Verfolgung wäre ja geschehen, wir sind jetzt gleichberechtigte Bürger des deutschen Staates. Die Sühne ist noch nicht geschehen! Denn worin bestand die eigentliche Verfolgung? Nicht in Blut und Brand; das haben wir vergessen, davon wissen wir nichts mehr und wollen uns dessen nicht erinnern. Aber eines anderen müssen wir gedenken. Man hat es unseren Vorfahren schwer gemacht, redliche Leute zu bleiben. Man hat eine große Bevölkerungsklasse eingeengt auf eine einzige Art des Berufs, da ist es schwer, redlich zu bleiben. Die sittliche Arbeit, die man ihnen aufgelegt hat, war kaum zu vollbringen. Alle menschliche Thätigkeit besteht aus zweierlei: entweder aus wirklicher Arbeit, indem die Rohstoffe, von der Natur erzeugt, durch menschliche Nachhülfe hervorgebracht werden, oder sie werden bearbeitet, geformt und ausgebildet, beziehungsweise geistige Thätigkeit vollzieht sich an ihnen oder tritt zu ihnen hinzu. Das ist die Arbeit. Das zweite ist Verkehr und Handel; das was gewonnen und bearbeitet ist, muß in Bewegung gesetzt werden. Unsere Vorfahren waren gezwungen, auf die Arbeit zu verzichten, und waren allein auf Handel und

Verkehr hingewiesen. Das ist es, woran wir ja heute noch leiden. Wenn wir genau untersuchen, wie viele Mängel sich wirklich bei uns finden, so werden wir die Ursachen davon in diesem Verhältnisse nachzuweisen wissen. Noch, sage ich, weil noch Fehler bei uns sind, ist jene Verfolgung nicht gesühnt. Gesühnt wird sie dann erst sein, wenn zwischen Juden und Christen ungeschiedene Arbeit für die Nation stattfindet, und wenn man für alle Berufsthätigkeit nicht mehr fragen wird: welche Religion hast du? Ich will nur noch anführen, daß Luther in seiner guten Zeit, in seiner Jugend, als er eintrat für das Schicksal der Juden, vor Allem die Forderung aussprach, daß man sie solle mitarbeiten lassen. Unsere Voreltern wären auch durch diese Einschränkung wahrscheinlich ruinirt gewesen, wenn sie nicht eine ungeheuere Bedürfnißlosigkeit ausgebildet hätten, wenn der ganze Genuß des Lebens sich ihnen nicht zusammengezogen hätte in die bloße Erfüllung von Religionsgeboten. Das war fast ihre ganze Lebensfreude. Darum konnten sie mit dem Minimum, das die Meisten zu erwerben im Stande waren, noch ein wirkliches, ja sogar ein heiteres Leben führen. Wenn doch diejenigen, die immer von dem Reichthum der Juden zu reden wissen, eine Ahnung von den Sorgen, Kümmernissen und Bedrängnissen hätten, denen die größte Mehrzahl der Juden ausgesetzt waren, weil sie schier alle auf einerlei Beruf hingedrängt wurden.

Noch eins hatte sie frisch und freudig erhalten: das Studium des Gesetzes. Diese Art wissenschaftlicher Thätigkeit, weit unter den Juden in einer Weise verbreitet, wie es bei gar keinem Volke wieder vorkommt, leider auch bei uns nicht mehr, so daß große Zahlen der Männer sich mit dem Studium ihrer theologischen Wissenschaft beschäftigt und darin ihren Lebensreiz gefunden haben, — dies, sage ich, machte es ihnen noch möglich, sich ein sittliches Leben zu erhalten Jene Art von Neandernatur — Sie werden viel von dem Professor Neander gehört haben —, jene Art, ganz im Geistigen zu leben, war bei den Juden sehr heufig, und dies hat sie insgesammt oben erhalten, weil, was

der eine geistig betrieben hat, auch den anderen zum Heil gereichte durch eine unvergleichliche Pietät, welche Jedermann für das Studium und für die Wissenschaft hegte.

Vielleicht würde das die glückliche Frucht dieser ganzen Agitation sein, daß wir etwas mehr zur Selbstkritik kommen, daß wir uns ernsthafter überlegen, was wir denn zu thun haben, um alte Schäden zu heilen. In dieser Beziehung muß ich noch einige Sätze hinzufügen; ich will sie aber anknüpfen an ein paar Bemerkungen, mit denen Herr Professor Mommsen seine Schrift geschlossen hat. Er fordert auch etwas von uns, und wir haben zu überlegen, wie wir uns der Forderung eines so gerechten und eines so humanen Mannes gegenüber zu verhalten haben. Wahrheit und Klarheit ist namentlich unseren Freunden gegenüber wie uns selbst gegenüber absolute Nothwendigkeit. Mommsen meint, aus unserem Benehmen folge noch ein gewisses Gefühl der Fremdheit, das unsere germanischen, beziehungsweise christlichen Mitbürger gegen uns empfinden. Er findet zwei Punkte dabei beachtenswerth. Ich will den zweiten, minder wichtigen Punkt zuerst besprechen. Er sagt: „Auch die zahlreichen specifisch jüdischen Vereine, wie sie z. B. hier in Berlin bestehen, erscheinen mir, soweit nicht eben die jeder Discussion sich entziehende Glaubensfrage auch hier eingreift, entschieden vom Uebel. Ich würde keinem Wohlthätigkeitsverein beitreten, dessen Statuten ihn verpflichten, nur Holsteinern Hülfe zu gewähren; und bei aller Achtung vor dem Streben und dem Leisten dieser Vereine kann ich in ihrer Sonderexistenz nur eine Nachwirkung der Schutzjudenzeit erkennen.“ Nun, meine Herren, zunächst bei vielen dieser Vereine handelt es sich in der That um Wohlthätigkeit, welche mit den Glaubenssachen innig zusammenhängt; eine jüdische Altersversorgungsanstalt muß als eine jüdische vorhanden sein, weil die alten Leute rituell bereitete Speisen essen wollen, ebenso ein jüdisches Krankenhaus, — von diesen also ist, wie Mommsen mit allem Takt und aller Zartheit bemerkt, weil Glaubenssachen ins Spiel kommen, nichts zu sagen. Nun, ich glaube,

es bleiben nicht viele Vereine bei uns übrig, die nicht damit zusammenhängen. Allein, wenn das auch der Fall wäre, so würde ich seiner Meinung immer noch nicht beistimmen können. Für mich gilt einfach der Grundsatz: wenn die Juden sich von allgemeinen Vereinen, welche interconfessionell oder confessionslos sind, zurückzögen, wenn sie nicht in demselben Maße und in derselben Weise, wie ihre christlichen Genossen, zu allen Vereinen beitrügen, ihnen angehörten und darin auf alle Weise mitwirkten, dann wären sie im Unrecht. Wenn wir aber zu allen wohlthätigen Vereinen gehören, willig und gern gehören, auch zu solchen, die rein christlich sind, sobald sie wahrhaft wohlthätige Vereine sind: dann, meine ich, begehen wir kein Unrecht, daneben auch noch jüdische Vereine zu haben. Es kommt mir nicht sehr wahrscheinlich vor, daß aus den Vereinen eine Fremdheit oder ein Gefühl desselben entspringe. Wer achtet denn auf die Vereine, wer hat denn Gelegenheit, sie und ihre Folgen wahrzunehmen? Ich führe dagegen die Thatsache an, in keinem Lande der Welt gibt es so viele Vereine und zwar confessionell geschiedene Vereine, und deshalb so zahlreiche, wie in England. Fehlt's dort an Einigkeit in der Nation, gibt's dort eine Fremdheit unter den Bürgern wegen dieser vielen Vereine? Aus dem Anfange der sechsziger Jahre liegt mir die statistische Notiz vor, deren Fortführung bis auf die neueste Zeit mir nicht gelingen wollte; über Deutschland gab und gibt es, glaube ich, auch heute noch kein vollständiges statistisches Bild vom Vereinswesen. Aus jener Zeit aber habe ich die Notiz, daß in Frankreich je auf 76 Menschen einer Mitglied eines Vereines ist, in Belgien je auf 66 einer, in der Schweiz je auf 17 einer und in England auf 9 einer. Dies kommt nicht am wenigsten daher, weil die Bevölkerung in England außerordentlich stark in religiöse Sekten gesondert ist und jede ihre vielfachen wohlthätigen Vereine besitzt.

Hat man je gehört, daß die verschiedenen Vereine in England etwas von Fremdheit der Bürger gegen einander herbeigeführt hätten? Nun aber noch eins. Wir haben einige

spezifisch jüdische Vereine und welche nicht mit dem Glauben zusammenhängen, das ist wahr. Aber Mommsen stellt die Sache nicht auf völlige Gleichheit, weil er die Thatsache wahrscheinlich nicht genau kennt. Er hat vollkommen Recht, wenn er sagt, er würde keinem Verein beitreten, der nur Holsteiner unterstützt. Nun aber haben wir einen Hülfsverein für jüdische Studirende. Gibt es denn aber in Deutschland Stipendien, welche für alle Deutschen sind, blos für die Holsteiner nicht? Wenn das wäre, dann würde Mommsen einen Verein für Holsteiner gründen! Gerade so wie wir gezwungen waren, einen Verein für jüdische Studirende zu gründen, weil die jüdischen Studirenden an den meisten Stipendien nicht theilnehmen durften. Ich bin mit ganzem Herzen dabei, bin immer dabei gewesen, alles was eine Fremdheit oder ein Gefühl derselben erzeugt, zu beseitigen; so inniges, formgleiches, trauliches und vertrauliches Zusammenleben mit unseren christlichen Mitbürgern herbeizuführen, wie zu erreichen durch echtes, ehrliches Gleichstreben, ohne Schein und ohne Andrängen zu erreichen immer möglich ist. Aber ich denke, unser Vereinswesen dürfen und wollen wir beibehalten; was wir damit leisten, ist hier von Mommsen selbst anerkannt; aber es kann sogar vorbildlich sein für andere Bürgerkreise, vorbildlich aber namentlich in einem Punkte, nämlich in diesem: ich habe die Pflicht, Ihnen eine Thatsache in Erinnerung zu rufen, welche hier in diesem Saale im Jahre 1872 oder 1873 gespielt hat. Wir hatten eine Generalversammlung, in welcher einige Paragraphen des Statuts unseres Hülfsvereins für jüdische Studirende geändert werden sollten. An jenem Abend wurde hier (o ich darf ja sagen, habe ich, denn ich rühme mich dessen) den Toast ausgebracht auf eine künftige Statutenänderung, welche in der Streichung eines Wortes bestehen sollte, es sollte statt „jüdische Studirende“ nur „Studirende“ lauten. Das hatte ich gesagt in Gegenwart vieler sehr hochstehender Christen; es war dies auch der einzige Abend, von welchem wir gegen sonstigen Brauch eine Notiz in die Zeitungen hatten ausgehen lassen wegen dieses

Gedankens. Ich hatte hinzugefügt, wenn unsere christlichen Mitbürger uns einigermaßen entgegenkämen, da es einen solchen Verein für christliche Studirende notorisch nicht gibt, wenn sie uns entgegenkämen, beitreten und etwas dazu thun wollten: dann wollten wir nicht zählen und nicht rechnen, sondern sofort mit unseren Mitteln und unseren Beiträgen einen allgemeinen Verein für Studirende aller Confessionen gründen. Nun aber, meine Herren, es hat sich keine Hand gerührt und keine Stimme vernehmen lassen, folglich konnten wir einstweilen nichts weiter thun. Wir haben damals unsere Stimme erhoben; und unseren Specialverein wollen wir so lange erhalten, bis die Zeit gekommen ist, daß der allgemeine Hülfsverein, wie wir es zuversichtlich hoffen, gemeinsam gegründet werden wird.

Nunmehr, meine Herren, muß ich noch auf einen anderen weit schwierigeren Punkt kommen. Mommsen sagt: „Was das Wort Christenheit einst bedeutete, bedeutet es heute nicht mehr voll; aber es ist immer noch das einzige Wort, welches den Charakter der heutigen internationalen Civilisation zusammenfaßt und in dem Millionen und Millionen sich empfinden als Zusammenstehende auf dem völkerreichen Erdball. Außerhalb dieser Schranken zu bleiben und innerhalb der Nation zu stehen, ist möglich, aber schwer und gefahrvoll.“ Möglich — darauf allein kommt es uns an, schwer — ich gebe es zu; gefahrvoll — ich gebe es zu. Immer, meine Herren, war unser Stand in der Geschichte schwer und gefahrvoll. Denn immer, von jeher waren wir in der Minorität; von den frühesten Zeiten an, wo wir den Gottesgedanken hinausgetragen haben in eine Welt von Heiden; — damals schon rief uns der Prophet zu: „Ihr seid die Wenigen!“ — bis heute sind wir immer die Minorität, und für die Minorität ist es schwer, sich selbst zu erhalten. Es ist auch immer gefahrvoll. Die Frage ist nur: woher kommen denn die Gefahren? Kommen sie aus uns, oder kommen sie aus den anderen? Ich werde in dieser Beziehung an ein Wort des Reichskanzlers, des Fürsten Bismarck erinnert. Es wird im Jahre 1867 oder 1868 gewesen sein, als

er einmal von den Hessen und Hannoveranern sprach — ich habe die Stelle nicht gleich finden können — als man darauf hinwies, daß es ihnen bisher in mancher Beziehung besser gegangen sei, da sagte er: „Man wird eben nicht zum Vergnügen Preuße.“ Man wird eben nicht zum Vergnügen Jude!

Der Gedanke der Vorsehung kommt auch in der Schrift Mommsen's vor; der Gedanke der Vorsehung ist der Grundgedanke aller Religionen. Wenn die Welt nur vom Zufall regiert wird, dann hört die Religion auf. Wenn wir also Juden sind, so hat die Vorsehung uns als Juden geboren werden lassen. Und wenn es wäre, wenn es Zufall wäre, daß wir als Juden geboren sind, vom Naturgesetz aus also blos durch Zufall: — dann meine ich, über den Begriff der Vorsehung im religiösen Sinne kann man streiten, über das Sittengesetz aber darf man nicht streiten. Was von Natur ein Zufall ist, das ist durch das Sittengesetz Nothwendigkeit, das wird durch das Sittengesetz zur inneren Bestimmung; wo einer geboren ist, da wird ihm auch eine bestimmte Wirksamkeit angewiesen. Das Sittengesetz ist allgemein, aber es beziehen sich die sittlichen Forderungen auf die gegebenen Verhältnisse, in denen ein Mensch geboren wird. Ganz specifische, ganz bestimmte Forderungen kommen für jeden Menschen aus dem Ort her, wo er geboren ist, aus der Familie, dem Stamme, dem Staate; und weil er das Sittengesetz erfüllen muß, kann er die bestimmten Forderungen nicht nach seinem Belieben abweisen. Patriotismus ist eine allgemeine sittliche Pflicht, aber wenn ich als Preuße geboren bin, dann ist nicht der Patriotismus überhaupt, sondern der gegen mein preußisches Vaterland meine Pflicht. Es war immer schwer ein Jude zu sein, aber in den dunkelsten und schwersten Zeiten haben gleichwohl unsere Väter des Morgens gebetet: „Ich danke Dir, Gott, daß Du mich einen Israeliten hast werden lassen.“ Da war es noch viel schwerer, und es war nicht blos gefährlich, sondern die Gefahr war oft genug erfüllt.

Auch die Zusammengehörigkeit allein, wenn wir von allen Unterschieden des Denkens und Glaubens abſehen, die Zu-

sammengehörigkeit allein ist eine Art von Religion, welche man nicht aufgeben darf. Es hat viele jüdische Gelehrte gegeben, welche behauptet haben, das Judenthum hat gar kein Dogma, gar keine Dogmatik. Das Wort, welches in der Bibel vorkomme und das immer als „Glaube" übersetzt wird, das bedeutet nach Mendelssohn und vielen anderen nicht „Glauben", sondern „Treue".

Treue ist die Wurzel unserer Religion, wie unsere Religion die Wurzel unserer Treue ist. Die Vorsehung hat uns als Juden geboren werden lassen, die erste Forderung an jeden Ehrenmann ist bei der Fahne zu bleiben! Bei einer Fahne, welche 3000 Jahre getragen worden ist, und es haftet kein Makel an dieser Fahne; Blut genug, aber unser eigenes! Das ist die Fahne auf welcher geschrieben steht: „Adonaj nissi! der Ewige ist mein Panier!" Bei dieser Fahne wollen wir um Ehren willen bleiben. Es ist nicht die Ehre allein: es wächst durch diese Gemeinschaft und durch diese Treue des Festhaltens etwas zu für den sittlichen Menschen, was sonst nicht ersetzlich ist: jeder Einzelne als Einzelner um des Gewissens willen handelt er so und nicht anders, thut er vieles und unterläßt er anderes; aber wenn er Mitglied einer Familie ist, dann hat er auch die Rücksicht auf diese Familie, und ist er Mitglied eines Standes, die Rücksicht auf diesen Stand, auch auf die Stadt, den Staat, die Nation, schließlich Religion. Die Zugehörigkeit zu einer großen Gemeinschaft ist eine Erweiterung des menschlichen Gewissens, und je dauernder diese Gemeinschaft ist, je fester sie in allen Gliedern wurzelt, desto fester ist die Kraft des Gewissens, die davon ausgeht.

Wenn nun in neuerer Zeit wir uns allen anderen Wissenschaften zuwenden, so ist es ganz besonders nöthig, daß auch die gelehrten, die philosophisch gebildeten Männer in Israel, deren inneres Leben nicht mehr bedingt ist von dem Judenthum als Religion allein, sondern welche mit der allgemeinen Cultur und mit der allgemeinen Gedankenwelt zusammenhängen, und in ihr die eigentlichen Wurzeln ihres inneren Daseins finden, —

eben diese Männer, sage ich, müssen nichtsdestoweniger bei den Ihrigen bleiben; denn von solchen Männern geht ein Zurückstrahlen aus auf die anderen. Es ist nicht gleichgültig, ob einer, der in seinem inneren Leben viel freier und viel höher steht, als irgend eine Confession ihn stellen kann, einer, der im Nationalgeist oder im allgemeinen Menschheitsgeiste, im allgemeinen philosophischen Denken steht, — es ist nicht gleichgültig, ob ein solcher zu dieser Genossenschaft gehört oder zu einer anderen. Denn die Genossenschaft wird gezählt und gewogen nach ihren Angehörigen; und darum ist es eine Pflicht derer, die hoch hinaufsteigen irgendwie, in bürgerlicher Stellung, in Fähigkeit, in Leistungen, — ihre Pflicht ist es am meisten, bei den Ihrigen zu bleiben.

Wie wir die Sachen anzusehen haben, meine Religionsgenossen, so steht sie so: Christenheit und Christenthum sind hohe Begriffe; in dem Ganzen der Völkerschaften der Menschheit werden sie wol am höchsten stehen, wir werden keinem Volksstamme auf der Erde zu nahe treten, wenn wir sagen, die christliche Religion ist die höchste unter allen übrigen. Für uns aber gibt es nur noch eins, was höher steht, das nämlich, was im Christenthum wie im Judenthum das Eine und das Gleiche ist, in beiden als das belebende Ideal existirt, in Zukunft aber einmal verwirklicht, auch beide vereinigen wird; ich meine: die Anbetung des einen Gottes, die Anbetung desselben im Geiste und in der Wahrheit, und die unbedingte Anerkennung des Sittengesetzes als höchster Lebensnorm und aller Menschen Lebensziel. Dies steht höher, und dies ist dem Judenthum und dem Christenthum gemeinschaftlich. Dann erst kommt die Vollendung, wenn der Unterschied von Jude und Christ nicht mehr als Unterschied empfunden wird, oder als nicht größerer Unterschied, wie er innerhalb der verschiedenen Parteien des Judenthums oder innerhalb der verschiedenen Parteien des Christenthums stattfindet, wenn der letzte Grundgedanke als gemeinsamer Gedanke festgehalten wird.

Scheiden sich denn die Menschen wirklich so sehr durch das Bekenntniß und nicht vielmehr durch das, was sie innerlich sind und erleben, durch das Maß der Ausbildung, der Tiefe ihres Denkens, der Innigkeit des Gefühls, der Reinheit ihres Wollens und Handelns? Leibniz und Spinoza standen einander näher als Spinoza irgend einem Trödeljungen oder Leibniz irgend einem Kärrner; Mendelssohn und Lessing standen einander näher im Wesentlichsten, in der Hauptsache, obgleich Mendelssohn zu den Juden gehörte und Lessing zu den Christen, sie standen einander näher und sie hielten sich auch näher als jeder von beiden zu seinen ferner stehenden Confessionsgenossen. Die Confession macht es nicht, sondern die Stufe, die Jeder innerhalb seiner Confession zu den Höhen der Menschheit, zu den Höhen dessen, was die menschliche Seele verklären und erfüllen kann, erstiegen hat. Nun sagt Mommsen: „Wem sein Gewissen, sei es positiv oder negativ, es verbietet, dem Judenthum abzusagen und sich zum Christenthum zu bekennen, der wird dem entsprechend handeln und die Folgen auf sich nehmen; Betrachtungen dieser Art gehören in das Kämmerlein, nicht in die öffentliche Discussion. Aber es ist eine notorische Thatsache, daß eine große Anzahl Juden nicht durch Gewissensbedenken vom Uebertritt abgehalten wird, sondern lediglich durch ganz andere Gefühle, die ich begreifen, aber nicht billigen kann.“ — Ich erkläre zunächst, daß ich auch in Bezug auf den Uebertritt genau den Gedanken und Gesichtspunkt festhalte: dafern es sich um eine Ueberzeugung handelt, da entzieht er sich jeder Discussion. Jeder einzelne Mensch für sich allein hat diese letzte Verantwortung für das Freieste und Höchste, für die Religion; wer aus Ueberzeugung zu einer anderen übertritt, hat es eben mit sich allein und mit Gott zu thun. Der Uebertritt zur anderen Religion aus Ueberzeugung ist ebenso, wie das überzeugte Beharren bei der eigenen eine innere Nothwendigkeit. Aber hier ist die Rede von denen, die nicht überzeugt sind. Ich weiß nicht, auf welche Gefühle Mommsen anspielt. Aber ich habe die feste Zuversicht, daß bei genauerer Kenntniß der hier

ins Spiel kommenden Gemüthsverhältnisse, welche zu gewinnen es ihm wahrscheinlich an Gelegenheit gefehlt hat, er diesen Rath nicht ertheilen wird; denn er wird erkennen, daß für den Betreffenden die Befolgung des Rathes nicht schwer und nicht gefährlich ist, aber er wird auch erkennen, daß mit der Geringschätzung der Religion, die in dem überzeugungslosen Uebertritt von der einen zur anderen liegt, und mit der Fahnenflucht ein ethisches Moment geschädigt wird, dessen die deutsche Nation nicht entrathen kann.

Mommsen sagt dann noch in seinen letzten Worten: „Wenn diese Nachwirkungen auf der einen Seite hin verschwinden sollen, so müssen sie es nach der anderen auch; und auf beiden Seiten ist noch viel zu thun. Der Eintritt in eine große Nation kostet seinen Preis; die Hannoveraner und die Hessen und wir Schleswig-Holsteiner sind daran, ihn zu bezahlen, und wir fühlen es wohl, daß wir damit von unserem Eigensten ein Stück hingeben. Aber wir geben es dem gemeinsamen Vaterland. — Auch die Juden führt kein Moses wieder in das gelobte Land; mögen sie Hosen verkaufen oder Bücher schreiben, es ist ihre Pflicht, soweit sie es können ohne gegen ihr Gewissen zu handeln, auch ihrerseits die Sonderart nach bestem Vermögen von sich zu thun und alle Schranken zwischen sich und den übrigen deutschen Mitbürgern mit entschlossener Hand niederzuwerfen." Nun, meine Herren, das, was man Sonderart nennt, das wollen wir ablegen. Betrachten Sie doch einmal den Weg, den wir seit einigen Menschenaltern gegangen sind, und auf dem wir rüstig weiter gehen wollen; wie war die Tracht des Juden, wie war namentlich seine Sprache, wie waren so viele Sitten und Gebräuche verschieden. Das Alles haben wir abgelegt und sind in Art und Form Deutsche geworden; aber auch unsere Religion wie eine bloße provinziale Sonderart anzusehen, das ist nicht die Meinung. Mommsen selbst sagt an einer früheren Stelle: „Die Empfindung der großen Zusammengehörigkeit hat die Nation geschaffen, und es würde aus mit ihr sein, wenn die verschiedenen Stämme je

anfangen sollten, sich gegen einander als Fremde zu fühlen. Wir verhehlen uns die Verschiedenheit nicht; aber wer recht fühlt, der erfreut sich derselben, weil die vielfachen Ziele und Verhältnisse des Großstaates den Menschen in seiner ganzen Mannigfaltigkeit fordern und die Fülle der in unser großes und schicksalvolles Volk gelegten Gaben und der ihm aufgelegten Verpflichtungen von keinem einzelnen Stamm ganz entwickelt und ganz gelöst werden kann." Das ist der Standpunkt, auf welchem auch wir stehen. Fern von allem Eigendünkel, bei der ruhigsten, objectivsten Prüfung der Dinge haben wir die Ueberzeugung, daß die Eigenheit unserer Religion und mancher Zug in unserer geistigen Beschaffenheit von der Art sind, daß die deutsche Nation sie in ihrem Gesammtleben nicht blos ertragen, sondern auch verwerthen kann. Treue gegen unsere Religion, weil Religionstreue selbst etwas ist, worin wir vielleicht vor manchen Anderen im Laufe der Jahrtausende uns ein wenig ausgezeichnet haben; und Treue zugleich gegen das Vaterland und die Nation. Und dann: Alles, was gut ist, soll erhalten werden, aus dem Guten kommt niemals die Fremdheit. Nur Alles, was klein, niedrig, enge ist, das wollen wir ablegen, ablegen nicht blos wie ein dargebrachtes Opfer, sondern als unsere Schuldigkeit gegen die Nation; Alles aber, was gut und groß ist, Alles, was im Stande ist unser Gemüth wirklich zu erheben — und die Treue, sie ist es nicht am wenigsten —, das wollen wir erhalten, erhalten zugleich zu Gunsten und zum Heil der deutschen Nation!

Nach dem Schluß dieses Vortrages wurde folgende Resolution beantragt und einstimmig angenommen:

„Die Versammlung spricht ihre Zustimmung zu den von dem Vorsitzenden entwickelten Gedanken aus. Sie erhebt entschiedenen Einspruch: 1) gegen den in der Agitation der sogenannten Antisemiten immer wieder gemachten Versuch, die Gesammtheit der deutschen Juden für

Taktlosigkeiten und Vergehen Einzelner verantwortlich zu machen; 2) gegen das unwürdige Bestreben, die deutschen Juden als eine außerhalb der Gesammtheit des deutschen Volkes stehende nationale Besonderheit hinzustellen; sie erklärt vielmehr, daß sie unerschüttert in Treue gegen das deutsche Vaterland ausharret und es als eine unwandelbare Aufgabe erkennt, in Erfüllung aller Bürgerpflichten für das Wohl und Gedeihen desselben mit ganzer Kraft zu wirken."

An die deutschen Juden.

Am 2. December des Jahres 1879 bin ich, soviel ich weiß als der erste hier in Berlin, gegen die antisemitische Bewegung mit einem Vortrage: „Was heißt national?“ aufgetreten; mit wissenschaftlichen Gründen habe ich das irrige und nichtige Vorurtheil bekämpft, als ob die deutschen Juden von der Gesammtheit des deutschen Volkes wie eine nationale Besonderheit verschieden wären. Ich habe aufs Strengste zu beweisen gesucht, daß wir Juden trotz unserer verschiedenen Abstammung zur deutschen Nation gehören, National-Deutsche sind.

Von Niemandem, weder einer Körperschaft noch einem Einzelnen, war ich dazu gerufen; ich folgte nur der Stimme meines Gewissens, um als Deutscher und als Jude meine Pflicht zu erfüllen. Darauf wurde das Bedürfniß, gegen den Antisemitismus mit vereinigten Kräften anzukämpfen, vielseitig empfunden. Die Berathungen verschiedener jüdischer Kreise — ohne mich und mit mir — eine Organisation dafür zu schaffen, waren aber alle im Sande verlaufen. Die Lauheit der Gesinnung und die Vielspältigkeit der Meinungen lastete schwer auf meiner Seele. Denn fast ein Jahr war verstrichen seit die Wogen der feindlichen Agitation hoch und höher gingen, bei uns Juden aber war es nicht zu irgend einer That, zu irgend einem Widerstand oder auch nur zu irgend einer Kundgebung gekommen. Da „faßte ich mein Herz in meine Hände“ und berief, ich allein, auf den 1. December 1880 eine Versammlung von etwa 200 notablen jüdischen Männern, um Rath zu schaffen. Ein Comité von 28 Mitgliedern wurde

hier eingesetzt, welches eine größere Versammlung von 600 bis 700 Mitgliedern der jüdischen Gemeinde ausschrieb. In dieser Versammlung habe ich, jetzt im Auftrage des Comités vom 1. December, die Ziele und Wege unserer gemeinsamen Thätigkeit gegen die judenfeindliche Agitation dargelegt:

„Nach dem Schluß dieses Vortrages wurde folgende Resolution beantragt und einstimmig angenommen:

„Die Versammlung spricht ihre Zustimmung zu den vom Vorsitzenden entwickelten Gedanken aus. Sie erhebt entschiedenen Einspruch: 1) gegen den in der Agitation der sogenannten Antisemiten immer wieder gemachten Versuch, die Gesammtheit der deutschen Juden für Taktlosigkeiten und Vergehen Einzelner verantwortlich zu machen; 2) gegen das unwürdige Bestreben, die deutschen Juden als eine außerhalb der Gesammtheit des deutschen Volkes stehende nationale Besonderheit hinzustellen; sie erklärt vielmehr, daß sie unerschüttert in Treue gegen das deutsche Vaterland ausharret und es als eine unwandelbare Aufgabe erkennt, in Erfüllung aller Bürgerpflichten für das Wohl und Gedeihen desselben mit ganzer Kraft zu wirken."

Zu Anfang vorigen Monats war folgender Aufruf im Sprechzimmer der hiesigen Universität mit der Bitte, denselben zu unterzeichnen, ausgelegt:

Mitbürger! In ernster Stunde ist das deutsche Volk zur Wahl aufgerufen! Es gilt, das Vaterland vor Kriegsgefahr und innerem Hader zu bewahren! Es gilt, das deutsche Heer, diesen Eckstein der Sicherheit, Macht und Größe Deutschlands, vor dem verderblichen Spiel parlamentarischer Machtgelüste zu sichern und damit zugleich dem Unheil vorzubeugen, das bei dem Militärconflict in Preußen nur schwer überwunden worden ist, und die gedeihliche verfassungsmäßige Fortentwickelung des jungen Deutschen Reiches auf das Aeußerste gefährden müßte!

Mitbürger, unser Wahlrecht ist auch unsere Wahlpflicht!

Vertrauensvoll haben der Kaiser und die verbündeten Regierungen sich an das deutsche Volk gewendet. Rechtfertigen wir an unserm Theile das Vertrauen, welches unser geliebter Kaiser in uns setzt, indem wir Männer in den Reichstag wählen, welche entschlossen sind, die Heeresvorlage der verbündeten Regierungen unverändert anzunehmen, und somit unerschütterlich feststehen zu Kaiser und Reich!

Der Vorstand der Wahlvereinigung der Reichstreuen Parteien zu Berlin.

Freih. v. Monteton (dk.), Rittmeister a. D.; W. Kyllmann (nl.), Kgl. Baurath; Freih. v. Zedlitz-Neukirch (fk.), Geh. Reg.-Rath, Mitglied des Abgeordnetenhauses, Vorsitzende. H. Pohlenk (fk.), Redacteur; H. Kauffmann (nl.), Kaufmann; Friedrich Luckhardt (dk.), Verlags-Buchhändler, Schriftführer. Karl Rudorff (dk.), Bankier, Schönebergerstraße 32, Schatzmeister.

Diesen Aufruf habe ich mit klarem Vorbedacht unterschrieben. Weder die Namen der Candidaten, auf welche die reichstreuen Parteien sich vereinigt, waren genannt, noch irgend eine andere Unterschrift unter dem Wahlaufruf. Für Alles, was der „Vorstand der Wahlvereinigung ꝛc." oder gar was die einzelnen der vereinigten Parteien veröffentlicht haben, bin ich nicht verantwortlich. Ich konnte nicht wissen, aber ich mußte erwarten, daß sowohl unter den Candidaten wie den sonstigen Unterzeichnern des Wahlaufrufs sich auch solche befinden könnten, mit denen ich außer dem Inhalt des Wahlaufrufes keine politische oder sonstige Gemeinschaft habe, namentlich auch solche, welche antisemitische Neigungen und Meinungen haben. Daß die extremen Vertreter des Antisemitismus in Berlin nicht candidiren würden, hatten die Zeitungen verkündet. Vor mir hatten bereits 12—15 befreundete Collegen unterschrieben, unter ihnen solche, die über jeden Verdacht des Antisemitismus weit erhaben sind; unter ihnen auch der College Geh. Justizrath Professor Levin Goldschmidt.

Mit mir hatte über die ganze Wahlangelegenheit und speciell über den vorstehenden Wahlaufruf Niemand, weder

ein Staatsmann noch ein Privatmann gesprochen; auch College Goldschmidt nicht; völlig unabhängig von einander haben wir das Gleiche gedacht und gethan. Schon diese Thatsache allein sollte denen zu denken geben, welche klar und ruhig zu denken überhaupt noch fähig sind.

Und nun erkläre ich hiermit ausdrücklich und feierlich: aus Pflicht und Gewissen, als deutscher Bürger und als Jude habe ich den Aufruf unterzeichnet; nicht obgleich sondern noch ganz besonders, weil ich ein Jude bin und weil ich im Vorkampf gegen die Antisemiten in vorderster Reihe gestanden und immer stehen werde.

Ich erkläre ferner, daß ich diesen Schritt als das Wesentlichste und Wichtigste von allem, was ich je für die Juden gethan, gehalten habe und noch halte.

In gerader Fortsetzung meiner Gedanken, im strengsten Anschluß an meine Worte, welche ich 1879 und 1880 gedacht und gesprochen, unter der völlig ungetheilten Zustimmung der Juden gesprochen, habe ich gehandelt und rede ich jetzt. Das muß jeder erkennen, der meine Reden nachliest*), die allein ausgenommen, welche beides durch die Brille fanatischer wahlagitatorischer Beschränktheit lesen. Die fortschrittlichen Zeitungen mögen, viele Juden können, wie es scheint, das nicht begreifen. Diese wenigstens darüber aufzuklären, ist die Absicht dieser Blätter; in ihrem eigensten Interesse, welches hier zugleich und unmittelbar ein patriotisches Interesse ist, will ich die Aufklärung geben. —

Es war die höchste Zeit; es mußte nothwendig etwas geschehen, um die von Feind und Freund einmüthig gehegte Behauptung, daß Jude und Deutschfreisinnig nothwendig eines ist; daß jeder Jud, als Jude, zur Opposition gehören muß, durch eine That niederzuschlagen. Daß jeder Jude durchaus und in jeder Frage mit dem Fortschritt und dem Centrum und gegen die Regierung stimmen

*) Oben: „Was heißt national?“ und „Unser Standpunkt“.

müsse, fing an als ein Dogma zu gelten, gegen welches zu denken und zu handeln politische Ketzerei und Verrath am Judenthum zugleich sei. Es war doppelt nöthig, diesen Bann endlich zu brechen, weil durch jene falsche Anmaßung zugleich die Freiheit der politischen Meinung, dieser Eckpfeiler aller liberalen Gesinnung, in hohem Grade bedroht war. Diese Freiheit der politischen Meinung wollte ich mir und den Juden wiedergeben.

Viele meiner Glaubensgenossen sind, wie ich höre, heftig gegen mich erregt, als ob mein Vorgehen im Widerspruch mit dem stände, was ich vormals für die Juden gethan*); ja man versteigt sich zu der geradezu an Wahnsinn grenzenden Vermuthung, als ob ich, ich nach alle dem, was ich für sie gethan, meiner eigenen und selbsterwählten Aufgabe untreu werden könnte.

Das beweist mir deutlich, wie es die höchste Zeit war; beweist wie das Garn enger, einseitiger, kurzsichtiger politischer Begriffe, in dem sie gefangen sind, bereits so dick und so dicht geworden, daß ihnen jede Klarheit des Urtheils und jede Freiheit der Meinung hart bedroht ist.

Dies Netz mußte zerrissen werden, und ich hab' es zerrissen.

Bequemer wäre es freilich für mich gewesen, dies peinliche Geschäft Anderen zu überlassen; es wäre auch von jeher und besonders anno 79 und 80 bequemer gewesen, zu schweigen und Andere reden zu lassen.

Nun aber ist es geschehen, und ich will meinen Glaubensgenossen erklären, **was** damit geschehen ist und geschehen sollte.

---

*) Von all Denen, die mein Vorgehen mißbilligen, hat — mit einer brieflichen Ausnahme — Niemand den Muth oder die Pflicht in sich gefühlt, mich nach meinen Gründen zu fragen, sondern alle haben schlankweg ge- und verurtheilt. Das ist eine schwerwiegende schmerzliche Thatsache, deren Bedeutung zu erörtern ich mich enthalte; denn zu klagen oder anzuklagen ist nicht meine Art.

Der Wahlkampf ist vorüber. Jetzt wird doch hoffentlich so viel Ruhe und Besonnenheit wiederkehren, um folgende Frage in Erwägung zu ziehen!

Sind die Juden eine politische Partei? Muß jeder deutsche Jude, weil er ein Jude ist, zur Fortschrittspartei gehören? Muß jeder Jude, als Jude, gegen die Regierung, muß er gegen die reichstreuen Parteien stimmen?

Ich sage nein! und dreimal nein:

Ist einer ein Verräther am Judenthum, wenn er ein Vertreter der Regierung ist? Ist einer, der den Kampf gegen die Antisemiten geführt, fahnenflüchtig, wenn er in anderen, mit der Confession auch entfernt nicht zusammenhängenden Fragen zur Fahne der Nationalliberalen tritt?

Das Judenthum als solches treibt gar keine Politik. Nur zwei Punkte sind es überhaupt, in denen es Beziehung zur Politik hat. Das Judenthum verlangt und erwartet vom Staate Freiheit seines Gottesdienstes, Freiheit der Religionsübung überhaupt. Sodann gebietet das Judenthum rechtlich nach dem etwa 1600 Jahre alten überall anerkannten Ausspruch des Mar Samuel: Das Gesetz der Landesregierung, des Imperiums, ist Gesetz für den Juden; und es lehrt zugleich „alles Regiment, das zu Recht besteht und das Recht vertritt, als eine Einsetzung, ja als einen Abglanz Gottes ansehen. Das ist nie bestrittene Tradition".*) Das Judenthum also ist ein religiöses, aber kein politisches Bekenntniß.

Eine politische Zertheilung der Staatsbürger nach Confessionen ist thatsächlich eine Unwahrheit und politisch eine große Gefahr; eine Gefahr für das Ganze des Staatslebens und für die gedeihliche Mitwirkung des Einzelnen an demselben.

Wir dürfen schlechterdings den Satz nicht gelten lassen, daß die Juden im deutschen Reiche eine besondere Partei ausmachen, oder als Juden nothwendig zu einer bestimmten Partei

*) „Was heißt national?" oben S. 78.

gehören. Und wenn heute zufällig alle Juden wirklich zu einer Partei gehörten, so müßte doch der Grundgedanke bestehen bleiben, daß sie nur ihrer freien Ueberzeugung dabei folgen, aber nicht ihrer Confession.

Ich begreife wohl, daß ein Jude sagt: Ich bin nicht gegen die Regierung im Allgemeinen, ich bin nur gegen diese Regierung, weil sie den Antisemiten so viel freie Hand gelassen, mich in meiner Ehre zu kränken. Aber er soll nicht glauben, daß alle Juden so denken, daß sie als Juden so denken müssen; er soll dem andern Juden die Freiheit lassen, nicht in dieser Art mit der Regierung zu rechten, nicht auch bei großen, politischen Fragen zu rechten.

Die Kränkung, die der Antisemit — den ich verachte, weil er nicht auf der Stufe der Humanität des Jahrhunderts und nicht auf der Stufe der Moral des Christenthums steht*) — die Kränkung, die mir ein Verächtlicher zufügen kann, ist nicht so groß, wie der Schaden an meiner bürgerlichen Pflicht und meinem Gewissen: in einer großen politischen Frage gegen meine Ueberzeugung und gegen die Regierung zu stimmen, blos weil die Antisemiten mit ihr stimmen.

Darf ich bei Feuers- oder Wassersnoth nicht retten, weil auch Antisemiten retten? Nun, die Rettung der Freiheit politischer Ueberzeugung aus den Banden eines tyrannischen Fanatismus ist wichtiger als die aus Feuer oder Wasser.

Oben habe ich die Resolution angeführt, welche die große jüdische Versammlung am 16. December 1880 gefaßt hat. Nun meine ich — und wer anderer Meinung ist, der trete her, und

*) „Unser Standpunkt", S. 137. Professor Delitzsch, ein Mann von berühmter christlicher Frömmigkeit, sagte: „Christlicherseits spielt in diese Bewegung ein unchristlicher Racenhaß hinein, welcher zum Himmel schreit, und, da die Wurzeln des Christenthums mit denen der alttestamentlichen Religion dieselben sind, das ekelhafte Verhalten eines Vogels darstellt, der sein eigenes Nest beschmutzt. Möge dieses unheilige Feuer bald verflackern und aussterben. Ich höre nicht auf, es mündlich und schriftlich zu verurtheilen."

ich will ihn eines Besseren belehren — ich meine, daß es einfach zur Treue gegen das deutsche Vaterland und zur Erfüllung aller Bürgerpflichten für das Wohl und Gedeihen desselben gehört, nur demjenigen Candidaten zum Reichstag seine Stimme zu geben, von welchem man glaubt, daß er durch sein Votum im Reichstag das Wohl und Gedeihen des Vaterlandes fördern wird.

Glaubt nun Einer, daß dies am Besten durch die Thätigkeit eines deutsch-freisinnigen oder eines Centrumsmannes geschieht, gut, dann mag er, dann muß er diesem seine Stimme geben. Aber er soll und muß dann jeden Anderen in seiner Freiheit respectiren, welcher sagt: in der durch die Auflösung des Reichstages scharf gestellten Frage kann ich meine Stimme nach Pflicht und Gewissen nur dem Candidaten geben, der für das Septennat stimmen will.

Auch das begreife ich noch, daß ein Jude sagt: trotz alledem und alledem komme ich darüber nicht hinweg, daß es mir unmöglich ist, meinem Gegner, dem Antisemiten, meine Stimme zu geben. Das aber ist mir unbegreiflich, daß Einer die Forderung stellt: alle Juden müßten so denken. Ich denke anders; und es ist mein heißer Wunsch, daß recht viele, daß allmählich alle Juden anders denken. Ich denke und meine Sehnsucht ist, daß alle Juden denken: wenn ich glaube, daß ein Septennatscandidat besser für das Wohl und Gedeihen des Vaterlandes sorgt, dann ist es meine Pflicht und Schuldigkeit, diesem meine Stimme zu geben, auch dann, wenn ich fürchten muß, daß das specifische Interesse der Juden darunter leiden könnte.

Nationalliberal und Conservativ sind Gegensätze von schwerwiegender Bedeutung; politische Ansichten der gewichtigsten Art trennen sie. Beide Parteien haben ihre Gegensätze vergessen und sich geeinigt, weil sie der höheren Nothwendigkeit folgen, der Sorge für das Heil des Vaterlandes ihre trennenden Meinungen zum Opfer zu bringen.

Und wir Juden, wir allein, sollten ihnen in bürgerlicher Einsicht und Tugend nachstehen? wir sollten unseres in der Resolution niedergelegten feierlichen Gelöbnisses, sollten unserer patriotischen Pflichten vergessen müssen und immer nur an den Antisemitismus denken? wir sollten überall und immer mit dem Fortschritt stimmen? auch dann, wenn wir von ganzem Herzen anderer Meinung sind? Das ist ein enger, ein elender, ein verwerflicher Standpunkt; das ist nicht „unser Standpunkt".

Wie? wir opfern Gut und Blut, Leib und Leben für das Heil des Vaterlandes, sobald der Kriegsherr ruft, und wir sollten nicht unsere untergeordnete Abneigung gegen diejenigen Candidaten opfern können, opfern wollen, welche für die Forderung des Kriegsherrn und die Förderung der Reichsmacht einzutreten bereit sind, weil sie antisemitische Neigungen haben? Hier, bei der Frage nach der Unterstützung der Regierung in ihrer Vorsorge für die Sicherheit des Landes und des Friedens sollten wir nicht vor Allem an Alles und das Ganze denken? nicht die daneben kleine fernliegende Frage des Antisemitismus, des specifisch-jüdischen Interesses vergessen? sie nicht mit aller Besonnenheit von uns weisen? Der Kampf gegen die Antisemiten ist deshalb überhaupt nicht an der Wahlurne zu führen.*)

Noch einmal und zum letzten mal: mag immerhin wer will und wer kann die Meinung hegen, dem deutschen Vaterlande ist mit dem deutschfreisinnigen Nein besser als mit der Unterstützung der Regierung gedient; er ist dann berechtigt und verpflichtet, deutschfreisinnig zu wählen.

Aber zu fordern, daß jeder liberale Mann und jeder Jude diese Meinung haben müsse, oder gar zu behaupten, daß er auch bei der Ueberzeugung, die Septennatspartei sei zum Heile des Vaterlandes, für diese dennoch nicht

*) Es kommt dazu, daß die bloße Abgabe des Wahlzettels ungemein leicht und billig und selbst einschließlich der Wahlagitation sehr wenig Verstand braucht. Der Kampf mit Gedanken und Leistungen ist freilich nicht Jedermanns Sache.

eintreten, nicht mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft (z. B. mit seiner Unterschrift) für sie eintreten darf, weil etwa Antisemiten darunter sind; diese Forderung, in allen Wegen nur von der Frage nach dem Antisemitismus sich leiten zu lassen, diese ganz ungeheuerliche, der Treue gegen das Vaterland schnurstracks widersprechende Forderung ist ein Verrath gegen die Freiheit der politischen Ueberzeugung, ein Verrath gegen das bürgerliche Gewissen, darum ein Verrath gegen das Vaterland selbst.

Nun sagt wohl Mancher: trotz der Freiheit politischer Ueberzeugung fordert die Parteitaktik, daß man sich unterordne. Unterordne? Wem? wem? frage ich, soll, wem darf ich meine klare und feste Ueberzeugung unterordnen?

Diese Parteitaktik ist eine wichtige Sache; aber sie ist eine zweischneidige, gefährliche Waffe, die den leicht verwundet, der sie gebraucht. Die Parteitaktik, wie sie von den Stäben der Wahlagitation geübt wird, ist nur ein nothwendiges Uebel das man in seine Grenzen eindämmen muß. Insbesondere muß vor und außerhalb der Wahlen der einzelne Bürger in jeder Frage seine eigene Meinung bilden, sonst unterbinden wir den politischen Verstand, fälschen die öffentliche Meinung, setzen die Schablone und die Parole an die Stelle von lebendigen Gedanken. Diese nachtheiligen Folgen sind, glaube ich, schon zu sehen. Ich vermisse in Deutschland, ich vermisse besonders unter den Juden den gedeihlichen Nachwuchs politischer Kräfte. Mit der bloßen Ambition ist es nicht gethan. Ehedem war es anders. Ich rede nicht von den Männern, die uns in der Jugend vorangeleuchtet, von den Rieffer, Veit, Kosch u. A.; aber von den Männern, die neben uns standen und stehen, hatten solche wie Lasker, H. B. Oppenheim, Bamberger u. A. durch bedeutende staatswissenschaftliche und staatsmännische Arbeiten sich ausgezeichnet, bevor sie in die Parlamente eintraten. Wo sind die Jüngeren? Die geistige Kraft hat unter den Juden schwerlich abgenommen; aber der Parteigeist hat zugenommen, in erschreckender und verheerender Art

zugenommen; an die Stelle freier und fruchtbarer geistiger Bewegung ist die Enge und Dürre einer tyrannischen Parteisucht getreten. Gegen diese Einschrumpfung des politischen Geistes, welche vielleicht die schlimmste Folge des Antisemitismus ist, müssen wir ankämpfen, müssen wir wieder die Fahne des eigenen und freien Denkens entfalten. —

Ich halte in großen Fragen nichts von der politischen Klugheit; nur der Stimme des Gewissens soll man folgen. Dennoch möchte ich diejenigen meiner bethörten Glaubensgenossen, welche geneigt sind, die obige Forderung zu stellen darauf aufmerksam machen, daß sie unseren Gegnern, den Antisemiten, die schärfsten Waffen liefern, ja sie ihnen geradezu in die Hand drücken.

Und dann: in unbesonnener und verblendeter Parteigängerei malen sie den Teufel an die Wand; sie schüren selbst das Feuer, das ersticken sollte. Noch ist Gottlob die Judenfrage in Deutschland keine politische Frage; sie ist durch die Verfassung des Deutschen Reiches klar und fest beantwortet. Wer sie zu einer Frage macht, der muß erst Sturm gegen die Verfassung laufen.

Auch ist die Judenfrage, wenn sie gestellt wird, nicht eine Frage der Juden, sondern der Deutschen. Die Frage, ob sie zur Reihe der civilisirten Nationen Europas fürder gehören oder aus derselben ausscheiden und in die Barbarei des Mittelalters zurückfallen wollen.

Den Kampf gegen den Antisemitismus erwarte ich deshalb auch nicht bloß von meinem Candidaten, den ich wähle; ich erwarte ihn von der Regierung und von dem Parlament; ich fordere und erwarte ihn von jedem für Recht und Gerechtigkeit einstehenden Manne; ich erwarte ihn von dem Genius der deutschen Nation.

Sogar eine gesellschaftliche Frage ist sie nur für eine minderwerthige Minorität, nur für diejenigen, welche von der erstiegenen Stufe der Humanität hinabzusteigen, hinter die Zeit

und den Geist Lessing's und Herder's zurückzusinken sich selbst verurtheilen.

Wer das Recht auf seiner Seite hat, ist immer der Stärkste. Unbegründete Furcht ist ein Zeichen von Schwäche. Zu behaupten oder auch nur zu fürchten, daß die Conservativen oder vollends die Nationalliberalen auch nur einen Angriff auf die confessionelle Unabhängigkeit des deutschen Bürgers zulassen werden, ist ebenso unrecht, wie unklug; sein Handeln auf solche völlig nichtige Voraussetzung gründen, ist deshalb ein moralisches Unrecht und ein politischer Fehler. Wir Juden haben dafür zu sorgen, daß wir nicht durch eine ganz ausschließliche Anhänglichkeit an eine Partei und eine fanatische Intoleranz gegen alle anderen diese gegen uns einnehmen. Wir sind in Gefahr, diejenigen zu Antisemiten zu machen, welche wir ohne allen Grund, wider Recht und Billigkeit als solche erklären. Die Behauptung, daß alle Männer von den Nationalliberalen nach rechts hin Antisemiten seien, haben nur diejenigen uns einzureden versucht, welche uns vertheidigt, aber auch allein unsere Unterstützung in Anspruch genommen haben.

In allen drei angeführten Reden habe ich meine Glaubensgenossen davor gewarnt.

Mit heißen, ringenden Worten habe ich gemahnt*): „Wie schwer auch die Beleidigung für uns ist, wie tief der Abgrund niedriger Gesinnung, Uebelwollens und trugvoller Verleumdung, der uns entgegengähnt: laßt Euch nicht verbittern! Wachet und sorget und kämpfet den inneren, und ich weiß es sehr wohl, den schweren inneren Kampf: daß unser Gemüth nicht vergällt werde; daß wir den reinen freien Blick bewahren für unsere Stellung zur Gesammtheit des deutschen Volkes.

„Sorgen wir dafür, daß man uns nicht verleite in Unrecht zu verfallen. Denn der letzte Grund in dem ganzen fehlerhaften Treiben kommt doch immer auf den einen Denkfehler hinaus:

*) „Unser Standpunkt", S. 134.

weil es einzelne schlechte Juden gibt, weil es fehler- und mangelhafte Juden gibt, deshalb, was an allen solchen Fehlern und Mängeln vorhanden ist, von Allen auszusagen. Thun wir nicht das Gleiche.*)"

Das wäre ja das Schlimmste von Allem, was der Antisemitismus uns zufügen kann, wenn er uns zur Ungerechtigkeit, wenn er uns zu derselben barbarischen Logik verführt und wir deshalb die gesammten Männer der vereinigten reichstreuen Parteien für Antisemiten halten und wie Antisemiten bekämpfen, weil einige unter ihnen wirklich Antisemiten sind. Nun aber sehe ich zu meinem tiefen Schmerze, daß eine Anzahl Juden in der That verbittert und verbissen und eben deshalb mit der zwiefachen Kraft der Wahlverwandtschaft sich ausschließlich zur Oppositionspartei hingezogen fühlen, von allen anderen Parteien ohne Sonderung und Scheidung verdrossen abwenden.

Unter dem Druck der antisemitischen Kränkung scheinen auch viele von den Besten und Besonnenen ausschließlich in den deutschfreisinnigen Gedankenkreis hinübergedrängt. Von diesem umwebt, haben sie die Fähigkeit eingebüßt, sich in irgend eine andere politische Anschauung mit einiger Gerechtigkeit hineinzudenken. Fast immer nur mit einander verkehrend, sich gegenseitig erhitzend, engen sie ihren Blick wie mit Scheuleder ein.

Eine Kritik der Fortschrittspartei ist hier meines Amtes nicht. Ich erhebe meine Stimme nur und rede zu den Juden gegen diese Einschrumpfung unseres politischen Bewußtseins; dagegen, daß wir nur der einen Partei Gefolgschaft leisten, daß wir alles Verständniß für andere Bestrebungen verlieren,

*) „Was heißt national?" S. 87 f. „Was in aller Welt nützt denn die Logik, wo ist der Adel der Wissenschaft, wo die Würde des Gedankens, wenn man an entscheidender Stelle, da, wo es sich um Wohl und Wehe, um Ehre und Ruf von Tausenden und aber Tausenden handelt, mit einem aller Logik so sehr, wie aller Gerechtigkeit spottenden Leichtsinn anstatt den oder einige Juden ohne Weiteres die Juden setzt? . . . . . Aber freilich dieser logische Fehler ist nicht ein Fehler des Kopfes, sondern des Herzens."

daß unsere ganze Theilnahme am politischen Leben der deutschen Nation in den Gedanken, in der Thätigkeit und in der Taktik der einen Partei sich erschöpfe. —

Fürst Bismarck ist nicht blos ein großer, er ist auch ein kluger Staatsmann; ich kann es deshalb nur aufs Tiefste bedauern, daß seine Klugheit ihm nicht gerathen hat, den ersten Funken des Antisemitismus in Deutschland mit seinem mächtigen Fußtritt auszutreten. Politische Gründe kann er für diese Unterlassung meines Erachtens nicht gehabt haben; denn es erscheint mir völlig unmöglich, daß er auch nur im Entferntesten jemals daran gedacht hat, den Juden eines ihrer verfassungsmäßigen Rechte zu kürzen. Es ist unmöglich, sage ich; denn noblesse oblige; „Freiheit des Bekenntnisses, einmal von Menschen gedacht, kann denkenden Menschen nicht wieder entschwinden".*) Ein Staat, welcher die sittliche Höhe des Deutschen Reiches erstiegen hat, kann von derselben nicht wieder heruntersteigen. Wenn Fürst Bismarck auf einem Europäischen Congresse die volle Emancipation der armen rumänischen Juden gefordert, kann er sie den deutschen Juden, diesen in allen Berufszweigen tüchtigen und leistungsfähigen Staatsbürgern nicht verkümmern wollen.

Haben andere Gründe den Fürsten abgehalten, die sogenannte Judenfrage bei ihrer Geburt zu ersticken, so kann ich das nur lebhaft beklagen.

Er hätte seinen vielen Verdiensten um die Ehre der deutschen Nation ein weiteres hinzugefügt. Er hätte dem Vaterlande, er hätte speciell den Juden einen großen Dienst erwiesen; den größten dadurch, daß er viel zu ihrer politischen Fortentwickelung beigetragen; denn er hätte ihnen die Freiheit des politischen Urtheils erhalten, statt daß ein großer Theil sich jetzt in die Sackgasse des ausschließlichen Kampfes gegen den Antisemitismus verrannt, aus welcher es so lange keinen Rückweg und keinen Ausweg gibt, als der leidige Antisemitismus davor lagert.

---

*) „Unser Standpunkt", S. 140.

Nicht um die Wahlen allein handelt es sich, obgleich die jüdischen Wähler klein an Zahl, nicht gering an Einfluß sind. Nicht die Wahlurne allein ist es, an welcher die Bürgertugend sich bewähren kann; an vielen Zweigen des öffentlichen Lebens kann die Energie staatsbürgerlicher Gesinnung edle Früchte reifen. Auch nicht um die Juden allein handelt es sich; vielmehr „überall ist die Frage der Humanität und der Gerechtigkeit wichtiger für den, der sie zu gewähren, als für den, der sie zu empfangen hat".*) Ich fürchte, wenn ich mir dies Urtheil erlauben darf, Fürst Bismarck kennt die Juden nicht genug; er kennt sie wohl meist nur aus dem parlamentarischen Auftreten Einiger; da werden doch nur wenige Seiten sichtbar. Wäre es mir gestattet, ihn darauf hinzuweisen, so würde ich namentlich bemerken: Die Juden sind besonders dankbar, sehr dankbar.**) Charles Dickens, gewiß ein hervorragender Kenner des menschlichen Herzens, sagt von den Juden, „daß sie das dankbarste Volk der Erde seien." Dieser Zug der Dankbarkeit ist es auch zumeist, der die Juden zu geschworenen Freunden der Fortschrittspartei gemacht hat. Es ist ja das unbestreitbare Verdienst dieser Partei, daß sie den Kampf gegen den Antisemitismus allezeit kräftig und redlich geführt. Nicht blos um die Juden, um das Vaterland hat sie sich hier verdient gemacht, um die Würde der Parlamente, in denen Verletzung der Humanität nicht ohne Zurückweisung bleiben durfte.

Diese Dankbarkeit der Juden also in allen Ehren; ich aber wünsche ihnen von Herzen und ich meine das Vaterland darf von ihnen erwarten, daß der Geist der Dankbarkeit einen freieren und höheren Schwung nehme; daß wir nicht blos der jüngsten und kleinen Bewegungen, sondern der großen historischen Wandelungen dankbar gedenken, die wir seit zwei Menschenaltern im deutschen Volke erlebt haben. Höher hinauf und weiter zurück muß unser Blick auf das gerichtet sein, was wir

*) „Was heißt national?" S. 57.

**) Am meisten freilich gegen Nichtjuden; darin, wie in vielen anderen Zügen den Deutschen charakteristisch verwandt.

im deutschen Staate und im deutschen Volke geworden sind. Ich war ein Knabe von neun Jahren, als in der Provinz Posen das Cheder geschlossen und die vom Staate verordnete und überwachte Schule eröffnet wurde. Zu derselben Zeit sind die Väter naturalisirt, aus Geduldeten sind sie zu Bürgern geworden. Rasch haben wir Juden mit einer vielleicht beispiellosen Energie die fortan unzertrennliche Einheit mit der deutschen Volksseele errungen. Wie die deutsche Nation selbst ihre stolze Freiheit, ihre innere Einheit, ihr Selbstbewußtsein zuerst auf dem Gebiete des geistigen Lebens und erst viel später auf dem des politischen gefunden, so sind auch wir jüdischen Männer aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts zuerst und schnell in die innerliche Einheit des nationalen Geistes eingetreten, in deutscher Kunst und Wissenschaft aufnehmend und mitschaffend heimisch, durch deutsche Ideale und deutsche Arbeitsformen zu Gliedern der deutschen Volksseele und des Volksgemüths geworden. Auch in das politische Leben sind wir allmählich hineingewachsen; „stufenweise hatte man schon vorher uns den Kreis der Pflichten erweitert und veredelt, vom „Leibzoll" bis zum höchsten vaterländischen Dienst mit Leib und Leben; aber jede neue, jede höhere Pflicht haben wir als ein heiliges Recht erworben, als ein hohes Lebensgut gefeiert".*)

Die Pflege patriotischer Gesinnung hatten sich unsere Väter angelegen sein lassen; hier in Berlin hatte die „Gesellschaft der Freunde" seit ihrer Begründung im Jahre 1792 bei jeder Gelegenheit patriotische Gesinnung bekundet und befördert; sie war eine Art von Erbtugend. Dieser Zug des aufrichtigsten, weil auf religiösem Grunde ruhenden Patriotismus ist eine der ehrwürdigsten Erscheinungen im Leben der Juden, welche zu verhöhnen (wie neulich geschehen) ein Zeichen äußerster Verwilderung im Parteifanatismus ist.

Und wie sind die Juden ihrerseits vorgegangen, um die politische Gleichberechtigung zu erlangen? Wieder und wieder

*) „Was heißt national?" S. 73.

haben sie an die Gerechtigkeit des deutschen Volkes, haben sie an die Mehrheiten appellirt, welche dann unter Zustimmung der Könige und Fürsten bei der Schöpfung der Verfassungen die Unabhängigkeit der bürgerlichen Rechte von dem Glaubensbekenntniß gewährleisteten.

Zuletzt sind wir gemeinsam mit den andern Bürgern des Landes auch in die volle und freie Theilnahme an dem öffentlichen politischen Leben eingetreten. Hier nun, meine ich, sollen wir uns als echte, treue, dankbare Söhne bewähren. „Daß wir an dem letzten, höchsten Bildungsact des deutschen Volkes, bei der Aufrichtung des Deutschen Reiches, in jedem Sinne und in vollem Maße bereits Theil nehmen durften, ist für uns ein stolzes Bewußtsein, eine unvergleichliche Befriedigung.“*) An der Erhaltung, an dem Weiterbau dieses Reiches in rüstiger, ringender Arbeit Theil zu nehmen, ist eines jeden Deutschen, ist aber noch besonders und vorzugsweise der deutschen Juden heilige Pflicht. Darum, meine ich, sollen auch wir zumeist zu den friedlich arbeitenden, zu den positiv thätigen, zu den schöpferisch wirkenden Parteien uns stellen. Wohl bedarf es zum Gedeihen des Ganzen auch der scharfen Gegensätze, bedarf es der Kritik, bedarf es der Opposition. Aber nicht gerade wir sollen das leidige Geschäft der Kritik und der Opposition besorgen. Mit heißem Bemühen müssen wir, gerade wir Juden danach trachten, zu den schaffenden und gestaltenden und nicht zu den unzufriedenen und verdrossenen Elementen im Staatsleben zu gehören.

Und nun will ich auch noch, so gut es in aller Kürze geschehen kann, sagen, von welchem Grundgedanken wir dabei geleitet, und von welcher Stimmung unser Gemüth beherrscht sein sollte.

In die specielle Discussion politischer Fragen trete ich dabei nicht ein; nicht einmal der Gründe will ich gedenken, welche mich bewogen haben, auch meine Stimme für das

*) Oben S. 79.

Septennat zu erheben. Als die bewegenden Gedanken der entscheidenden Mehrheit der Nation sind sie ja hundertfach und siegreich erörtert.

Seit ich meine Erstlingsschrift „Ueber die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland; eine rechtsphilosophische Abhandlung. Berlin 1850" veröffentlichte, war ich im Dienste meiner speciellen Wissenschaft, der „Völkerpsychologie", und meiner Vorlesungen an der Universität über „Psychologie des Staatslebens" genöthigt, über politische Fragen mit Fleiß und Eifer nachzudenken. Ich habe nach einer anderen Methode, auch, wie der Wissenschaft ziemt, ruhiger, freier darüber denken müssen, als diejenigen, welche für einen Tag auf den anderen darüber denken, sie mögen nun Staatsmänner, Journalisten, oder gar Wahlagitatoren sein. Vielleicht wird man es nicht unbescheiden finden, wenn ich jeden von diesen in seiner Denkart lasse, aber auch für mich die Freiheit in Anspruch nehme, auf meine Weise zu denken und mir meine politische Ansicht zu bilden. Eine solche lege ich nun meinen Glaubensgenossen vor, und jeder mag daraus nehmen, so viel zu nehmen er befähigt und gewillt ist.

Menschliche Dinge bedürfen alle der fortschreitenden Verbesserung; politische nicht am wenigsten, denn sie sind der Erfolg höchst mannigfaltiger widerstreitender Kräfte, sehr verschiedener idealer Mächte und auch ihres Gegentheils. Blicke ich nun aber auf das Deutsche Reich als Staatsgebilde, vergleiche ich es mit allen anderen Staaten der Gegenwart oder auch der Vergangenheit, dann meine ich, daß es mit den besten sich mindestens messen kann. Ein Staatsleben nach den Normen und in den Grenzen der Deutschen Reichsverfassung ist so sehr wie irgend ein anderes vollkommen geeignet, die eigentliche Aufgabe des Staates zu erfüllen, d. h. allen sittlichen Ideen und allen Culturinteressen die sichere Stätte des Gedeihens zu bereiten. „Unser Staat ist zu einem in erstaunlicher Harmonie spielenden System des reichsten und regsten Lebens, zu einem wunderbaren Gefüge realisirter Gerechtigkeit geworden; nach

langer Sehnsucht und in unerhört gewaltigen Thaten ist er erwachsen." *)

Auch innerhalb dieser Verfassung gibt es noch strittige Aufgaben genug, über deren Lösung der Eine so und der Andere anders denken mag. In der ringenden Arbeit mögen die Parteien ihre Kräfte messen und sie redlich, nicht zu Lügen, Verdrehungen und ausschließlich negativen Coalitionen verwenden. Darin aber sollen alle Parteien einig sein, das Reich durch ihren Rath und ihre That so stark und sicher wie immer möglich zu machen. Nach außen gewiß. Hier gilt es sogar in vielen Fällen Opfer zu bringen, auch das schwerste Opfer, das seiner Meinung, sobald man nur überzeugt ist, daß durch dieses Opfer eine Stärkung des Reichs herbeigeführt wird.**)

Aber auch nach innen. Die Absicht, eine Regierung um irgend eines Parteiinteresses willen zu schwächen, bleibt immer ein politisches Unrecht und meist eine Unklugheit. Eine starke Regierung wird immer mehr fähig und geneigt sein, das wirkliche Heil des Staates unbefangen zu prüfen, alle Meinungen mit Wohlwollen aufzunehmen, die streitenden Interessen mit Gerechtigkeit auszugleichen. Jede starke Regierung hat es leichter eine gute Regierung zu sein, jede schwache wird leichter zu einer schlechten. Eine Regierung durch den Hochdruck einseitigen Parteiwillens gefügig machen, heißt sie verderben.

In diesem Deutschen Reiche nun sollten die liberalen Parteien die eigentlichen conservativen sein. Denn wessen Ideale sind in demselben erfüllt? In den Wünschen der hoch-

*) Diesen Satz, den ich in jedem einzelnen Wort, auch bei der Vergleichung mit allen anderen Staaten Europa's zu vertreten bereit bin, habe ich nicht heute verfaßt, sondern am 22. November 1884 ausgesprochen. Dort, in der Festrede auf Schiller, gehört er zur Einleitung eines Gedankenganges, welcher höhere ideale Forderungen an die geeinigte deutsche Nation im Geiste Schiller's zu begründen sucht. Siehe „Schiller und die Schillerstiftung. Zwei Reden von Prof. Dr. M. Lazarus. Leipzig und Berlin, 1885", W. Friedrich, S. 52 ff.

**) Darüber, daß durch das Septennat jedenfalls eine Stärkung des Reichs herbeigeführt werde, bestand wohl kaum irgend ein Zweifel.

conservativen Partei hat es doch wahrlich nicht gelegen, ein einiges Deutschland, mit Preußen an der Spitze, ein Reichsparlament aus allgemeinem Wahlrecht, ein einheitliches Recht für Alldeutschland, die bürgerliche Gleichstellung aller Confessionen u. s. w. zu schaffen.

Jetzt gehen die Conservativen mit der Regierung. Viele von ihnen vielleicht in der Hoffnung, von diesen Errungenschaften etwas abzubröckeln, hie und da eine Reaction zu bewirken. Wir aber, wir Liberalen alle, und die liberalen Juden zumeist sollten mit der Regierung gehen, sollten ihre feste Stütze bilden, um unsere in allem Wesentlichen erfüllten Ideale im Bestande zu sichern und den weiteren Ausbau zu ermöglichen. Uns am meisten muß die Stärke des Reichs, die Stärke der Regierung am Herzen liegen, unter deren Führung die deutsche Nation in einem Menschenalter erreicht, was sie durch Jahrhunderte vergeblich ersehnt hat.

Soll die Regierung ihre Stütze dauernd auf der andern Seite suchen? Die Verkehrtheit ist so ungeheuerlich, daß sie unfaßbar wäre, wenn man nicht wüßte, wie sich die doctrinäre und traditionelle Rechthaberei, die Klügelei und Krittelei Schritt für Schritt fester verrannt, wie der Krebsschaden einer sterilen Verneinungsmaxime weiter und weiter um sich gefressen, um einem beträchtlichen Theile der Liberalen alle positive Mitarbeit an dem wirklichen Staatsleben unmöglich zu machen.

Und nicht blos in unserem Gedanken, in der Methode unserer thatkräftigen Theilnahme am schöpferisch gestaltenden politischen Leben, auch in der Grundstimmung unseres Gemüthes dem Staate gegenüber sollten wir uns ändern. O, ich kenne im Voraus alle die afterweisen, wegwerfenden Titel, welche von den Verbissenen und Verbitterten jedem Worte aufgeheftet werden, das wie Zufriedenheit, Befriedigung klingt. Mögen sie!

Wenn sich ein Geschichtschreiber über etwas wundern könnte, dann würde der des Deutschen Reiches in den ersten 20 Jahren seines Bestehens sich höchlich verwundern über die

Unzufriedenheit und Verdrossenheit namentlich der liberalen Parteien. Seit lange habe ich im Deutschen Reiche jede Freudigkeit und Befriedigung an all dem Großen, das erreicht ist, schmerzlich vermißt. Desto schmerzlicher, weil mit jener Freudigkeit auch der Schwung der Seele fehlt, welcher der gewaltigen Aufrichtung des Reiches hätte folgen sollen. Daran sind nicht am wenigsten unsere Staatsmänner schuld, die sich allzubald und allzutief in den Parteihader haben hineinziehen lassen. Jeder vielleicht gewissenhaft auf deutsche Art nach dem Rechten suchend, haben sie den Verzicht auf Rechthaberei nicht gefunden, der nur aus dem freien und stetigen Blick auf das Ganze hervorgeht.

Männlicher Besonnenheit ziemt es, nicht zu vergessen, daß andere Parteien andere, ja entgegengesetzte Wünsche, entgegengesetzte Interessen haben. Wenn jede Partei nun bei ihrer Meinung beharrt, wenn sie es als ihre Pflicht und als ihren Ruhm ansieht, nicht zu weichen und nicht zu wanken von der eigenen Meinung, dann muß ja die herbeigeführte Entscheidung nothwendig eine gewaltsame werden. Wenn jeder von zweien nur Widerstand, und nichts als Widerstand leistet, dann leisten beide zusammen Nichts. Wie die Staatskunst eine friedliche, eine objective Ausgleichung der entgegenstehenden Interessen anzustreben, wie sie vor Allem darin sich zu bewähren hat, daß mitten unter allen Strömungen und Gegenströmungen der parteiischen Meinungen, Interessen und Gelüste die Verfassung aufrecht erhalten, das gegebene Gesetz erfüllt wird; wie sie namentlich zwiefach durch Belehrung über die wahren und gemeinsamen Interessen und durch die Fähigmachung immer höhere und edlere zu vertreten, die Volkstheile in den Frieden mit einander zu bringen hat, das auch nur flüchtig zu erwägen, würde hier unmöglich und ohne lange Gedankenreihen unverständlich bleiben.

Was aber jedem Bürger offen und klar vor Augen liegt, ist das Eine: die Zufriedenheit einer Partei darf nicht davon abhängig sein, daß ihre eigene Meinung allein zur Geltung

kommt; denn daraus würde mit zwingender Nothwendigkeit folgen, daß zu jeder Zeit der größte Theil des Volkes unzufrieden sein müsse. Und das ist die größte politische Thorheit; wer sie hegt und fördert, der begeht ein Verbrechen an dem sittlichen Bestande des Volkes. Darum wünsche ich meinen Glaubensgenossen, daß es ihnen gelingen möge, einen neuen politischen Grundgedanken zu fassen und eine neue Gemüthsstimmung für das Deutsche Reich zu erringen, für das Reich, welches nach den siegreichen Kämpfen erstanden, in denen auch das Blut unserer Väter und Brüder geflossen ist. Mindestens aber sollen sie in Erwägung ziehen, ob es mit ihrer bürgerlichen Pflicht vereinbar ist, mit verbundenen Augen in der Tretmühle der fortschrittlichen Opposition ihre Kräfte an ein unnützes Beginnen zu verschwenden.

Auf Entstellung und Verzerrung meiner Gedanken bin ich gefaßt; ich habe sie auch 1879 und 1880 erfahren und ertragen.

Euch aber, meine Glaubensgenossen, rufe ich zum Schluß noch einmal zu: rafft Euch aus Eurer Verbitterung und Verbissenheit auf; das ist nicht die Zeit und nicht die Weltlage, um der antisemitischen Hetzereien und Quälereien zu gedenken; das ist nicht die Zeit und nicht die Weltlage, um in einer völlig unfruchtbaren Opposition, in Rechthaberei und zanksüchtiger Parteiung zu verharren; sondern bleibet eingedenk der Worte, die ich am 16. December 1880 unter der freudigen Zustimmung jener großen Versammlung ausgesprochen*) und welche wir durch die That zu bewähren haben: „Die deutsche Sprache ist unsere Muttersprache, das deutsche Land ist unser Vaterland; wie wir deutsch reden und denken, wie unsere Seele durch deutsche Dichtung und Wissenschaft erfüllt und gebildet ist, also wirken wir mit Geist und Herz, nach dem Maße unserer Kraft, an deutschen Werken; die Größe, Hoheit und Macht der deutschen Nation ist die Sehnsucht unseres Gemüths."

Berlin, den 3. März 1887.

*) „Unser Standpunkt", S. 133 f.

Zwei Reden

auf

Moſes Mendelsſohn

zur Gedenkfeier ſeines hundertjährigen Todestages,

I. am 4. Januar 1886 im Friedericianum zu Deſſau,

II. am 11. Januar 1886 in „Geſellſchaft der Freunde“ zu Berlin gehalten.

I.

Hochgeehrte Anwesende!

In jeder Versammlung von gebildeten Frauen und Männern, zumal in Deutschland, an welche ein Redner sich heute wendet, darf er sicher sein, aus der Seele seiner Zuhörer zu sprechen. Längst Empfundenes klingt ihm als Echo aus den Gemüthern entgegen. Aber Neues zu bieten darf er nicht hoffen. Denn verschieden von andern großen Menschen ist der Mann, den wir feiern, wesentlich dadurch, daß sich das Urtheil über ihn nicht mit den historischen Ereignissen, Zeiten und Personen ändert; seit er von uns geschieden, ist das Urtheil über ihn dasselbe geblieben und wird es bleiben. Wie er selbst den historischen Forschungen abgeneigt, jeder historischen Betrachtung der Dinge fern, durch eine solche weder gefördert noch gehemmt wird, so hat auch die Geschichte keine Macht für, noch gegen ihn. Er ist nur zu betrachten aus dem Gesichtspunkte seines großen Vorgängers Spinoza, sub specie aeterni. Das ist sein Ruhm und das ist seine Schranke. Das geschichtslos gleichmäßige Urtheil wird auch für alle folgenden Zeiten bestehen und nur, je nach ihrem Charakter, bald etwas mehr von Dankbarkeit, bald von Mahnung erzeugen. Sein Leben, Schaffen und Wirken ist auf das rein Menschliche, auf das zeitlos Werthvolle, auf das in der Natur des Menschen selbst Gegründete gerichtet. Dagegen sein Sein, sein Werden und sein Können sind völlig vom Geschichtlichen seiner Zeit und seiner Person bedingt. Selten werden wir einen hervorragenden Menschen

antreffen, in welchem der Gegensatz so scharf und schneidend sich vollzieht, wie in Mendelssohn; seine Eigenart, seine Entwickelung, seine Anspannung und seine Erfolge sind völlig auf das Zeitlose gerichtet, auf das Ewige des Menschenthums und doch so ganz und gar Schritt vor Schritt von den historischen Umständen bedingt.

Wohl hat der erste Herr Festredner mit vollem Recht hervorgehoben: das Beste verdankt er sich selbst. Wie alle großen Menschen im Grunde genommen das Beste sich selbst verdanken; wäre dies nicht der Fall, dann wüchsen sie nicht hinaus über das, was die Gesammtheit, der sie angehören, ihnen gibt, dann wären sie nicht im Stande, die Volksseele zu bereichern, sie zu erheben und zu vertiefen. Dennoch ist das Beste, was sie sich selbst verdanken, nicht ihr Eigenthum, dennoch ist auch dieses Beste, welches ein Individuum in sich hat und erhebt und ausbildet, das Erzeugniß der Gesammtheit, aus welcher es stammt. Wir Anderen, wir kleinen Menschen, wir gleichen nur den — allerdings vom Gesichtspunkt der Nützlichkeit außerordentlich wichtigen — Pflanzen, welche im Jahre aufsprießen und mit dem Jahre wieder vergehen, den Lebenden aber die Nahrung gewähren. Die großen Menschen aber gleichen der immer wieder von Neuem sich verjüngenden Blüte an den alten ständigen Pflanzen, welche wohl Jahrhunderte und Jahrtausende dauern. Die ausdauernde, weithin zielende Kraft eines nationalen, eines Gesammtgeistes, erneuert ihren eigenen Trieb und ihre Blüte durch die Individualität seiner führenden und schaffenden Genossen. Wollen wir die Individuen verstehen, so dürfen wir sie nicht als Individuen, sondern als Glieder der Gesammtheiten auffassen.

Eigenthümlich ist der Geist Mendelssohn's wesentlich darin, daß Naturanlage, ererbter Antrieb und historische Umstände überall vereinigt erscheinen. Es gibt nichts, das er geschaffen, es gibt kaum eine Handlung, die er vollbracht hat, in welcher nicht alles zusammen und auf einander wirkt. In Allem, was er thut, finden wir den Deutschen, in Allem den Juden,

in Allem den schulfreien Autodidakten; in Allem finden wir den Sanften, Gemüthvollen, Innigen, in Allem den Gemessenen und Gelassenen, den nach Formvollendung Strebenden. Welche Ereignisse auch ihm begegnen, beglückende und bedrückende, alle Umstände, welche sich ihm darbieten, sie werden von ihm nicht blos passiv als Erlebnisse erfahren, sie werden auch nicht blos als Erfahrungen benutzt, sondern sie werden zur Quelle einer besonderen Energie. Widriges oder Förderndes, Erhebendes oder Peinliches, Alles wird zu einer Quelle der Energie, aus welcher Ereignisse fließen, welche von Neuem zu Erfahrungen und Schöpfungen führen. Vielleicht darf man ihn deshalb vor Vielen als ein Genie der Lebensführung bezeichnen.

Von den mannigfachen, entgegengesetzten, aber gleich einflußreichen, seine Wirksamkrit zu seinem Erfolge bestimmenden Verhältnissen nenne ich nur auf der einen Seite die Freundschaft mit Lessing, auf der andern die Begegnung mit Lavater und Jacoby; auf der einen den allgemeinen Aufschwung des Geistes in seiner Zeit, die vielseitige Erhebung der deutschen Volksseele unter der mächtigen Wirkung und Führung Friedrich's des Großen, und auf der anderen Seite die bürgerliche Stellung der Juden, die diesen Namen freilich nur durch den Gegensinn des Wortes verdient; nur lucus a non lucendo eine bürgerliche Stellung.

Alles dieses wirkt und wirkt auf gleiche Weise, je eine neue Energie in seinem Wesen zu fördern. Dieser genialen Lebensführung, glaube ich, verdankt er am meisten die stufenweise, aber ungewöhnlich schnell fortschreitende Anziehung, welche er auf sein Zeitalter ausübt. Er hat nicht lange gelebt und dennoch einen Reichthum der Lebensbeziehung gewonnen, wie er wohl in der Geschichte selten bei einem, zu seiner Zeit bei keinem Menschen vorgekommen, denn keiner stand so wie er in der Mitte zwischen den entferntesten Gegensätzen. Erinnern wir uns, daß fast alle diese Beziehungen zu wahrhaft intimen werden, daß sie den Geist anregen oder herausfordern und daß sie sein Gemüth in Bewegung setzen; hier Beziehung zum Erb-

prinzen von Braunschweig, dort die zu irgend einem hergelaufenen polnischen Juden, der der Orthodoxie entflieht, um der Philosophie nachzujagen; die Beziehung zur königlichen Akademie der Wissenschaften und die zu kleinen jüdischen Gemeinden der Schweiz oder Mecklenburgs, die sich an ihn wenden. Personen und Gesammtheiten also der verschiedensten Art sind auf gleiche Weise in fortwährender Verbindung mit ihm, in fortwährend steigender, in immer mehr huldigender, aber auch strenger und anspannend fordernder Weise. Was ist's denn nun, was war's denn in Mendelssohn, was so anziehend, was so vielseitig anziehend war, daß sein ganzes Zeitalter hingerissen wurde? Schon bei seinen Lebzeiten hat man den Punkt herausgefunden, der immer bestehen bleiben wird, nur daß wir ihn allmählich noch deutlicher erkennen. Ueberall beginnt die Beziehung zu ihm mit Verwunderung und geht dann über in Bewunderung. Zunächst ist es das Erstaunen über irgend eine Leistung, welche von ihm kommt; es ist das völlig Unerwartete, gleichsam Unglaubliche; bald aber verwandelt es sich in einfache Bewunderung dieser Leistung. Aber war man mit der einen Richtung seines Wesens und Wirkens vertraut, bald wiederholte sich das gleiche Spiel an seiner Person oder an der Sache, die er betrieb; und so geht es fort, eigentlich durch sein ganzes Leben.

Aber verwundern oder bewundern: darin steckt immer etwas von Wunder. Das wird der Betrachtung Moses Mendelssohn's am wenigsten zugesagt haben; nichts von Wunder; Erklärung aus psychologischen oder ethischen Gesetzen. Wollen wir ihm wahrhaft huldigen, so dürfen wir nicht bei der Huldigung stehen bleiben; sind wir doch außerdem fortwährend, wenn wir über Mendelssohn reden, in einer gewissen Gefahr, daß die in ihm verkörperte Idee der Bescheidenheit meuchlings mit sich selbst in Widerspruch geräth. Versuchen wir es, seinem Geiste darin nachzugehen, daß wir das Wunder bei Seite lassen, vielmehr darnach trachten, gesetzmäßige Anknüpfungen zu finden, um sein Wesen zu erläutern.

Kant hat einmal die vortreffliche Bemerkung gemacht: man kann einen Menschen nur bessern, wenn man an das Gute anknüpft, welches in ihm noch ist, und man kann einen Menschen nur aufklären, wenn man an die Intelligenz anknüpft, welche in ihm vorhanden ist. Allerdings trat Moses Mendelssohn etwa in seinem fünfundzwanzigsten Jahre plötzlich als deutscher Schriftsteller aus der Masse derer hervor, welche nicht die deutsche Sprache in ihrer Reinheit und Lauterkeit zur Muttersprache hatten, sondern einen kraus gemischten Jargon. Als ein deutscher Schriftsteller erscheint er in der Laufbahn, rein deutsch und vollkommen deutsch; in so gutem Deutsch, wie man es damals überhaupt schreiben konnte. Das erregte Verwunderung. Was kann es gegeben haben in diesem jungen Leben? Woher der Antrieb, aus den Tausenden und Abertausenden heraus und in den Kreis der deutschen Schriftsteller einzutreten und sich eine schöpferische Stellung in ihm zu erwerben?

Es fehlte nicht an Anknüpfungen. Mit Abschreiben hat er sein dürftiges und kärgliches Leben in der ersten Zeit in Berlin gefristet. Es ist nicht gleichgültig, was er abgeschrieben hat. Er schrieb den Jerusalemischen Talmud ab, welchen sein ebenfalls berühmter Lehrer, Rabbi Fränckel, herausgab und welcher in Deutschland noch nicht gedruckt war. Nun, was hat Mendelssohn daraus gelernt? Daß die Juden schon zu anderen Zeiten als Folge des Exils das große und schwere Unglück gehabt haben, einer Mischsprache zu verfallen. Dieser Talmud zeigt ihm eine neue Steigerung dessen, was ihm schon aus dem babylonischen Talmud bekannt war; bei allem Scharfsinn in der Strenge und Bestimmtheit der Begriffe eine elende, formlose und verkommene Mischsprache aus hebräischen, chaldäischen und syrischen Elementen, denen sich lateinische und griechische Volks- und Kunstausdrücke beigesellt haben. An dem Vergleich mit dem reinen, classischen und poetischen Idiom der Bibel schärft sich sein Sprachsinn und bildet sich sein Stilgefühl. Aber derselbe Mendelssohn hat schon früher, schon

als Knabe von vierzehn Jahren — das sind allerdings individuelle Thatsachen, die man genau merken muß, um eine so eigene Natur zu erkennen und ein so verwunderliches Ereigniß ihrer Bildung begreifen zu können — derselbe Knabe hat mit vierzehn Jahren bereits das Buch des Maimonides: „Der Führer der Verirrten", gelesen, und zwar in einer hebräischen Uebersetzung; aber er wußte, daß dieses Buch ursprünglich arabisch geschrieben war. Maimonides also, diese „große Leuchte" der Juden des Mittelalters, der von allen Juden des letzten Jahrtausends am meisten Bewunderte, Angestaunte sprichwörtlich Gewordene, hat sein Hauptwerk arabisch geschrieben. Also religions-philosophische Bücher schreibt man in der Landessprache; das war eine einfache Thatsache. Nun denken wir uns Beides: einen jungen Menschen, welcher mit vierzehn Jahren ein religions-philosophisches Werk liest, das uns, wenn wir dreimal vierzehn Jahre alt, immer noch große Schwierigkeiten darbietet, welcher zugleich die Thatsache vor sich hat: dieses Werk ist arabisch, d. h. in der damaligen Landessprache geschrieben. Wenn Mendelssohn Maimonides werden will — denn das war das schüchtern geträumte, ersehnte, höchste Ideal von Jahrhunderten — jeder jüdische Knabe von Geist wollte ein Maimonides werden — dann muß er künftig in der Landessprache schreiben können.

Und nun lernt er Deutsch und er verliebt sich in die deutsche Sprache; denn nur so kann man sein Verhältniß zu ihr bezeichnen. Er fühlt und begreift sehr bald, und wie er englisch und lateinisch zugleich und dann auch französisch lernte, erkennt er auch immer mehr, daß die deutsche Sprache am meisten geeignet ist, das Dunkel der Begriffe zu erhellen, das Licht der Maimonidisch-Aristotelischen Gedanken widerzustrahlen. Seiner heißen Liebe, seiner glühenden Sehnsucht darnach entspricht die Meisterschaft, die er erlangt. Anstatt aller anderen Urtheile über seine sprachliche Meisterschaft, namentlich in der philosophischen Darstellung, führe ich einen classischen Zeugen an. Nach diesem begehren wir keine anderen zu hören; ich

meine Kant. „Man soll", sagt er, „so wenig allen Verfassern einen Stil, als allen Bäumen eine Rinde wünschen; aber dennoch scheint uns Mendelsohn's Schreibart für die Philosophie die zuträglichste zu sein. So frei von aller Sucht nach blendendem Schmuck und doch so elegant; so scharfsinnig und doch so deutlich; so wenig auf Rührung dem Scheine nach arbeitend und doch so eindringend. Wenn sich die Muse der Philosophie eine Sprache erkiesen sollte, so würde sie diese Sprache wählen." Und ein andermal: „Es sind wenige so glücklich, für sich und zugleich in der Stelle Anderer denken und die ihnen allen angemessene Manier im Vortrage treffen zu können. Es ist nur ein Mendelssohn."

Seine Leistung als deutscher Schriftsteller ist häufig besprochen, und auch was er damit zur Vorbereitung für die classische Epoche unserer Dichtung geleistet, ist rühmend hervorgehoben worden. Auch daß es nicht blos die Schönheit der Sprache, sondern ihre Freiheit von jeglichem Schulzwang ist, und daß diese wiederum mit seinem Lebensschicksal zusammenhängt, hat man wohl erkannt. Er ist kein Gelehrter von der Schule, er hat kein gelehrtes Amt, er lebt nicht von der Bildung Anderer und dem geistigen Schaffen, er steht frei den Dingen gegenüber, daher denn die schneidige und auf die Nachfolger belebend wirkende Kritik gegen das Schul- und Zunft-, es sei gestattet hinzuzufügen Zopfmäßige, so daß Gervinus, der sonst nicht gerade günstig auf Mendelsohn zu reden ist, doch hervorzuheben weiß, daß „dieser eigenthümlichen Auflehnung gegen die Schule, diesem unmittelbaren Leben, diesem praktischen Takte in seiner weiteren Verbreitung die ganze Regeneration unserer Litteratur zu danken ist". Der Erfolg besteht im Aufschwung nicht blos der Poesie, sondern der Lebensweise, des inneren geistigen Daseins überhaupt. Nicht mehr steht in der Volksseele auf der einen Seite das rohe und rauhe Leben mit seinen Forderungen und auf der anderen eine fast erfolg- und wirkungslose geistige Arbeit in der Schule; sondern ein wirkliches Durchdringen des Lebens mit dem Geiste beginnt und

eine wirkliche Erhebung des geistigen Thuns durch die volle und warme und schöpfungskräftige Lebendigkeit.

Wie wichtig und wie schwierig zugleich es war, der deutschen Sprache die Kraft und Kunst der freien wissenschaftlichen Darstellung zu geben, dafür können wir Thatsachen und Beweis aus der gleichen Quelle schöpfen. Sie fließt in jenen köstlichen „unvorgreiflichen Gedanken zur Verbesserung der deutschen Sprache" von Leibniz. Dreißig Jahre vor Geburt Mendelssohn's sind sie geschrieben, naiv und unbeholfen, köstlich ungeschickt in Bezug auf die Form, aber fein im Gedanken und sehnsüchtig vor allem darnach, daß auch die eigene Sprache zu einem Organe umgebildet würde, um philosophische Gedanken darin auszudrücken; sehnsüchtig besonders deshalb, weil in Wahrheit innerhalb der deutschen Schreibweise sich damals genau dasselbe findet, was Mendelssohn in seinem eigenen Geiste zu beklagen und zu überwinden hatte: Misch-Masch, Jargon, zusammengeschweißtes Französisch und Deutsch mit etwas Lateinisch dazwischen und vielleicht auch etwas Englisch. Dem tritt Leibniz in jener Abhandlung entgegen. Wir sehen auch, wie schwer es ihm wird, ihm, der so glänzend und so viel französisch geschrieben hat; gewaltig im Inhalt, gewaltig sogar in der suchenden Form legt er die Nothwendigkeit dar, einen rein deutschen, philosophischen Stil zu schaffen.

Vielleicht noch interessanter für diese Dinge ist eine andere einfache kleine Thatsache, welche man sich vergegenwärtigen muß, um den damaligen Stand der Dinge mit einem Schlage zu übersehen. Gotthold Ephraim Lessing hat seinen Laokoon ursprünglich französisch schreiben wollen, weil man das, was er zu sagen hatte, deutsch nicht sagen könne. Wenn man sieht, mit welchem Eifer Mendelssohn bei jeder Gelegenheit gegen die fremde und für die deutsche Sprache eintritt, kann man sich seinen Einfluß darauf denken, daß Lessing jenen flüchtigen Gedanken aufgegeben; zumal da Mendelssohn auch an den Grundgedanken des Inhalts so wesentlich betheiligt war, wie Hettner

schön erwiesen hat.*) So wurde denn der Laokoon deutsch geschrieben, und in ihm ist Alles, was philosophisch zu sagen war, so vollkommen gesagt, wie man es bisher im menschlichen Geschlecht überhaupt je hat sagen können. Nur beim griechischen Volke hat man es vielleicht noch eben so gut sagen können, und weil Mendelssohn Gleiches gesucht und erreicht hat, weil, wie Lessing mit Recht sagt, „Wahrheit allein echten Glanz gibt" — nannten manche ihn wohl auch den deutschen Plato.

Nicht blos dem Genius der deutschen Sprache, sondern des deutschen Geistes vertraut und huldigt er. Mit einer für jene Zeit erstaunlichen Klarheit erkennt er, daß „die Franzosen mit dem Witz, die Engländer mit der Empfindung, die Deutschen aber mit dem Verstande philosophiren", und von besonderem Tiefblick Mendelssohn's zeugt es, wenn er meint, daß die Metaphysik dem deutschen Volksgeiste etwas Eigenthümliches gebe. Die Wirkung seiner Schriften beruht deshalb auch darauf, daß er nicht das Bestechende, das Anziehende der Form sucht, sondern den Inhalt: Wahrheit und Weisheit anziehend und bestechend machen will.

Das ist's, was in vollkommenster Weise ihn die Form finden und treffen läßt. Die Gedanken, welche Mendelssohn vorbringt, sind weder grundstürzende, noch grundlegende. Er ist keiner von jenen systematischen Philosophen, welche neuen Gedankenrichtungen die Bahn öffnen. Aber er gehört doch zu denjenigen, deren Lebensziel darauf gestellt ist, die Menschen eine Stufe höher zu bringen. Daran hat er in verschiedenen Richtungen gearbeitet. In der ersten Zeit sind es vorzugsweise ästhetisch-psychologische Betrachtungen, die er führt. Es hat seinen innersten Grund darin, daß derjenige, der seiner eigenen Arbeit an sich selbst am meisten verdankt, um von Stufe zu Stufe emporzusteigen, daß mit einem Worte der in die Tiefe strebende Autodidakt am meisten auf Selbsterkenntniß gerichtet ist. Das Werden, Entstehen des

*) Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Gedankengehalts wird der am eifrigsten beobachten, dem er unter dem Einfluß des Zufalls zuströmt, und nicht in geordneter systematischer Schulung zugeleitet wird. Hatte doch Mendelssohn mit Ausnahme der persönlichen Einwirkung, etwa eines Lessing, keinerlei Schulung erfahren. Die inneren Gesetze der Entwickelung des Geistes selbst werden also die natürlichen Anziehungspunkte sein, denen er nachstrebt. Psychologische Analyse fesselt ihn früh und durch sein ganzes Leben; daß sie durch Locke und Leibniz angebahnt ist, erleichtert und bestärkt sein Streben. Seine ästhetischen Abhandlungen und psychologischen Untersuchungen zeichnen sich dadurch aus, daß sie sogar heute noch sehr lesbar sind. Es gilt das nicht von vielen philosophischen Schriften des vorigen Jahrhunderts, am wenigsten jener Zeit. Man liest sie mit Vergnügen, wie man in der Biographie großer Männer jene Zeit, in der sie noch keine großen Männer sind, ihre Jugendzeit, mit besonderem Vergnügen liest. Am wichtigsten waren jene analytischen Schriften, jenes Bohren nach den Quellen des Guten und Schönen im Menschen für seine persönliche Entwickelung, dadurch namentlich, daß er sich losgelöst hat von der großen, strengen metaphysischen Untersuchung, die bei ihm mit den Kinderjahren, mit dem Studium des Maimonides schon beginnt, auf der einen Seite — und von den ausschließlich religiösen Betrachtungen auf der andern.

Er gelangt durch die genaue und unmittelbare Beobachtung der schöpferischen Kraft der menschlichen Seele zur Natur, zur Frische, zur Energie. Diese schlichte, naive Energie, wie er selbst sie so köstlich gezeichnet hat! Ich erinnere an eine Stelle über das Wesen des Tragischen: „ . . . . weil wir die anscheinende Vollkommenheit in einem solchen Grade antreffen, daß sie gleichsam über Natur und Schicksal siegt, und den unerschrockenen Helden zeigt, wo wir den gebeugten, unter seiner Last seufzenden Menschen erwarten."

Auch im Entferntesten hat Mendelssohn nicht an sich selbst dabei gedacht, und dennoch hat er schlechthin treffend das

Verhältniß gezeichnet, in dem er selbst sich dem Urtheil der Zeitgenossen gegenüber befunden hat.

Was Schiller ein halbes Jahrhundert später in der Theorie zu beweisen suchte, das hat Mendelssohn bereits an sich, in seiner eigenen geistigen Lebensarbeit erfahren. Das Schöne sei nicht um seiner selbst willen da, sondern seine Aufgabe ist, die Vorstufe des Guten zu werden; was die menschliche Vernunft für sich allein an Macht entbehrt, um das Sinnliche zu überwinden, soll ihr durch das Schöne zugeführt werden.

Aber nicht die Schönheit allein, Schönheit und Wahrheit, beide erkennt er ihren Zwecken nach wesentlich darauf gerichtet, das Gute zu erzeugen. Wegen dieser ihrer Grundrichtung ist die Aufklärungs-Philosophie, welche in Mendelssohn einen der glänzendsten Vertreter hat, von einer so außerordentlichen Wirkung auf das vorige Jahrhundert in Deutschland gewesen; deshalb hat die Aufklärung in Deutschland etwas so ganz Anderes zu Wege gebracht als in Frankreich und England. Nicht Kritik und Negation sind ihr Ziel, sie sind kaum ihre Waffen; sondern die Herrschaft des Guten über Meinung und Glauben. Mendelssohn ist ein Aufklärungs-Philosoph, aber nicht blos mit Religion, sondern aus Religion. Ueberall handelt es sich darum, daß die Gedanken durchbildet, geklärt, daß sie zu Gemüthe geführt werden, damit sie ihre Wirksamkeit für die sittliche Veredelung der Menschen vollbringen.

Man hat in Bezug auf den „Phädon" die vielen Uebersetzungen hervorgehoben und die vielen Auflagen, die er erlebt hat; in der That eine damals ganz erstaunliche Verbreitung zumal eines philosophischen Buches in oder aus Deutschland. Aber es ist nicht blos diese Verbreitung. Diese haben andere Bücher auch erlebt: der „Candide" von Voltaire, das „Système de la nature" und selbst „L'homme machine". Nicht daß sie so sehr verbreitet waren, sondern daß sie es bei den Besten des Landes und bei diesen Besten nur aus den edelsten Gründen. Nicht die Lachlust, die Spottlust, die hochmüthige fade Frivo-

lität haben sie ergötzt, nur an die Thüren des Ernstes und der Würde haben sie gepocht.

Zahlreich und vornehm war damals in Deutschland die Klasse derer, welche nur französische Werke lasen, nicht blos von der Form, sondern auch vom Inhalt gefesselt wurden. Ihnen trat Mendelssohn mit seinem schlichten, aber anziehenden, gewandten, aber tiefen Ernst des Gedankengangs entgegen. Für alle Guten war er unwiderstehlich und in den höchsten Kreisen der Gesellschaft hatte er seine wärmsten Verehrer.

Ueber „Phädon" oder die „Morgenstunden" irgend ein litterarhistorisches oder philosophisches Urtheil auszusprechen, halte ich nicht für angemessen; ein Wort von Herder mag genügen, den Eindruck zu vergegenwärtigen, den sie damals auf die Edelsten hervorgebracht haben: „Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menschen, Moses ist der philosophische Schriftsteller unserer Nation, der sie mit der Schönheit des Stils vermählt. Ja, er ist's, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiß, als hätte es die Muse selbst gesagt."

Bei den Anregungen, welche Mendelssohn zur philosophischen Thätigkeit überhaupt hatte, darf Spinoza nicht vergessen werden. Auch Lessing erwartet deshalb in jenem denkwürdigen Brief an den Ritter Michaelis als Erwiderung auf dessen Kritik des Schauspiels „Die Juden" — welchem er Mendelssohn's in einen Brief an Dr. Gomperz eingekleidete Vertheidigung eingefügt hat —, daß dieser ein zweiter Spinoza werden möchte.

Freilich grundverschieden blieben beide, obwohl sie aus gleichem Grunde hervorgingen. Spinoza war ein einsamer, aufragender Kegel, wenn Sie wollen ein Vulkan, an dessen Abhängen freilich Goethe die Rebengelände seiner köstlichen Poesie gedeihen lassen konnte, der aber gelegentlich auch bei mangelhaftem Verständniß mit seinen gewaltigen Lavaströmen des Materialismus und des Fatalismus zerstörend wirken konnte.

Mendelssohn ist ein friedliches deutsches Gebirge, mit allen idyllischen Schönheiten vorzugsweise geziert, oder, wenn Sie wollen, wie der Libanon, aufreichend zwar in die Schnee-

region, aber schön bewaldet und belebt, auf ihm wachsen die Cedern, aus denen das Gotteshaus gebaut wird. Nach den Anregungen durch Maimonides und Spinoza ist es aber das specifisch Deutsche, was am allermeisten in seinen Gedanken hervortritt. Wiederum nicht so, als ob der ganze Gedanke aus ihm allein käme: es ist historischer Boden, auf welchem er auch hier steht; nicht blos die individuelle historische Grundlage seiner philosophischen Studien hat er in Leibniz und Wolf, denen er eine unbegrenzte Verehrung widmete, gefunden. Höher schätze ich noch, daß neben aller individuellen Klarheit und Bestimmtheit seines Denktriebes, ihm der allgemeine Zug des deutschen Geistes vorgeleuchtet. Auf germanischem Boden hat die Weltgeschichte, die Geschichte der Menschen, zum ersten male die Thatsache erlebt, daß eine große Umwandlung und Befreiung der religiösen Anschauungen zu gleicher Zeit mit einer religiösen Vertiefung derselben sich vollzog, eine Revolution des Geistes mit einer größeren Religiosität verbunden; daß nicht die negativen Mächte, welche gegen die Religion wirken, eine Wandlung herbeiführen, sondern daß die Religion selbst ihre eigene Revolution vollzieht. In Luther wirkte die Macht des Glaubens; aber nicht die düstere romanische Glut, sondern die lichte germanische Flamme, die Flamme, in welcher Licht und Wärme mit gleichen Kräften spielen.

Dieser Trieb der Fortbildung der Gedankenwelt aus und für Religiosität, er lebte auch in Mendelssohn. Daß er bei allem Philosophiren ein wahrhaft religiöser Mann war im eigentlichsten und engsten Sinne des Wortes, das sehen wir aus seinem Verhalten zu den Psalmen, das man mit Luther's Einleitung in dieselben vergleichen mag.

Nicht mit Absicht, wie ein Schriftsteller, setzt er sich hin, um die Psalmen zu übersetzen; sondern wenn die Lebenslage, wenn die Ereignisse des Tages ihn drängen, das, was sein Gemüth bewegte, vor sich zu sehen in jenen allgemeinen poetischen Gedanken, wie der königliche Sänger vergangener Zeiten sie dargestellt, dann vertieft er sich in je einen Psalm; erfährt er nun aus dem hebräischen Originale dessen Wirkung an sich selbst,

so versucht er, ihn ins Deutsche so zu übertragen, daß die gleiche Wirkung auf den deutschen Leser erzielt werde. Dann, wenn er diese Uebersetzung seinen Freunden vorliest, „glänzen die Thränen in seinen Augen". Die eigene innere Erhebung, die er bei seinen persönlichen Beziehungen erlebt, ist es, die ihn zu dieser schöpferischen Thätigkeit führt; es ist das religiöse Gemüth, welches auch hier in ihm arbeitet.

Alles in Allem aber, hochverehrte Versammlung, wird man jetzt und in Zukunft immer wieder auf das Eine zurückkommen: was Moses Mendelssohn groß, bewunderungswürdig, was ihn in seiner Welt im eigentlichsten und höchsten Sinne des Wortes so anziehend gemacht hat: das ist sein sittlicher Charakter.

Wir wollen damit nichts Kritisches gegen Andere sagen: fern bleibe hier Alles, was hart und peinlich ist für unsere allgemeinen Erwägungen, über das Verhältniß der schöpferischen Leistungen auch großer Menschen zu ihrer sittlichen Unvollkommenheit. Wir messen in der Welt historischer Ereignisse die Leistungsfähigkeit der Menschen nicht nach ihrer sittlichen Gesinnung. Wir wollen froh sein, daß so viel Hohes, Vorzügliches, Werthvolles durch geistige Arbeit zu Stande kommt, auch wenn der sittliche Boden, dem es entsprießt, seinem Werthe nicht entspricht.

Eine hohe Freude aber bleibt es immer, den moralischen Charakter mit der schöpferischen Kraft in harmonischer Einheit, die Gesinnung als die Quelle der Leistung zu finden. Davon, daß dies bei Moses Mendelssohn im eminenten Sinne der Fall ist, hatten seine Zeitgenossen einen so unmittelbaren und starken Eindruck, daß er dadurch vor Vielen ausgezeichnet erschien. Als ein Weiser noch viel mehr, denn als ein Denker, Gelehrter, Schriftsteller war er gepriesen. Er hat den Ruhm der Tugend genossen.

Es geschieht aber außerordentlich selten, daß ein Mensch wegen seiner Tugend berühmt wird. Viele Menschen sind in ihren Kreisen anerkannt, daß kein Makel an ihnen haftet, daß

kein sittlicher Tadel gegen sie vorliegt; aber daß man wallfahrtet zu einem lebenden Menschen vorzüglich wegen der Sittlichkeit seines Charakters, das ist eine seltene Erscheinung. Bei Mendelssohn war das wirklich der Fall, und das war das Ergreifende.

Innerhalb dieses sittlichen Charakters ist es vor Allem der gewaltige, tiefe Ernst in seinem Denken und Wollen. Ueberall kommt es ihm einzig und allein auf die Sache an; fast Nichts von einem persönlichen Interesse ist in all seinem Schaffen und Wirken. So erscheint er den Menschen seiner Zeit zuerst — das ist die erste Stufe der Verwunderung — als das Ideal eines Juden. Immer sind wir Menschen davon hingerissen, wenn in irgend einer Richtung das Ideal uns lebendig entgegentritt; das ist der Adel menschlicher Natur. Aber die Züge zur Entwerfung eines solchen Ideals hat sogar die Phantasie jener Zeit erst der Wirklichkeit im Leben Mendelssohn's entnommen. Sehr bald aber erkannte man, daß dieses Ideal eines Juden zu gleicher Zeit das Ideal eines Menschen sein kann. Gerade neben dem außerordentlich stetigen Ernst, der sein Leben und besonders auch sein Schaffen und Wirken auszeichnet, steht zu gleicher Zeit die volle Heiterkeit des Gemüths. Das ist die Vereinigung der beiden Grundzüge des deutschen und des jüdischen Geistes: diese Heiterkeit bei dem strengsten und vollsten Ernst. Ihm schwebt aus früher Erinnerung fortwährend der talmudische Gedanke vor: der göttliche Geist waltet über dem Menschen nicht in der Trübheit der nicht in der Trägheit, sondern nur in der Freudigkeit und Pflichterfüllung. Dieses Volk, welches am meisten von allen Völkern gelitten, diese Menschen, welche Jahrhunderte lang am meisten bedrückt waren, diese Juden verachten nichts in der Welt so sehr, als den Pessimismus; sie sind die lebendigen Gegner des Pessimismus. Bei allem Druck und allem Leiden die immer wieder sich aufraffende Energie; diese ausdauernde Heiterkeit im Gemüth, diese „erquickend schönheitsvolle Heiterkeit des Nathan" (Hettner) bei

den einfachsten, schlichtesten aber auch bei so schweren Lebenszuständen, wie sie Moses Mendelssohn oft genug durch körperliche Gebrechen und durch äußerliche verdrießliche Dinge zu bestehen hatte.

Dieser Zug bildet einen um so wesentlicheren Bestandtheil seines sittlich-religiösen Charakters, weil darin der deutsche und der jüdische Geist in ihm, seine Philosophie und sein Glauben, Leibniz und seine Ahnen zusammentreffen. Die lichte, hohe und freudige Weltauffassung, welche das System Leibnizens ihm geboten, begegnete sich mit dem ererbten, durch Jahrtausende erhaltenen Gedankenkreis der Juden.

Der volle und wirkliche Glaube an Gott als den allweisen und allgütigen Lenker der menschlichen Geschicke, der nicht blos mit Worten geredete, sondern in einer wahrhaften Hingebung erlebte Glaube an die Güte und Gnade Gottes in der Geschichte hielt es mitten in Schmerzen und Leiden für eine Versündigung, die Welt als ein Jammerthal anzusehen. Und wenn das Leben zur Wüste würde: auch in der Wüste hat sich Gott offenbart.

Kommen wird einmal die Zeit, in der man mit psychologischer Schärfe alle die eigenthümlichen Gegensätze erkennen wird, welche im Charakter Moses Mendelssohn's sich zusammenfügen und ihn deshalb zu einer so eigenartigen Persönlichkeit machen.

Hervorgehoben ist bereits, daß er, von Haus aus die friedlichste Natur, sogar zaghaft und schüchtern, wie es seine dürftige Leibesbeschaffenheit nothwendig mit sich bringt, doch so energisch, wenn es nothwendig und gefordert wird, zum Kampfe bereit ist. Vielleicht schwerer, viel schwerer war es, bei so viel Anerkennung, bei so viel Huldigung bescheiden zu bleiben.

Dieser Moses vergaß nicht, er wußte genau, daß in der Bibel von seinem Namensahn Moses sonst keine einzige Tugend gerühmt wird; jener mächtige und gewaltige Mann an der Pforte der Culturzeiten wird in seinen Thaten dargestellt, aber er wird nirgends wegen irgend einer Tugend gelobt. Das

Eine allein wird von ihm gesagt: „Er war der Bescheidenste aller Menschen.“ Die Bescheidenheit ist darum nicht etwa eine Nationaltugend geworden, aber ein nationales Ideal ist sie den Juden geblieben. Billig staunen wir noch heute über ein so stetiges Gleichmaß, über die ungetrübte Lauterkeit und die gleichschwebende Energie bei diesem ungeheuren Reichthum der mannigfaltigsten Lebensbeziehungen.

Alle rühmen von ihm, wie er freundlich, mild und wohlthätig, wie er erzieherisch auf die meisten Menschen wirkt, alle seine Gespräche sind belehrend oder berathend. Seine Freundschaften sind historisch berühmt; fest und treu, aber ohne alle die affectirten Gefühle, mit denen man gerade um jene Zeit so gern spielte; selbst die Freundschaft mit Lessing, die doch wohl das höchste Glück seines Lebens ausmachte, athmet in ihren Aeßerungen nur jene sanfte, natürliche Innigkeit. Es ist so charakteristisch, in den Briefwechseln jener siebenziger Jahre, wie viel Gefühlsschwärmerei, wie viel freundliche Redensarten gewechselt werden. Nur diese Beiden verschmähen und vermeiden es. Aber so etwas finden wir wohl, daß Lessing schreibt: „Lassen Sie unsere Freundschaft ewig sein“, oder: „Schicken Sie mir nur alle diese Anmerkungen; ich hebe Ihre Briefe heilig auf.“

Wer ihm sonst nahe kommt, fühlt sich hingezogen, bezaubert, selbst Lavater, von der Anmuth, dem Witz; getröstet und erhoben von der Heiterkeit seines Wesens. Ihm ward der Preis der Tugend, aber er mußte eine jede schwer erringen und mit ungewöhnlicher Kraft bestehen, bei so viel Bewunderung bescheiden, bei so viel politischem Druck sanftmüthig, bei so viel fanatischer Feindschaft liebevoll, bei so viel Zudringlichkeit und Aufreizung besonnen und gelassen zu bleiben. Man würde weit von der Wahrheit abirren, wenn man meinte, diese Ruhe, diese sonnige, friedvolle Klarheit sei ein Erfolg des Temperaments, der natürlichen Stimmung bei ihm gewesen. Aus unsagbaren, schmerzensreichen inneren Kämpfen ringt er sich zur Ruhe, folgt darin auch dem Rathe Anderer. Das tief aufgeregte Gemüth,

das von natürlichem Grimm und Gram bewegte Herz wird durch die Macht des Gedankens und des sittlichen Wollens gesänftigt; im schwächlichen Leibe aber machen sich die Folgen geltend. Jahre schwerer lähmender Krankheit folgen jenen von außen veranlaßten, innen durchlebten Kämpfen der Seele.

Kein Dichter vermöchte deshalb Solches zu erfinden, wie es sich im Leben und Charakter Moses Mendelssohn's wirklich zusammengefunden hat: ohne große Action, ohne Macht und Glanz, voll innerlicher Kraft und hinreißender Wirksamkeit.

Vor und nach Allem ist es der Deutsche und der Jude, die zusammen in ihm leben. Das Individuum als solches ist, wie ich vorhin bereits angedeutet habe, niemals im Stande, wahrhaft große, weltbewegende Gedanken zu schaffen oder zu ihrer Verbreitung zu führen; das kann nur ein allgemeiner, ein öffentlicher, nur ein Gesammtgeist; und das Zusammentreffen dieser beiden Geister, das ist das Eigenthümliche dieser Erscheinung.

Wie in Lessing der Germane und der Christ, beide in vollkommenster Entwickelung ihrer Zeit, sich darstellen, so in Mendelssohn der Deutsche und der Jude. Daraus erklärt sich die eigenthümliche Gestaltung seiner ganzen Gedankenwelt.

Die Zeit geht zu Ende; ich habe nicht das Recht, noch solche Gedanken vor Ihnen zu entwickeln, wie den: daß der lebengestaltende, wirkungsvolle Theismus der Vernunft, d. h. die Thatsache, daß das menschliche Gemüth, der denkende Geist und die sittliche Lebensführung vollkommen geleitet werden durch den Gottesgedanken, bei keinem Volke in solcher Vollkommenheit zur Erscheinung gekommen ist, als bei den Germanen und den Juden. Beide siegen in diesem Zeichen; die einen sind das Volk der Schöpfung der Religionen, die andern das Volk der Vertiefung, der Verwirklichung und der Weiterführung derselben.

In allen großen Menschen ist etwas Prophetisches; es war auch in Mendelssohn. Er hatte die Zuversicht, daß künftig einmal das deutsche Volk berufen sei, diese größte Verbindung, nämlich von Religion und Philosophie, die tiefste Vereinigung

des Edelsten im Menschen, des Gedankens und des Gemüths zu vollziehen.

Es war auch ein tiefer Blick, daß er in frühen Jahren schon sagte: es scheine, als ob die Metaphysik dem deutschen Volksgeiste etwas Eigenthümliches zu geben im Stande sei; daß er erkannt hat, daß die deutsche Volksseele von metaphysischen Gedanken bewegt wird. Und später, als Lessing seinen „Nathan" gedichtet hatte, da zeigte sich sowohl der tiefe Blick, als die Seelengröße Mendelssohn's. Nichts fällt ihm dabei ein von einer Freude, daß die Gegner darin mit einer siegreichen Satire verfolgt und getroffen werden; einzig und allein das Eine fällt ihm ein: welch' eine wunderbare Dichtung, und auf welch' einer hohen Stufe der Cultur muß ein Volk stehen, auf dessen Grunde sie entstehen konnte. Er erkannte darin nicht die Schöpfung blos dieses Einzelnen, wie sie auch nicht zum Gewinn und zum Ergötzen der Einzelnen geschehen ist, sondern wie sie aus der Quelle, der Volksseele, zu ihrem Heile hervorgeht.

Ueberblickt man die schriftstellerische Laufbahn Mendelssohn's so erkennt man leicht das ganze, allmählich entwickelte und immer mehr gesteigerte Pathos seines ganzen Lebens: die Gesetze der Schönheit zu erforschen, um sie wirksam zu machen, die Wahrheit zu ergründen und ihre erleuchtende Kraft zu gewinnen, beides, um der Schöpfung und Gestaltung des Guten zu dienen. Darum Freiheit der Forschung, Freiheit des Wissens und Gewissens, damit Jeder auf seine Weise, auf seinem natürlichen historischen Boden, unter seinen psychologischen Bedingungen zur möglichsten Vollkommenheit gelange, welche die Leibniz-Wolf'sche Schule als des Menschen Bestimmung bezeichnet hatte. Dabei erkennt er nicht blos, nein, erlebt er innerlich aufs deutlichste: nicht blos kann und soll Jeder für sich nach Vollkommenheit ringen, sondern, was selbst im Märchen von den drei Ringen nicht zur Darstellung gelangt, in der Geschichte vollzieht es sich und soll sich immer mehr vollziehen: die Menschen können aus ihrer Freiheit und Besonderheit zu gemeinsamem Wirken verbunden sein. Mendelssohn ist kein Historiker; aber die histo-

rische Thatsache, daß Cartesius der Franzose und Katholik, Spinoza der Jude und Holländer, Leibniz der Deutsche und Protestant zusammen einen so großen Fortschritt im höchsten Anliegen des menschlichen Geistes hervorgebracht haben, leuchtet in seiner sittlichen Gesinnung als ein Vorbild des Wirkens für die Menschheit auf. Durch den Glauben, durch den Staat, durch die Nation von einander getrennt, können und sollen Alle als Menschen zur Erhöhung und Veredelung des Menschenthums gemeinsam mitwirken.

Mendelssohn an seinem Orte betrachtet sich vorzugsweise als einen deutschen Mann und empfindet gerade als solcher die Pflicht, seinen Theil zum Allgemeinen beizutragen. Aber eben deshalb empfindet er neben der oft ergriffenen Gelegenheit, das deutsche Nationalbewußtsein zu kräftigen, seinen gerechten Stolz zu heben, die Pflicht, seine jüdischen Glaubensgenossen, so viel an ihm ist, zu Deutschen zu machen, sie in den deutschen Geist einzuführen, mit deutschem Gemüth zu beseelen. Wiederum mit wunderbar tiefem Blick und Griff wählt er das rechte, vielleicht das einzige Buch, das für breitere Schichten die Brücke bilden konnte, um sie darauf in deutsches Geistesland zu führen. Keinen anderen, keinen fremden, sondern seinen eigenen geistigen Inhalt, die Bücher des mosaischen Gesetzes und der Psalmen bietet er dem Volke in reiner deutscher Sprache; in ihrer eigenen Seele sollen sie das Band empfangen, das den Juden und Deutschen verbindet; aus ihrer eigenen Lebensquelle soll ihnen zugleich der Strom deutschen Geisteslebens fließen, sie laben und stärken. Denn welche Macht die Sprache für die Seele hat, hat er früh erkannt und oft dargestellt; auch an sich selbst hat er's erlebt und seine ganze, reine, anmuthige, seine klardenkende und glaubensinnige Seele hat er der deutschen Sprache eingehaucht; auch von ihm gelten die Worte Byron's, die er Dante in den Mund legt:

„Ein Vaterland ist nur und Du bist mein;
Dein Busen soll einst mein Gebein bedecken
Und meine Seele in Deiner Sprache sein."

II.

Obgleich das Curatorium der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums" die erste Anregung zu einer Gedenkfeier für Moses Mendelssohn bei seinem hundertjährigen Todestage gegeben, hat dieselbe dennoch auf die Veranstaltung einer solchen zu Gunsten jener allgemeinen, für ganz Deutschland gleichsam berechneten Feier verzichtet, welche in Dessau vollzogen wurde. Statt dessen wollen wir, weil die Wissenschaft des Judenthums denn doch ein ganz besonderes Interesse an Moses Mendelssohn hat, unseren ersten Vortrag in dem Cyklus derjenigen öffentlichen Vorlesungen, welche die Lehranstalt alljährlich halten läßt, dem Andenken dieses größten unserer Glaubensgenossen aus den letzten Jahrhunderten widmen und vorzugsweise sein Verhältniß zu den Juden und dem Judenthum zum Gegenstand der Betrachtung machen.

Vielleicht entspricht der vorzüglichsten Seite in dem Charakter Mendelssohn's diese einfache, schlichte Betrachtung und eine daran geknüpfte Folgerung eben so sehr als alle feierlichen Veranstaltungen, welche getroffen worden sind und denen zur Ehre gereichen, die sie veranstaltet haben.

Neues konnten allerdings alle die Reden, Vorträge, Zeitungsartikel, welche in der letzten Zeit zu Tage getreten sind, über Mendelssohn uns nicht viel bringen. Wohl uns, wenn wir im wesentlichen Neues nicht empfangen haben! Wohl uns, wenn auch die Wiederholung des Bekannten noch ihr Erfreuliches

hat, weil die Thatsachen, um die es sich handelt, beglückend und erhebend für uns sind!

Einen wesentlichen Vorzug aber nicht nur für unser Gemüth, sondern auch für unsere Erkenntniß besitzt die Wiederholung zunächst noch darin, daß die Erinnerung der Thatsachen, die in der Zeiten Lauf unvollständig und verblaßt wird, sich unserer Seele wiederum vollständig und frisch vergegenwärtigt. Sodann aber werden künftige Zeiten, wenn sie die Geschichte dieser Feier als ein Zeugniß und Erzeugniß der fortdauernden Wirksamkeit des Mendelssohn'schen Geistes studiren, genauer als wir selbst noch Folgendes erkennen: je in den einzelnen Reden, Vorträgen, Aufsätzen ist nicht viel Neues enthalten; in der Gesammtheit aller zusammen genommen aber wird der Umschwung der Zeiten sichtbar, das Gesammtbild unseres Helden erscheint in neuer Beleuchtung, hier durch eine Redewendung, dort durch neue Erforschung einer Thatsache oder durch die Aufstellung eines Gedankens.

Bemerken muß ich vor dem Eintritt in unsere Betrachtung nur noch das eine: zwar auf Veranlassung der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums" spreche ich hier, aber nicht im Namen derselben. Ich bin ein Laie in dieser Wissenschaft und nehme an der Lehrthätigkeit der Anstalt keinen Antheil, sondern nur an ihrer Verwaltung. Für meine Gedanken bin ich allein verantwortlich.

Mendelssohn in seinem Verhältniß zunächst zu den Juden. Daß er selbst im edelsten und innigsten und erfolgreichsten Sinne für sich und für die anderen ein Jude gewesen nächst dem, daß er ein Mensch und ein Philosoph war, das ist uns Allen, das ist uns aus Allem bewußt, was wir von ihm wissen. Selbst in seinen philosophischen Untersuchungen, selbst in der feinsten Entwickelung der Eigenart seines Denkens und seiner Gesinnung kann man die Spuren des Judenthums genau nachweisen; und die psychologische Analyse seines Wesens, zu welcher

ich einen kleinen Theil beizutragen in Dessau versucht habe, mußte mit innerer und historischer Nothwendigkeit an den meisten Stellen darauf führen, daß er eben aus der in seinem Gemüt gegebenen Quelle des Judenthums unausgesetzt geschöpft hat. Aber nicht das allein.

Er erscheint, wenn man will, auf der Höhe seines Ruhmes etwa zu 40 Jahren, und dann bis zu seinem Lebensende, bereits als ein Führer und Anführer seiner Glaubensgenossen, als ihr Vertheidiger gegen Angriffe, als der Vorkämpfer für ihre Rechte. Ein schlichter Mann, ein kleiner Seidenfabrikant, nebenbei philosophischer Schriftsteller, das war alles, was Mendelssohn bis dahin gewesen war. In kurzer Zeit hatte er sich verwandelt. Er steht an der Spitze seiner Glaubensgenossen. Alle Welt, Jude und Nichtjude blickt auf ihn, aller Augen harren auf ein Wort von ihm, das ihre Kraft erheben und ihren Blößen Decke und Schutz geben soll. Aber lange vorher, bevor er in einer bestimmten feierlichen Weise diese Seite seiner Geistesthat herauszukehren veranlaßt war, früh in seiner Jugend bereits, finden wir dem Sinne, dem Gemüthe nach den gleichen Zug in ihm. Wahrscheinlich das erste, das von ihm gedruckt worden, ist jene Vertheidigung der Juden in der Form eines Briefes an Dr. Gomperz — es wird wohl nur eine Form gewesen sein — gelegentlich einer Kritik, welche über das Lessing'sche Stück „Die Juden" erschienen war, als Antwort auf diese Kritik von Lessing veröffentlicht. Es ist Ihnen bekannt, daß auch die erste größere philosophische Schrift von Mendelssohn nicht durch ihn selbst, sondern durch Lessing veröffentlicht worden ist: ganz in dem Geiste Lessing's, wie in dem Geiste Mendelssohn's, der Bescheidenheit des einen, der vorsorglichen Freundschaft, der inneren Anerkennung, wie der äußeren Förderung und Erhebung des Freundes bei dem andern. Jener Brief war eine Antwort, sage ich, auf die Kritik, welche der Ritter und Professor Michaelis in Göttingen gegen Lessing's „Juden" besonders in dem Sinne geschrieben hatte: ein solcher edler Jude, wie der in dem

Lessing'schen Lustspiel, sei zu unwahrscheinlich, um als dramatischer Held gelten zu können.

Wilhelm Scherer bricht dem Lessing ein Juwel aus seiner Krone, indem er in seiner Litteraturgeschichte berichtet, Lessing habe dieses Stück geschrieben zur Geißelung des Vorurtheils gegen das unglückliche Volk, „dessen edelste Glieder er in Berlin schätzen und lieben gelernt hatte". Das Stück ist gedruckt allerdings erst 1754, aber 1749 geschrieben, bevor Lessing seine Berliner Freunde kennen gelernt hat; und die wahrhafte Größe Lessing's tritt erst dann hervor, wenn man die Thatsache so nimmt, wie sie historisch wirklich liegt. Wie viel oder wenig Lessing damals, als er das Stück schrieb, von Juden gekannt hat, das wissen wir nicht. Es ist uns unglücklicherweise keine Thatsache, weder ein Brief noch sonst etwas darüber aufbehalten, ob er etwa in Leipzig auf der Messe — nicht eben dem Platz, wo man die Juden von der glänzendsten Seite kennen lernen oder doch damals kennen lernen konnte — oder sonst aus einer Quelle schöpfte; ob es ihm etwa beschieden war, in irgend eine jüdische Familie, ein jüdisches Haus hineinzublicken. Wir wissen es nicht, was Lessing etwa wußte, um die Juden so effectvoll dramatisch zu vertheidigen. Aber Michaelis, der einen edlen Juden für eine Unwahrscheinlichkeit, für eine an Unmöglichkeit grenzende Unwahrscheinlichkeit hielt, was wußte denn er von den Juden? Was wußte er von den Juden, um ihnen den Schimpf und Unglimpf einer allgemeinen Verurtheilung anzuthun, welche eben Mendelssohn jenen innern Aufschrei des tödlich verletzten Ehrgefühls entlockt, den man auch heute noch nicht ohne tiefe Rührung und innige Theilnahme lesen kann. (Siehe Lessing's sämmtliche Werke, Maltzahn'sche Ausgabe IV, 263 ff.)

Der Professor, der sich so unwissenschaftlich, und der Ritter, der sich so unritterlich benimmt, er mag von Maimonides und Jehudah ben Halevi nichts gewußt haben, von Spinoza mußte er wissen. Und selbst, wenn das nicht: er war ein Professor der Theologie!

Also wie doch? In dem Volke, aus welchem die Propheten und Psalmisten, deren Worte unaufhörlich in der Kirche widerhallen; in dem Volke, aus welchem die Apostel hervorgegangen; in dem Volke, welches unter Aufopferung alles dessen, was das Leben Angenehmes bietet, und des Lebens selbst, seine Gesetze durch Jahrtausende festhält, seine Gesetze, welche die Grundgesetze aller Sittlichkeit enthalten, in dem Volke sollte ein sittlicher Mensch eine Unwahrscheinlichkeit sein? Nur Unwissenheit, nichts als hochmüthige Unwissenheit ist die einzige Quelle solcher Urtheile. Diese zu zerstreuen, hat Mendelssohn gelehrt und gelebt. Eine lange Zeit bleibt er dann ausschließlich philosophischen Studien und der philosophischen und ästhetisch-kritischen Schriftstellerei zugewendet, und erst durch jene Aufforderung Lavater's, daß er sich zum Christenthum bekennen oder die von Bonnet geschriebene und von ihm übersetzte Vertheidigung des Christenthums widerlegen möchte, wird er gezwungen, seine Stellung zum Judenthum — das heißt, daß er alle Ursache zu haben glaube, ein Jude zu bleiben, es bei voller Gewissenhaftigkeit und mit voller Ueberzeugung zu bleiben — darzulegen.

Nicht blos in Preußen, nicht blos in Deutschland, sondern im ganzen Europa sehen wir zu jener Zeit einen allgemeinen Drang nach einem neuen Aufbau der menschlichen Gesellschaft. Ein neues Leben in öffentlicher und in privater Beziehung schwebt den meisten Menschen als eine unbestimmte Sehnsucht vor, und die Denker jener Zeit sind es, welche dieser Sehnsucht durch ihre Gedanken eine bestimmte Gestalt zu geben suchen. Wir wissen, wie in den verschiedenen Ländern auf verschiedene Art dieser allmähliche Umschwung sich vollzogen hat, wie er dort bei den westlichen Nachbarn schließlich zu jener gewaltigen Revolution geführt, wie er in andern Ländern neue litterarische Epochen hervorgetrieben und in wiederum anderen neue sociale Gestaltungen angebahnt hat. Was aber auch geschehen sollte zur Erneuerung, sozusagen der europäischen menschlichen Gesellschaft, es war dazu erforderlich, daß ein

neuer Begriff von der „Menschheit“ aufgestellt werde, ein neuer Begriff von Menschenrecht und Menschenwesen, und daß die Gesellschaft wesentlich dadurch verjüngt werde, daß alle Glieder derselben zu einer gemeinsamen Mitwirkung an dem Anliegen der Gesammtheit herbeigezogen werden. Durch Jahrhunderte waren die Scheidungen, die lediglich historisch erwachsenen, also conventionellen Trennungen innerhalb der Völker, dann innerhalb eines jeden Volkes durch die Religion und Confession, durch den Stand, durch alle übrigen Verhältnisse, welche sonst das Leben bedingen, so fest und so tief geworden, daß die Gemeinsamkeit und in jenem einfachsten Sinne Gleichheit der Menschen dem Bewußtsein völlig entschwunden war. Die Aufklärungsphilosophie, diejenige geistige Arbeit, an welcher Mendelssohn einen so hervorragenden Antheil genommen, hatte ihr wesentlichstes Ziel darin, den Begriff allgemeiner Menschlichkeit wieder emporzubringen; am meisten dadurch, daß Religion und Sittlichkeit, Stand und Menschlichkeit von einander geschieden, die Menschen verschiedener Religion und verschiedenen Standes aber zu einer freien, gleichberechtigten und gleichverpflichteten Gemeinsamkeit vereinigt wurden. Jahrhunderte lang waren alle idealen Antriebe, welche die Menschen geleitet haben, namentlich auch die Motive der Sittlichkeit in der innersten Verbindung mit der Religion gewesen. Infolge dessen meinten die Bekenner jeder Religion und Confession, weil sie ihr Bestes und Edelstes an die religiösen Gedanken anknüpften, weil auch ihr sittliches Leben nur ein Theil und Erfolg ihres religiösen Lebens war, daß jeder, der außerhalb dieser Religion steht, sich auch außerhalb der Sittlichkeit befinde. Darauf also kam es vor allem an, die Menschen zu lösen und neu zu binden; zu zeigen, man könne, man dürfe und solle ein Mensch vor allem sein, frei von der Bestimmtheit seiner Religion. Wie werthvoll und wie verschieden die Religiosität also auch sei, die Sittlichkeit des Menschen, sein Werth und seine Würde müsse von ihr unabhängig gedacht, gefordert und — anerkannt werden.

Diesen Gedanken haben alle vorzüglichen Geister jener Epoche in England und Frankreich und Deutschland, dann nicht am wenigsten auch in Amerika den mannigfaltigsten Ausdruck gegeben; politische und religiöse, philosophische und dramatische Darstellungen strebten zum gleichen Ziel. Mitten unter seinen Freunden und Zeitgenossen, den großen König mit eingerechnet, hat Mendelssohn diese das innere Gebilde und Getriebe der menschlichen Gesellschaft von Grund umgestaltende Ueberzeugung durch seine Lehre und sein Leben zu begründen gesucht.

Man hat sehr oft, seit lange und schon bei seinen Lebzeiten, bis auf den heutigen Tag Mendelssohn mit Sokrates verglichen. Nicht mit Unrecht. Sie theilen mit einander den allgemeinen Zug, die Philosophie, d. h. das innerste und vornehmste geistige Leben praktisch zu machen, dergestalt, daß die Gedanken nicht bloße Speculationen, nicht blos auf den Gewinn theoretischer Erkenntnisse gerichtet sein dürfen; vielmehr soll die innere Ausbildung, die Läuterung und Erhöhung des Gedankenkreises wesentlich dazu dienen, den Menschen auch sittlich zu veredeln, ihn praktisch besser zu machen. An beiden also rühmt man das Streben, die Philosophie in das wirkliche Leben einzuführen. Aber es ist ein Unterschied zwischen beiden, der für den Zusammenhang *unserer* Betrachtung außerordentlich werthvoll ist. Sokrates tritt mit seinem Lebensprincip, mit seiner sittlichen Anschauung, wie mit seinen Gedanken überhaupt in einen Gegensatz gegen das hellenische und athenienische Leben. Mehr oder weniger können Sie bei allen Historikern der griechischen Philosophie den Nachweis finden, inwiefern Sokrates das, was er als eine Veredelung der Menschen angestrebt, auf einen geistigen Boden gestellt hat, welcher nicht der hellenische war. Es war gleichsam etwas Ungriechisches in seinen reformatorisch-ethischen Principien. Mendelssohn aber stand mit seinen Bestrebungen ganz auf dem Boden des Judenthums; seine sittliche Theorie wie sein sittliches Leben waren das Erzeugniß des jüdischen Geistes. Was darin wie eine ethische

Reform aussieht, das ist in der That nur das Eindringen in die als Sitte und Lehre fließenden Quellen und die Eröffnung derselben für unkundige Augen.

Freilich, wenn die Nichtjuden, unter denen die Juden jener Zeit wohnten, davon gar keine Ahnung hatten, wenn sie das nicht ahnen konnten, so war das natürlich. Verkehr hatten sie mit den Juden blos in geschäftlicher Beziehung, und ja auch nicht immer mit dem besten Theile. Das aber war sicher, daß sie gar keine Gelegenheit fanden, den eigentlichen edleren Kern der Juden, d. h. denjenigen, welcher den Geist und das Gemüth des Judenthums jener Zeit vertrat, wirklich kennen zu lernen. Sie waren gegenseitig abgeschlossen; die Juden auf eine sehr betrübende Weise. Wenn Schleiden, der ja die Geschichte des Mittelalters recht gut kennt, der ja auch die „Romantik des Martyriums der Juden" zu einer deutlichen Darstellung gebracht hat, von den Juden rühmt, daß sie kein Mittelalter gehabt, daß sie es eben nur in passiver Weise erduldet hatten, so ist das kein ganz treffendes Urtheil. Nur im eigentlichen Mittelalter, in der Zeit, welcher man für die übrigen Völker diesen Namen beigelegt hat, da sind sie noch nicht derselben Richtung der Befangenheit, der öden und blöden Abgeschlossenheit des Geistes verfallen. Aber gerade dann, in der Zeit, etwa in welcher das Mittelalter schließt, beginnt für die Juden, namentlich Deutschlands und Polens, ihr Mittelalter, welches wesentlich darin bestand, daß sie mehr und mehr sich abschließen von der allgemeinen Cultur, mitten in welcher sie räumlich leben; daß sie verzichten auf irgend einen Zusammenhang mit den allgemeinen geistigen Strömungen, daß sie also das, was in ihrer eigenen Mitte Jahrhunderte lang erfolgreich gepflegt worden war, verlassen, aufgeben und später sogar als Ketzerei verfolgen. So tief sinkt der jüdische Geist, so vernichtend wirkt auf denselben die von außen aufgezwungene, im Innern fort und fort unselig gesteigerte Abschließung von dem europäischen Geistesleben, daß sogar das Studium der Grammatik, sogar der hebräischen Sprache — welche von vorzüglichen Männern

früherer Jahrhunderte vorzüglich bearbeitet war — vom Strudel der Verketzerung ergriffen wird.

Die Geschichte dieses beginnenden Mittelalters der Juden ist allerdings wenig aufgeklärt, und ich gestehe, daß ich wenigstens bis auf den heutigen Tag, wieviel ich mich auch darum bemüht habe, noch nicht begreife, wann und wie eigentlich dieser Zug einer so tiefgehenden Abschließung gegen die allgemeinen Bestrebungen und Erzeugnisse der Wissenschaft gerade in Deutschland und Polen sich eingenistet hat. Aber er war da; und weil sie namentlich der correcten Sprache der allgemeinen Cultur, an welcher sie ehedem und anderswo einen so energischen und erfolgreichen Antheil genommen hatten*), sich ebenfalls allmählich verschlossen, fehlte bald und langehin das Mittel, mit ihr wieder in Verbindung zu kommen.

Ich darf dabei nicht unerwähnt lassen, daß um dieselbe Zeit der Sinn für Abschließung, die Neigung, sich auf das eigene ausschließlich Religiöse um der Religion willen zurückzuziehen, im 16. Jahrhundert allgemein war, und daß die Juden Deutschlands insofern einer allgemeinen Strömung folgten. Hettner in seiner „Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts" hebt hervor: „Luther sah in den Alterthumsstudien nur ein Mittel der Bibelerklärung; was Wunder, daß bald theologische Eiferer kamen, mit der Behauptung, daß die heidnischen Bücher überhaupt vom Uebel seien und den gläubigen Christen nur zum Verderben gereichen." Ganz so ging es denn bei den Juden. Nur daß die Abschließung bei diesen immer strenger, immer hermetischer wurde und bis auf die Zeiten Mendelssohn's sich erstreckt, dergestalt, daß sie erst unter seinem weitreichenden Einfluß sich allmählich gelöst hat. Man machte den einfachen falschen Schluß: ketzerische Bücher sind deutsch geschrieben, folglich sind deutsche Bücher ketzerisch; also ist es religionsgefährlich ein deutsches Buch zu lesen. Obgleich also die Juden — nicht

*) S. M. J. Schleiden, Die Bedeutung der Juden für Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaften im Mittelalter, Leipzig, (4. Aufl., bei Baumgärtner, 1879).

blos in Deutschland, sondern auch in Polen und Rußland — alle sozusagen deutsch redeten, waren sie dennoch wegen ihres Jargons und wegen ihres Mangels an allgemeiner Bildung den zeitgenössischen Nichtjuden gleichsam zu einem Räthsel geworden. Man weiß, daß sie auch von allen Gewerben, zur bittersten Pein aller Bessergesinnten, durch harte Gesetze ausgeschlossen waren, so daß ein Jude — nach Mendelssohn's Worten, „nur ein Arzt*) oder Kaufmann oder Bettler" werden konnte. Also nur die Gegentheile aller Bildung waren an ihnen für den Außenstehenden wahrnehmbar.

Mendelssohn selbst aber war in der Lage hineinzuschauen in den jüdischen Geist und in das jüdische Gemüth. Er lebte selbst darin. Er wußte, daß in jenen Häusern, in welchen jeder allgemeine Gedanke europäischer Cultur und wissenschaftlicher Arbeit gebannt war, nichtsdestoweniger ein gewaltiges inneres, geistiges Leben unermüdlich sich bethätigt. Er wußte, daß man am geistigen Leben, einseitig und beschränkt wie es sein mochte, dennoch vielfach das höchste, sehr oft das einzige Lebensinteresse hatte; — er wußte ganz besonders, daß in dieser nach außen hin abgeschlossenen, nach innen allerdings etwas phantastisch gearteten Welt, welche nur aus eigenen litterarischen Quellen von langer Vergangenheit schöpfte, ein Leben geführt wurde, das, genau genommen, gar nicht der Gegenwart angehörte, daß in diesem ganz und gar von religiösen Uebungen erfüllten Haus- und Gemüthsleben der edleren jüdischen Familien das sittliche Dasein von einer außerordentlichen Zartheit, Innigkeit und Feinheit, von Fülle des Takts und der sittlichen Empfindung durchzogen sei, wie der es allerdings nicht ahnen konnte, welcher draußen stand und keine Gelegenheit hatte, in des Wortes strengster Bedeutung in das Innere hineinzusehen. Es gibt im

*) Zum Studium der Medicin wurden sie in Preußen auch erst durch die hochherzige Verordnung des Großen Kurfürsten zugelassen, welcher den ersten beiden Juden, die mit Vorstudien von italienischen Universitäten gekommen waren, sogar mit Bewilligung von Stipendien, das Studium an der Universität Frankfurt a. O. ermöglichte.

Deutschen einen Ausdruck, welcher vielleicht am meisten den ethischen Zustand der in ihrer Art, d. h. rabbinisch oder mindestens biblisch gebildeten Juden nach seiner specifischen Eigenthümlichkeit bezeichnet: die Sittigung. Die Sittigung war so vollkommen unter ihnen, wie sie sonst nur selten anzutreffen war.

Herausgefordert also dadurch, daß er sich zum Judenthum durch Gründe bekennen soll, tritt Mendelssohn für die Juden ein. Die Thatsachen sind zu bekannt, um irgendwie auf dieselben näher einzugehen. Wir wissen alle, wie er in außerordentlich zurückhaltender Weise nur die Vertheidigung ablehnt, wie er fein und scharf das Zudringliche, das völlig Ungerechte einer solchen Zumuthung darzulegen sucht; wie er zeigt, welch' eine harte und schwere Zumuthung es gegen jeden Menschen, geschweige aber gegen einen friedlichen und niemals herausfordernden, vollends aber unterdrückten Menschen ist, ihn zu einem Kampfe zu zwingen, den er nicht sucht. Das Christenthum hatte Bonnet vertheidigt — eine Vertheidigung widerlegen heißt eine Anklage führen. Wenn einer keinen Anlaß hat und keine Neigung fühlt, eine Anklage zu führen, wie kann man von ihm fordern, er solle entweder dennoch diese Anklage führen oder sich zum Christenthum bekennen? So zurückhaltend ist Mendelssohn, daß er nicht einmal die eine Antwort gibt, welche vollkommen genügend gewesen wäre, um das völlig Ungerechtfertigte, um nicht zu sagen völlig Unsinnige jener Forderung zur Darstellung zu bringen. Falls ein Mendelssohn seinerseits an dem Christenthum oder an irgend einer Confession so unbedingte Vorzüge vor seiner eigenen Religion findet, daß er von dieser in jene mit gutem Gewissen übertreten könnte, so würde er es ja, wie er Lavater eben antwortet, von selbst thun; denn es würde ja seine Pflicht sein, es zu thun. Aber wenn er denn nun das Judenthum verlassen und zum Christenthum übertreten wollte — ja, zu welchem denn? Soll er Lutheraner werden oder Calvinist oder Reformirter? Soll er Katholik oder Protestant, römisch- oder griechisch-katholisch werden? Und über das alles soll mit seinem Wissen und

Gewissen der Jude entscheiden? Er, der Jude, soll dazu berufen sein, zu entscheiden, zu richten, welche der christlichen Confessionen die wahre und wirkliche christliche Religion ist? Auch dieses einen durchschlagenden Argumentes bediente sich Mendelssohn nicht einmal. Den wahren Grund seiner übermäßigen Zurückhaltung finden wir in einem Briefe, welchen ich Ihnen vorlesen will, weil er einen tiefen Blick in seine Seele vergönnt. An seinen Freund Elkan schreibt er im Jahre 1770 — nachdem er den Disput mit Lavater seinerseits abgebrochen hatte:

„Hat Mancher geglaubt, zu Allem stillschweigen zu müssen; ich glaube es nicht. Wenn ich bedenke, was man zur Anerkennung der Heiligkeit unserer Religion zu thun schuldig ist, so begreife ich gar nicht, wie so manche unserer Glaubensgenossen immer schreien, ich solle um des Himmels willen nicht mehr davon schreiben. Auch habe ich es, Gott weiß es, nicht gern gethan, daß ich mich vom Disput losgemacht habe: mein eigener Wille trat gegen den Willen anderer zurück. Wäre es mir nachgegangen, so hätte ich eine ganz andere Antwort geben wollen."

Hundert Jahre und darüber sind verflossen, und die Verhältnisse der Juden sind ganz andere geworden; aber heute könnte Mendelssohn dasselbe nach beiden Seiten hin begegnen. Wir haben es vor wenigen Jahren erlebt. Dieses „Schreien", dieses echte, classische Wort: „sie schreien, er solle nicht mehr schreiben", enthält die ganze herbe Satire gegen diejenigen unter uns, welche allezeit klug, allezeit respectabel, aber mattherzig und gewissensfeig, so wenig wie möglich sagen, so wenig wie möglich schreiben und vor allem nichts thun wollen, wenn dergleichen vorkommt.

Die haben es noch auf dem Gewissen, die Klugen und Vorsichtigen, denen Gott verzeihen möge, welche schuld daran sind, daß wir diese „andere Antwort" nicht besitzen, welche ein Mendelssohn gegeben hätte!

Lessing und Mendelssohn haben sich glücklicherweise beide in einem gewissen Irrthum in Bezug auf ihre Wirksamkeit auf

die Zukunft befunden. Lessing meinte, „es sei wohl kaum zu erwarten, daß in hundert Jahren sein „„Nathan““ aufgeführt werde; er würde froh sein, wenn er gelesen die und die Wirkung thue“. Nun, wir wissen, daß kurze Zeit darauf das Stück sich auf allen Bühnen eingebürgert und fort und fort segensreich gewirkt hat. In ähnlicher Weise hat Mendelssohn gefürchtet, die Juden Deutschlands seien noch so sehr aller Cultur entfremdet, daß er fast an ihrer Einführung in dieselbe glaubte verzweifeln zu müssen. Die Geschichte hat einen schnelleren Gang gehabt. Aber in anderer Weise sind die idealen Forderungen und Erwartungen jener Tage zur Ausführung gekommen. Man mochte damals vielleicht denken: wenn einmal diese Gedanken wirklich allgemeine Verbreitung fänden, wenn sie erst in aller Munde wären, dann würde auch die Gesinnung aller sich veredeln; dann könnten Parteigeist und Verfolgungssucht nicht mehr die Macht besitzen, um irgend eine Anfeindung wegen der Confession herbeizuführen.

Glücklicherweise unterscheidet sich unser Jahrhundert und namentlich seine zweite Hälfte von der des vorigen wesentlich dadurch, daß zwar die Gefühle nicht so fein und so sicher, die Gedanken nicht so klar und so fest, dahingegen die Energie des gemeinsamen Wollens und die Macht der erzeugten Thatsachen so viel intensiver geworden. In dem Maße, als die ideale Fühlsamkeit abgenommen, hat die reale schöpfungsfrohe Wirksamkeit der Ideen zugenommen. Man kann eine gewisse materialistische Richtung in unserer Zeit nicht verkennen; aber es ist ein Irrthum, sie für die eigentlich herrschende zu halten, vielmehr sehen wir noch täglich neue ethische und Bildungszwecke der mannigfaltigsten Art vom öffentlichen Geiste ergriffen; — nicht mit so schönen Worten und nicht so gemüthsinnig — aber mit segensreichem Erfolg verwirklicht.

An dieser realisirten Ethik unserer Tage haben die Juden, wie ihren Antheil, so auch bürgerlichen Halt in einem vormals ungeahnten Maße.

So viel über das Verhältniß zwischen Mendelssohn und den Juden; das andere aber, zwischen ihm und dem Judenthum, ist nicht so glücklich für unsere Betrachtung, zumal wenn wir ihn mit Lessing vergleichen. Wohl hat er auch für das Judenthum Ausgezeichnetes geleistet; nicht am wenigsten dadurch, daß er die positiven und edlen Seiten auch der orthodoxen Lehre zur Anerkennung gebracht und sie gegen seichte Angriffe vertheidigt hat. Jener aber hat unmittelbar und bei jeder Gelegenheit den ernsten und heiligen Kampf aufgenommen gegen Wahn, Unvernunft und Verfolgungssucht. Innerhalb des Judenthums hat Mendelssohn keinen Kampf geführt. Wenn Hettner mit Recht behauptet, „das lauteste Ehrenzeugniß Lessing's sei, daß die Götze von heute ihn noch ebenso tief innerlich hassen und schmähen wie die Götze damals", so fehlt Mendelssohn dies Ehrenzeugniß. Er wird nicht gehaßt, er wird auch nicht einmal von der Orthodoxie gehaßt. Das ist für den Menschen Mendelssohn ein unsäglicher Ruhm, für das Judenthum war es kein Glück. Irgendwie ihm einen Vorwurf daraus zu machen, davon müssen wir weit entfernt bleiben. Ich verweise vielmehr mit Vergnügen auf den ganz vortrefflichen Aufsatz von Ludwig Philippsohn in dem auch durch seine übrigen Beiträge sehr lesenswerthen und, wie ich glaube, lange nicht genug verbreiteten „Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch", welches der deutsch-israelitische Gemeindebund bei der hundertfünfzigjährigen Feier seiner Geburt herausgegeben hat.*) Dort hat Philippsohn „die providentielle Sendung Mendelssohn's" erörtert und gezeigt, wie derselbe das, was er für Juden und

*) Es mag hier auch hervorgehoben werden, daß die philosophische Bedeutung Mendelssohns von Zeller in seiner durchaus objectiven und lichtvollen Weise dargestellt ist (Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz, München 1873); Hettner dagegen hat in seiner „Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts", (3. Theil, 2. Band) von der gesammten litterarischen Thätigkeit Mendelssohns eine vorzügliche Schilderung gegeben; unter den vollständigen Biographien desselben aber ragt das vortreffliche Buch von Dr. M. Kayserling (Leipzig 1862) durch seine Vollständigkeit, Klarheit und wohlthuende Wärme hervor.

Judenthum unmittelbar gewirkt oder in der Zeiten Folge ausgeführt, ohne jene weise Selbstbeschränkung nicht hätte ausführen können. Er hat sich vorzugsweise auf das Positive beschränkt, hat den Kampf nicht aufgenommen, wie nothwendig er auch erscheinen mochte. Die positive Wirksamkeit bestand wesentlich darin, daß er, wie Sie wissen, die fünf Bücher Mosis und die Psalmen commentirt und übersetzt hat. Die Commentare waren als eine Vorbereitung für die Entwickelung der neueren Wissenschaft des Judenthums von großem Werth; sie waren es namentlich in der Richtung, daß sie wieder zurückführten zu einer einfachen, schlichten, objectiv-wahren Auffassung irgend eines gegebenen Textes. In demselben Aufsatze von Philippsohn findet sich ein sehr glückliches Gleichniß: „Hier war aufgebaut ohne zu zerstören; hier war die Straße mit denselben Steinen gepflastert, die von je auf ihr herum gelegen und sie ungangbar gemacht..." denn er hat seinen eigenen Commentar im wesentlichen aus den vorzüglichsten älteren sichtend, prüfend und entscheidend zusammengestellt.

Aber noch wichtiger beinahe war, wie Sie wissen, die deutsche Uebersetzung, womit den Juden ihr eigenes Gesetzbuch zu einem vollen Verständniß wiedergegeben war. Grätz, dessen herbe, vielleicht sogar übertriebene Anklage bei seiner positiven Richtung um so schwerer ins Gewicht fällt, sagt im elften Bande seiner Geschichte der Juden:

Seite 41: „Die Bibel, namentlich der Pentateuch, das Alles in Allem der Juden, war ihnen, obwohl ihn sehr viele auswendig kannten, so fremd geworden, wie nur je ein unverständliches Buch. Die rabbinischen und die kabbalistischen Ausleger hatten den einfachen biblischen Wortsinn so entstellt, daß sie alles darin erblickten, nur nicht das Richtige und Wahre seines Inhalts."

Und an einer anderen Stelle:

Seite 13: „Mit dem feinen Sinne für das Einfache, Schöne und Wahre, das er sich errungen hatte, öffnete sich ihm das tiefe Verständniß für die biblische Litteratur, deren Grund-

wesen eben Einfachheit und Wahrheit ist. Durch die dichten Schichten von Schutt und Schimmel, welche Commentarien und Supercommentarien darauf abgelagert hatten, drang er in ihren tiefen Kern u. s. w."

Es ist in diesen Tagen oft genug und der Erheblichkeit der Thatsache entsprechend mit allem Nachdruck hervorgehoben, welchen Einfluß Mendelssohn auf die ganze allgemeine Entwickelung der deutschen Juden eben dadurch gewonnen hat, daß er ihr ureigenes, aber verdüstertes Heiligthum des Herzens durch die reine Flamme des deutschen Wortes erleuchtet; daß er ihnen so einerseits ihr eigenes Gesetz zum Verständniß gebracht und sie andrerseits auf die wichtigste und erfreulichste Weise in das Studium der deutschen Sprache überhaupt eingeführt hat. Es bedurfte keiner Sehergabe, um den Gedanken klar zu fassen: wenn sie erst deutsch sprechen, werden sie auch deutsch denken. Daß gute Uebersetzungen bedeutender Werke eine Vermählung der Volksgeister ausmachen, davon haben gerade wir Deutsche viele und glänzende Zeugnisse erlebt; an der Bibel hat es sich am meisten schon durch jene griechische Uebersetzung der Septuaginta, bei uns durch Luther und für die deutschen Juden durch Mendelssohn bewährt. Diese hat eine beträchtliche Anzahl von Menschen zur Mitwirkung an der deutschen Geistesarbeit befähigt.

Aber während er auf diese Weise außerordentlich wohlthätig und fast alle folgenden bürgerlichen wie schöpferischen Fortschritte vorbereitend gewirkt hat, müssen wir gleichwohl den Gedanken festhalten: Mendelssohn sei unser Vorbild in unserm Verhalten zum Judenthum; aber nicht dann wäre er in Wahrheit unser Vorbild, wenn wenn wir dasselbe thun und dasselbe unterlassen, was er gethan und unterlassen hat; er ist es nur dann, wenn wir für unsere Zeit, was in dieser nothwendig ist, mit demselben Fug und Recht und dann auch hoffentlich mit gleichem Erfolge wie er für seine Zeit vollbringen. Ich habe oben aus Grätz' Geschichte die Lage, in welcher die Juden sich damals gegenüber ihren biblischen Schriften befunden haben, Ihnen

vorgeführt. Als traditionelle und nothwendige Ergänzung derselben dienen bekanntlich die rabbinischen Schriften, vorzugsweise der Talmud und die ihm folgende, umfassende Litteratur. Dieser selbe Grätz sagt über die Art, mit welcher man damals den Talmud betrieben hat, die Fränckel'sche Lehrmethode — nämlich die des Lehrers von Mendelssohn — wäre „nicht so verschroben, klügelnd und verkehrt gewesen, wie die der meisten Talmudausleger, das Gerade krumm, das Krumme gerade zu machen". Nichtsdestoweniger, verehrte Damen und Herren, steht Herr Grätz und stehen sehr viele in unserer Zeit, steht die ganze Schule der neuen Orthodoxie auf dem verwunderlichen Standpunkt: als kraus und bunt in ihrem Denken, als verschroben und verkehrt und das Krumme gerade machend erkennen sie die Rabbinen Polens und Deutschlands der letzten Jahrhunderte. Nicht genug weiß man auf den „Schutt und Schimmel" zu schimpfen, den sie angehäuft haben; was aber einer dieser Leute als ein Gesetz hingeschrieben hat, das müssen wir heute noch erfüllen, das gelte, weil es einmal gegolten, auch heute noch als Gesetz. Auch Mendelssohn hatte die Nothwendigkeit einer Reform des Judenthums bereits eingesehen; „ich werde es nicht leugnen", erklärte er, „daß ich bei meiner Religion menschliche Zusätze und Mißbräuche wahrgenommen, die leider! ihren Glanz nur zu sehr verdunkeln".

An die historische Erforschung dieser „Zusätze", an die Abstellung dieser „Mißbräuche" hat er nicht Hand angelegt. Er fühlte sich in seiner Bescheidenheit dazu nicht berufen; er erkannte zugleich in seiner Weisheit, daß damals die Zeit dazu noch nicht gekommen war. Er hatte Wichtigeres, er hatte Positiveres zu thun, um die Möglichkeit einer allgemeinen Einsicht in die Dinge vorzubereiten. Die Wissenschaft des Judenthums hat sich zeither, die historische und kritische Forschung hat sich als spätere Folge seiner Anregung und auch wohl des Kampfes, den die Orthodoxie gegen ihn und seine Uebersetzungen geführt, reichlich entwickelt; an ihr ist es nun auch, die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Reform des Judenthums für unsere Zeit in

Wahrheit zu begreifen und auch daran zu gehen, sie auszuführen.

Es führt zum Verfall einer Religion wie einer jeden geistigen Genossenschaft, wenn ein großer, wenn ein sehr großer Theil ihrer Bekenner, wenn auch ihre Lehrer und ihre Führer Hunderte und aber Hunderte von den Sätzen nicht mehr befolgen, in ihrem Herzen nicht mehr anerkennen, sie gleichwohl aber als Gesetze bestehen lassen. Einzelne Ansätze zur Reform sind in Rabbinerversammlungen und Synoden gemacht, immer ohne Continuität geblieben, aus Gründen, deren Erörterung im einzelnen uns hier fern liegt. Der einzige, letzte, wahrhaft zutreffende Grund, weshalb wir uns der stetigen Arbeit an dieser Reform enthalten, ist die Trägheit. Der Sinn für Religion hat allerdings bei der ganzen europäischen Menschheit in diesem Jahrhundert wesentlich abgenommen. Die Religion übt nicht mehr die anziehende Gewalt über die Menschen aus, welche sie vormals gehabt hat. Allein nirgends ist das Gehen- und Liegenlassen so weit gediehen als bei den Juden. Mit offenen Augen sieht man es und nichtsdestoweniger läßt man es geschehen, daß Hunderte und aber Hunderte völlig gleichgültig gegen jede Beziehung zur Religion dahinleben. Neben dem äußerst seltenen Besuch des Gottesdienstes und dem jüdischen Begräbniß ist es nur noch ein wenig specifischer Aberglaube und der Beitrag zur Gemeindeverwaltung, der die Genossenschaft zusammenhält. Kein Wunder! Eine Religion, welche nicht an ihrer Fortbildung arbeitet, in welcher alle diejenigen, welche berufen sind, sie zu vertreten und sie innerlich, geistig zu beleben, aus Rücksichten, nennen Sie sie, welche Sie wollen, nennen wir sie die besten und vortrefflichsten Rücksichten, gleichwohl immer nur aus Rücksichten, beiseite stehen — eine Religion, sage ich, deren Lehrer und deren Führer den Muth nicht haben, sich die Frage vorzulegen: was ist denn eigentlich noch unser Gesetz, was kann es noch sein? — eine solche Religion ist in der allertiefsten Gefahr. Wir lassen es gehen. Wo kein Kläger ist, ist kein Richter; und der einzige Kläger, der da sein

sollte, schweigt: Das ist unser Gewissen. Dankbar müssen wir der Thatsache gedenken, daß wenigstens in Bezug auf den Gottesdienst eine weitgreifende, eine vorzügliche Umwandlung stattgefunden hat. Nicht aller Orten und im Widerspruche, im Kampfe gegen diejenigen, welche sich die Rechtgläubigen nennen, hat diese Reform sich vollzogen.

Wäre es nach ihrem Sinn gegangen, wir entbehrten heute auch noch der deutschen Predigt in den Synagogen. Und geht es ferner nach ihrem Sinn, so brauchen wir nicht zu prüfen und nicht zu ändern; wir erhalten die Religion, wir sind conservativ nach ihrer Meinung, wenn wir Brauch und Herkommen, weil es Brauch und Herkommen ist, bestehen lassen.

Ja, wir können alles gehen und laufen und liegen lassen, ich begreife es wohl. Die Gemeinden bestehen; wenn Sie wollen: die Gemeinden blühen in einer gewissen Beziehung. Noch bewährt sich die alte Treue der Juden im großen und ganzen wenigstens darin, daß sie — mit viel oder wenig Inhalt — die Gemeinschaft bewahren. Nur das eine fehlt: die eigentliche, die wahre Religiosität. Unter Religiosität verstehe ich eben diejenige innere Verfassung des Gemüths, nach welcher die Religion, wenn man zu ihr gehört, auch einen wesentlichen, einen höchsten Theil unseres Daseins bildet, an dessen Heil und Gedeihen uns sehr viel gelegen ist.

Denjenigen aber, welche meinen, daß sie, weil sie am Buchstaben festhalten, eigentlich berufen und im Stande seien die Religion zu conserviren, müssen wir immer wieder zurufen, daß sie im Sinne der Propheten der wahren Religion entbehren. Immer und immer sehen wir sie die Religion wesentlich in dem äußeren Dienst, in dem äußeren Werk suchen und finden; und auch in den freiesten Verwaltungen der Gemeinden sehen wir infolge dessen, daß bei jeder Gelegenheit oft neben absoluter Gleichgültigkeit gegen die Religion der äußere Buchstabe der herrschende ist.

Es wird lange dauern, bevor innerhalb des Judenthums und innerhalb der anderen Religionen die Idee die vollkommene

Herrschaft erlangt über die Form, der Gedanke Meister wird über unsere That, und nach der Idee und nach dem Gedanken auch die Form des Lebens wirklich eingerichtet wird. Es kann noch Jahrhunderte dauern, bis dieses Ideal sich erfüllt. Immer länger aber wird es dauern, wenn wir nicht unsere Schuldigkeit thun und nicht unsere heutigen, durch allgemeine Bildung und gegebene Verhältnisse begründeten und gerichteten Gedanken mit der Wirklichkeit in Einklang setzen.

Viele Keime tiefsten, religiösen Gehalts liegen im Judenthume, welche zum Theil schon früher, am meisten in dem letzten Jahrhundert erstickt und ihres Wachsthums beraubt sind. Wie Mumienweizen werden sie zu neuem Leben gedeihen, werden wir sie der erstarrenden Hülle entziehen und auf den Boden ernster Gesinnung und energischer Geistesarbeit verpflanzen.

Einen solcher Keime: Freiheit der Forschung, Freiheit der Meinung und der Gesinnung hat schon Mendelssohn ans Licht gezogen.

An dieser flüchtigsten Andeutung muß ich es für heute genügen lassen und für eine andere Zeit vorbehalten, die Nothwendigkeit, die unabweisliche Nothwendigkeit darzulegen, das Judenthum — gegenüber der Erstarrung, der es, wie auch die neue Orthodoxie, wie wir gesehen haben, zugesteht, durch Jahrhunderte verfallen war — durch eine weise Reform zu verjüngen, damit es in seinen eigenen Grenzen wieder an Lebenskraft, aber auch an der Fähigkeit gewinne, der allgemeinen religiösen, also der höchsten Cultur der Menschheit neue Dienste zu leisten.

Vielleicht denkt nun mancher unter Ihnen, es sei einen solchen Gedanken hinzuwerfen hier nicht der rechte Ort gewesen, hier in einer Versammlung von Frauen und Männern. Ich aber meine, daß dies selbst eine der schwächsten und dunkelsten Seiten des conservativen Judenthums, namentlich der letzten Jahrhunderte, gewesen, daß die Frauen zurückgedrängt wurden; dergestalt, daß dann mit dem unaufhaltsamen Schwinden der ceremoniellen Uebung das eigentliche innere religiöse Leben

den Frauen am meisten mehr und mehr entfremdet wurde. In allen anderen Confessionen, wenn es gilt, religiöses Leben zu fördern, wenden sich diejenigen, die sich darum bemühen, vorzugsweise an die Frauen. Wie steht es bei uns mit den jüdischen Frauen? Ich bitte die jüdischen Frauen, welche gegenwärtig sind, sich selbst zu fragen, wie sie zur Religion stehen und wieviel sie zur Förderung derselben ihrem Manne und ihren Kindern gegenüber thun.

Mancher könnte wohl auch meinen, bei einem Vortrage über Mendelssohn sollte ein solcher Gedanke nicht vorgebracht werden. Ich aber meine und kann von der Ueberzeugung nicht lassen: wenn diese letzte Betrachtung nur ein einziges geringes Saatkorn ausstreute, welches vielleicht erst in späterer Zeit aufgeht, so daß es zur That führt, zu der That, daß wir uns endlich einmal aufraffen und uns fragen: wie stehen wir Juden denn eigentlich zu dem, was Religion heißt? und wieviel haben wir von wirklicher Religion? und was können und müssen wir thun, um sie wieder ganz und voll und tief zu erringen? dann haben wir mehr damit aufgerichtet, als wenn wir Mendelssohn mit schönen Worten rühmen und preisen, ja, in seinem eigenen Sinne und Geist mehr vielleicht aufgerichtet, als wenn wir ihm das so wohl verdiente Denkmal errichten!

Rede

auf

Dr. Michael Sachs

bei der Feier seines 25jährigen Amtsjubiläums
am 3. Februar 1862

nebst einem Anhang,

enthaltend

1. einen Brief von Dr. Sachs an den Verfasser,
2. des Verfassers Vorrede zum 2. Bande der „Stimmen vom Jordan und Euphrat" von Sachs als Herausgeber derselben.

Hochverehrte Festgenossen!

Mir ist der ehrenvolle Vorzug zu Theil geworden, einen Trinkspruch auf unseren verehrten Jubilar und seine Wirksamkeit auszubringen; denn der silberne Kranz nicht blos des gesegneten Ehebundes, sondern auch einer nun schon mehr als 25jährigen Führung des heiligen Amtes umflicht sein Haupt. Nicht meiner eigenen tiefen Verehrung für ihn habe ich Ausdruck zu geben, sondern der allgemeinen Stimme und Stimmung, die uns Alle hier versammelt hat. Erhaben über den Geschmack der Einzelnen, der freilich verschieden ist, erhaben über das Urtheil, für welches Jeder einen verschiedenen Maßstab hat, erhaben über die verschiedenen Grade der Empfänglichkeit für religiöse Eindrücke überhaupt, die ein Jeder mitbringt, steht der Kern und die wesenhafte Bedeutung eines öffentlichen Charakters, die Alle erkennen und anerkennen. Indem ich es versuche, uns den Inhalt dieser allgemeinen Stimme zu vergegenwärtigen, schwebt mir ein Spruch unserer alten Weisen vor, und ich bitte Sie, verehrte Festgenossen, ebenfalls bei dem, was ich sage, dieses Spruches eingedenk zu sein: Man soll von eines Mannes Vorzügen in seiner Abwesenheit das Ganze, in seiner Gegenwart aber nur die Hälfte verkündigen. Ich werde diesem Spruche folgen, ich darf es; denn hier ist auch das halbe Maß ein Ganzes.

Wir verehren in dem gefeierten Manne vor Allem den Prediger der Gemeinde, den Kanzelredner. „Leben und Tod liegt in der Zunge"; ja wohl, Leben und Tod! Denn ob die

Flamme der Begeisterung hell auflodern oder mählich verlöschen soll, ob der Strom heiliger Empfindungen frisch und lebend dahinfließen oder im dürren Sande der Lebensprosa versiegen soll, ob die blühende, farben- und gestaltreiche Pflanzung idealer Lebensführung sprießen, gedeihen und Frucht tragen oder welken, dahinsiechen und dahinsinken soll: das hängt von der Zunge ab, welche dem öffentlichen Geiste Ausdruck gibt, von dem Munde, der das göttliche Wort verkündet.

Man liebt es die Rede mit dem Fluß, die Beredsamkeit mit dem Strome zu vergleichen. Mit Recht. Desto erfreulicher erkennen wir bei unserem verehrten Jubilar die Wahrheit dieses Gleichnisses, wenn wir an den Ursprung und den jüngeren Lauf eines Stromes denken. Auf den Höhen der Gesinnung, aus der Tiefe des Glaubens entspringt die Quelle; wie dort Perle um Perle steigt Wort um Wort empor und bildet die krystallreine Flut, die in lebendiger Frische dahinströmt, in all ihren Wendungen klar und durchsichtig bis auf den Grund. Wenn aber die Gelegenheit es erheischt, dann stürzt die Woge mächtig zu Thal und rauscht als ein schäumender Katarakt; angestrahlt von der Sonne der Begeisterung erglänzt die Woge und zeigt den siebenfarbigen Regenbogenglanz einer geheiligten Phantasie.

Doch ich versuche es nicht das Bild solcher Beredsamkeit mit Worten weiter auszumalen; fühle ich doch, daß meiner Rede Kraft nicht hinreicht, um die seinige zu preisen.

Auf Eins aber glaube ich noch hinweisen zu dürfen, als auf das Charakteristische, das jeden wahrhaft bedeutenden Redner vor so vielen auszeichnet, auf eine Wirkung des großen Redners, welche schon vor dem Beginn eines jeden Vortrags sich kundgibt. Mit Nichts zu vergleichen nämlich scheint mir die Zuversicht, mit welcher die Zuhörer sich anschicken, die Rede zu vernehmen. Der Redner besteigt die Kanzel: wie oft beschleichen uns in solchem Falle zweifelvolle Gefühle der Furcht und der Hoffnung — — doch wenden wir den Blick von der Schwäche zur Kraft! Hier, bei dem theuren Manne, den wir feiern,

überkommt uns nur das Gefühl der Zuversicht; welche Rede wir vernehmen werden, sie wird unseren Geist erleuchten, unser Gemüth erheben; er mag, wie er es liebt, uns sogleich auf ideale Höhen des Gedankens versetzen, indem er an Worte der erhabensten prophetischen Geister anknüpft und den Schatz edelster religiöser Empfindungen ans Licht stellt, oder er mag Stellen der Schrift zum Texte wählen, die, wenn wir selbst sie lesen, uns geringfügig erscheinen; etwa ein vereinzeltes, geschichtliches Ereigniß, oder eine Verordnung für einen einzelnen Fall wie beim Bau der Stiftshütte, oder ein Gesetz für Umstände, die vergangen sind, weil es auf den Tempeldienst oder das heilige Land sich bezieht. Wir sind aber sicher, er wird uns in jedem geschichtlichen Ereigniß die allgemeinen Ideen menschheitlicher Lebensführung, in jeder Erscheinung das Urbild göttlicher Gnade aufweisen, welche in der Leitung und Vorsehung aller Geschichte der Völker sich kundgibt. In jedem Gesetz wird er uns den Geist der Gesetze offenbar machen. So werden wir denn zu der Anschauung erhoben, wie auch das Vergängliche ein Bleibendes, das Beschränkte ein Unendliches, das Zeitliche ein Ewiges in sich schließt, das wir erkennen sollen.

Durch solche religiöse Betrachtung wird dann jedem großen öffentlichen Ereigniß in der Gemeinde und im Staate, wie der Feier jedes Festes die Weihe ertheilt; wir lernen das Leben mit Wahrheit und Klarheit, mit Kraft und Tiefe begreifen. Und auch die Empfindungen unseres eigenen, engeren Schicksals, mit denen wir das Gotteshaus betreten, werden emporgehoben in die lichte Sphäre einer allgemeinen, das Herz aufs allertiefste tröstenden und beseligenden, religiösen Lebensanschauung.

Aber nicht blos auf das gesprochene Wort, das flüchtig entstanden, zwar nicht ebenso flüchtig wieder vergeht, aber doch nur einen unsichtbaren und allmähligen Einfluß übt, beschränkt sich die Wirksamkeit unseres theuren Jubilars; auch durch das Schriftthum hat er derselben dauernde Denkmale gesetzt.

Gleich nach jener Epoche aufnehmender Studien, von welcher mein verehrter Vorredner gesprochen hat*), offenbart unser Jubilar in der Uebertragung der Psalmen David's Sinn und Richtung seiner Leistungen. Gleich dem Manne, dem diese Arbeit gewidmet ist (Rückert), strebt er „ein sprachgewaltiger Meister des Uebersetzens und Auslegens zu werden".

Diese Meisterschaft beweist er dann in der Uebersetzung derjenigen Bücher der heiligen Schrift, welche er im Verein mit dem hochverdienten und hochverehrten Mitglied unserer Gemeinde, unserem Veteranen jüdisch-litterarischer Thätigkeit, Dr. Zunz, — und mit Fürst und Arnheim herausgegeben; ganz die heilige Ueberlieferung in Gehalt und Gestalt wiederzugeben und doch dabei dem Genius der deutschen Sprache überall gerecht zu werden, ist sein Verdienst.

Von der ältesten Epoche biblischer Quellen wendet er sich dann zu der späteren, rabbinischen Weisheit, um auch sie vermöge der weststöstlichen Kunst uns heimisch zu machen. Im Verein mit seinem edlen Freund, unserem Festredner Dr. Veit, der nicht nur in den engeren Kreisen der Gemeinde und der Stadt, sondern auch in den weiten des preußischen und des deutschen Vaterlandes ein verehrter und geliebter Mann ist, im Verein mit diesem ließ er die „Stimmen vom Jordan und Euphrat" ertönen. Wie versetzen sie uns ganz an den Jordan und Euphrat, diese Stimmen; wie leuchtet und glüht darin die morgenländische Pracht und Wärme der Empfindung, wie üppig glüht und sprüht darin das orientalische Feuer einer noch jugendlichen, ungebrochenen, religiösen Begeisterung; und heilsam, wie die Woge des Jordans von je an gehalten wurde, strömt sie eine tiefe, die Räthsel des Lebens erklärende Weisheit. Und dennoch tönen diese Stimmen unserem Ohr durch deutschen Wohllaut wie heimische Dichtung.

---

*) Dr. Moritz Veit, welcher als Studiengenosse und ausdauernder Freund dem Familienfest der Silberhochzeit seine Rede zugewendet hatte.

Ein anderes Bild zeigt uns die „Religiöse Poesie der Juden in Spanien". In jener Zeit der talmudischen Weisheit und Gelehrsamkeit war die Schönheit der Form geschwunden; das poetische Gewand, das unsere Herausgeber den „Stimmen vom Jordan und Euphrat" gegeben, ist ihre eigene Schöpfung. In Spanien aber erblühte unter unseren Vorfahren später eine Epoche geistig freier Erhebung; indem sie den Schatz der überlieferten Weisheit ehrten und mehrten, indem sie erfüllt waren von der erhabensten Poesie des Wissens und des Glaubens, hatten sie auch die Gewalt der Formschönheit wiedergefunden und weiter gebildet. Wie Wenigen aber nicht blos in außerjüdischen, sondern selbst in jüdischen Kreisen war zu Anfang des Jahrhunderts von diesen edlen Besitzthümern des Stammes bekannt? Erschien Sachs mit seinem Werke, das in der litterarhistorischen Abtheilung eine weit ausgebreitete und tief eindringende Gelehrsamkeit bekundete, in seinen Uebersetzungen aber den edlen Gehalt in den vollendetsten Formen des Wohlklangs uns entgegenbrachte, erschien er nicht wie die Kundschafter, welche kostbare Früchte als Zeugnisse von dem Segen des gelobten Landes bringen? Und ein gerechter Kundschafter war er; wie Josua und Kaleb sprach er: „lasset uns hinaufziehen und das Land einnehmen"; und er hat es eingenommen; er hat uns das ganze „Machsor" übersetzt!

Der „Beiträge zur Sprach- und Alterthumsforschung" will ich nur erwähnen; nach dem Maße ihrer Leistung würden sie in jedem Kreise philologischer Forschung eine ehrenvolle Stellung einnehmen.

Ich habe alle diese Schriften nur genannt, ohne irgend näher auf den Werth und Inhalt derselben einzugehen; steht doch ohnedies unser Jubilar mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit nicht allein, sondern im Verein mit den genannten und vielen anderen und verdienten Männern, die ihm darin theils vorangegangen, theils nachgefolgt sind, und könnte nur in diesem Verein vollkommen gewürdigt werden; aber hinweisen wollte ich nur

darauf, wie auch diese schriftstellerische Thätigkeit in der innigsten Beziehung steht zu dem eigentlichen Kern seiner Wirksamkeit.

Wenn ich nun einen flüchtigen Blick auf die Geschichte des jüdischen Geisteslebens werfe, so entferne ich mich von meinem Gegenstande nicht, sondern bleibe eigentlich bei ihm, denn der Mann, den wir feiern, hat selber ein Stück dieser Geschichte nicht blos erlebt, sondern gemacht; wir werden ein Princip in dem Leben des jüdischen Geistes erkennen, welches in der Wirksamkeit und Persönlichkeit dieses Mannes verkörpert ist.

Mit jedem Verhängniß, das die allgütige Vorsehung im Laufe der Geschichte über ein Volk bestimmt, ist zugleich eine Gnade verbunden. So hat schon jenes älteste Verhängniß über den Menschen überhaupt: im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen, den Segen und die Verheißung mit sich geführt: daß die Menschheit in freier und ureigener Weise, aus der gottgesegneten Kraft und Arbeit das Culturleben gründen soll. In ähnlicher Weise geschah es dem jüdischen Volke mit dem Exil. Gewiß ein Verhängniß; aber zugleich ist es ihm zur Gnade geworden durch den Einfluß, den dasselbe auf die geistige Entwickelung des Volkes, auf die Erfüllung seines innersten Berufes erlangt hat.

Mit dem Lande haben unsere Ahnen auch die Sprache verloren; zerstreut durch viele Länder der Erde haben sie die Sprachen vieler Völker zu ihrer Muttersprache machen müssen. Zugleich aber hatten sie in die Wüste des Exils die Bundeslade der heiligen Schriften in der Ursprache mit sich genommen; die Flasche mit dem Manna des göttlichen Wortes, auf daß sie überall und immer eingedenk bleiben, „daß der Mensch nicht vom Brode allein leben soll", sondern von all den göttlichen Gaben des Geistes, womit die Menschheit gesegnet ist. Daraus entsprang nun aber für das jüdische Volk die eigenthümliche Aufgabe, die geheiligten Urschriften sich in immer und immer wieder neuen Sprachen verständlich zu machen, denselben überlieferten geistigen Gehalt in einer neuen Sprache, also in einer neuen geistigen Form und Art zu gestalten, sich den ererbten

Besitz immer wieder neu zu schaffen und sich und Anderen zugänglich zu machen, von jener griechischen Uebersetzung, den chaldäischen und anderen Uebertragungen alter Zeit bis zu den neuesten Bemühungen, dem Urtext in der deutschen Sprache mit Wahrheit und Würde zu entsprechen. Mit den heiligen Schriften stand dann der ganze altjüdische Geist, wie er wesentlich aus ihnen sich entwickelt hatte, in innigster Verbindung. Aus diesem Verhältniß gestaltete sich für das jüdische Volk, mehr als für irgend ein anderes, die zwingende Nothwendigkeit, von jener providentiellen Anlage der Menschheit, daß sie in eine Vielheit verschiedenartiger Culturen zerfällt, von denen eine jede durch andere Art und Bildung zu jeder ergänzend hinzutreten kann, einen überall gebotenen Vortheil zu ziehen. Aus der Noth ist eine Tugend geworden, denn das hat die Juden zu einem culturdurstigen Volke gemacht!

Eine bereitwillige Anerkennung alles Hohen und Schönen, eine tiefe Sehnsucht nach allem Großen und Erhabenen, das irgend eine fremde Cultur hervorgebracht, bildete sich aus. So konnten jene alten Rabbinen des Talmuds, die man nicht für sonderlich freisinnig zu halten geneigt ist, ergriffen von der Schönheit der griechischen Sprache die gesetzliche Bestimmung treffen, daß öffentliche Vorlesung der heiligen Schrift in den Gemeinden ebenso wohl in griechischer als in hebräischer Sprache stattfinden durfte. Diese freudige Anerkennung des hellenischen Geistes, welche sich auf prägnante Weise in der rabbinischen Deutung ausdrückt, die dem Segen Noah's gegeben ist, „daß die Schönheit des Jepheth (der Grieche) wohnen solle in den Zelten von Sem", sie klingt noch nach in einer Zeit, da man unter dem Druck und in der Nacht des Mittelalters kein Herz und kein Auge mehr für griechische Schönheit hatte; auch in den finsteren Judengassen noch, da man von den Hellenen und dem stagiritischen Philosophen Nichts mehr wußte, nannte man sprichwörtlich einen Knaben, der zum Studium des Talmuds Fähigkeit und Neigung zeigte, ob seiner Intelligenz einen Kopf wie „Aristoteles!"

Und nicht blos anerkannt und aufgenommen, auch mitgearbeitet haben die Juden in allen Epochen der Blüte ihres Geistes an jeder allgemeinen Cultur, in welcher sie gerade standen. Ich nenne je aus großen Zeiträumen nur Einen. Philo in Alexandrien ward nicht zu seiner Zeit blos und nicht blos in jüdischen Kreisen, der jüdische Plato genannt, ob der Schönheit seiner Rede, ob der Anmuth seines Stils, ob der Erhabenheit seiner Gesinnung, ob der Tiefe seiner Gedanken. Maimonides schrieb sein religionsphilosophisches Werk in arabischer Sprache. Unter allen Philosophen alter und neuer Zeit, welche sich der lateinischen Sprache bedienten, steht Spinoza unbestritten als der größeste da. Und eben so unbestritten ist bei uns das Verdienst Mendelssohn's, den philosophischen Stil für die deutsche Sprache erobert und veredelt zu haben. Eingedenk, daß, als die höchste Aufgabe ihres Daseins, die Worte aus Prophetenmunde ihnen vorschweben und gleichsam auf die Fahne geschrieben sein sollen, der sie, wohin immer, folgen, וַאֲתִּיתִיךָ לְאוֹר גּוֹיִם „ich habe dich eingesetzt zum Lichte der Nationen, herauszuführen aus der Gefangenschaft den Gefesselten und aus dem Kerker, die da sitzen in Finsterniß" — eingedenk dieser Aufgabe haben sie überall, wo nur die Schranken ihnen offen waren, mit Hingebung, Wärme und Begeisterung jeder Culturentfaltung sich angeschlossen, haben sie ein Beispiel gegeben, wie die Befangenheit nationalen Geisteslebens ohne Untreue gegen sich selbst abgethan werden kann. Freilich nicht immer waren ihnen die Schranken geöffnet, und die Juden sind dadurch in passiver Weise für alle Zeiten, in denen, für alle Völker, unter denen sie gelebt, zum Thermometer der Humanität geworden. In den Zeiten, da sie von dem Besitz und man möchte sagen von dem Genuß der äußeren Natur ausgeschlossen, da sie in finstere Ghettos eingepfercht, innerlich und äußerlich von der Theilnahme an einer allgemeinen Cultur hinweggedrängt wurden, da ist zuweilen auch dieser Zug des jüdischen Geistes umnachtet, die Flamme in Rauch erstickt worden. Die anfangs nur genügsame Freude an den eigenen Schätzen ausschließlich reli-

giöser und ererbter Cultur, artete bald in Verachtung alles Fremden und aller weltlichen Cultur aus, eine Verachtung, die um so leichter entstehen und desto tiefer sich einnisten konnte, da eben diese fremde Cultur mit Haß und Fanatismus gepaart erschien.

Da kam eine bessere Zeit. Die Freundschaft zwischen Lessing und Mendelssohn war ein Symbol, und nicht blos ein Symbol, sondern als solches auch gar vielfach Ursache von der allmählich immer weiter ausgebreiteten, immer tiefer eindringenden Vereinigung aller Einwohner dieses Landes, vor Allem auf dem Gebiete des geistigen Lebens. Lange aber blieb es auf beiden, besonders aber auf jüdischer Seite bei den Bemühungen Einzelner, diese Vereinigung des allgemein öffentlichen und des eigen ererbten Geistes zu vollziehen. Spät folgten namentlich die Gemeinden. Hier in Berlin war die Gemeinde noch lange durch Rabbinen alten Schlages an ihrer Spitze vertreten. Wohl besaßen diese religiöse Weihe und sittliche Kraft genug, um sich auf der Höhe eines eigenartigen idealen Daseins zu erhalten; aber die Kluft zwischen ihnen und der nachwachsenden Generation ward dennoch immer tiefer, denn jene entbehrten der verständlichen Form, in welcher sie dieser ihren Geist offenbaren konnten, und diese entbehrten des energischen Antriebs, nach anderen und älteren Quellen des geistigen Lebens zu streben, als die ihnen in der Muttersprache, eben so triebkräftig aufblühend, entgegengebracht wurden.

Es ereignete sich ein historischer Verlauf, den wir auch in anderen Zeiten und zwischen anderen Nationen nachweisen könnten, müßten wir uns nicht dem Ziel unseres Trinkspruchs zuwenden und auf das alleinige Beispiel der neueren Entfaltung des jüdischen Geistes beschränken. Treffen nämlich auf einem Boden zwei verschiedene Ideenkreise zusammen, dann geschieht es wohl und so geschah es auch hier, daß zunächst eine Art von Vernichtungskampf eintritt. Man entscheidet sich für den einen oder den anderen; so sehen wir zu Anfang des Jahrhunderts einerseits Viele gänzlich den jüdischen Kreis ver-

lassen; es gilt als ignobel, unmodern, ungebildet, Jude zu bleiben; sie gehen zu anderen Religionen über. Auf der anderen Seite ein starres Festhalten am Alten; jede Sitte, jeder Gebrauch, jede Form wird in einer künstlichen Versteinerung festgehalten; desto starrer und fester, da man in jenen Ungetreuen eine Warnung sieht, nur irgendwie dem modernen Geiste Eingang zu lassen.

Bald aber läßt hüben und drüben die straffe Spannung nach. Bei den schwächeren Geistern bildet sich entweder ein absoluter Indifferentismus für alles Ideale und Hohe, weil man unzulänglich ist, es in der einen oder der anderen Form zu ergreifen; oder ein Scheinwesen, das herüber und hinüber schielt; man will Beides anerkennen, weil man Beides verkennt; man möchte allen höheren Ansprüchen genügen, nur weil man ihre Geltung nicht widerlegen kann. In den stärkeren Geistern entsteht die Sehnsucht nach einer wahrhaften und eindringenden Vermittelung, und aus solcher Sehnsucht entspringt ein neues Stadium des geschichtlichen Ganges: eine Stärkung und Ergänzung beider Ideen- und Culturkreise durch einander tritt ein; jeder wird Leuchte und Maßstab des anderen. Da schwindet jede eitle Meinung, als ob man, um echt modern zu sein, um dem gegenwärtigen Zeitgeist zu entsprechen, das Alte und Ureigene der ererbten, religiösen Cultur verläugnen, verhehlen, verachten dürfte oder gar müßte. Nein! nur wer mit tiefer Erkenntniß den ganzen Weg der Geschichte innerlich durchlebt, steht auf der Höhe der Geschichte!

Und diese Epoche des neueren jüdischen Geisteslebens ist bezeichnet durch die Berufung unseres Jubilars an die hiesige Gemeinde; dieser Standpunkt ist in seinem Leben und in seinen Schriften ausgeprägt. Mit der echt modernen theoretischen Bergwerkskunst der Philologie steigt er hinab in den historischen Schacht der eigenen, ererbten Weisheit, und bringt er das lautere Gold gemüths- und glaubenstiefer Ideen zu Tage, so prägt er sie kundig und mit Meisterhand in classische Formen der Beredsamkeit. Ganz erfüllt von dem Werth und der

Würde des alten geistigen Erbthums, aber zugleich durchaus genährt von den Früchten alter classischer und moderner Cultur, geschmückt mit jenen Tugenden, die mein verehrter Vorredner schon aus frühester Zeit ihm nachrühmt, mit einer tiefen Ehrfurcht und einer unbeschränkten Empfänglichkeit des Geistes ist sein Werk wie der Mann durchaus ein jüdischer Geist, aber geprägt in classische Form.

Die Wirksamkeit, meine verehrten Festgenossen, welche in der Eroberung und Vertretung dieses Standpunktes des jüdischen Geisteslebens sich ausdrückt, ermißt sich nun freilich nicht nach dem Maße, wie jeder einzelne in der Gemeinde sie durch Belehrung für sich empfängt; solche Wirkung hängt gar sehr von der Empfänglichkeit dessen ab, auf den man wirken soll. Aber daß ein solcher Mann da ist, daß dieses Princip des jüdischen Geistes in ihm und so in ihm vertreten ist; dies allein, daß er an der Spitze der geistigen Gemeinde steht, ist eine Wirksamkeit, welche jeder erfährt, dessen Herz für die Interessen der Gemeinde betheiligt ist. Die Bedeutung dieser Wirksamkeit ist um so größer, wenn wir bedenken, daß Berlin eine „Stadt und eine Mutter in Israel" geworden und immer mehr wird.

Auch in dieser Beziehung ist es die Zuversicht, die so wohlthuend wirkt; die Zuversicht, daß wenn man aus nichtjüdischen Kreisen, oder aus anderen Gemeinden, auf die hiesige schaut oder wir selbst uns betrachten, wir das Bewußtsein haben, daß derjenige, der als geistiger Führer an der Spitze der Gemeinde steht, auch auf der geschichtlichen Höhe des jüdischen Geistes sich befindet; daß er die Ehre, der Ruhm, der Stolz der Gemeinde und ihres geistigen Lebens ist. In dieser Zuversicht spreche ich also den Wunsch der ganzen Gemeinde aus, wenn ich Sie, verehrte Festgenossen, bitte, das Glas zu erheben, auf eine lange Dauer dieser Wirksamkeit unseres theuren Jubilars! Herr Dr. Sachs lebe hoch!

Brief von

Dr. Michael Sachs an den Verfasser.

Hochverehrter theurer Freund!

Bevor ich Sie sehe und spreche, ist es mir ein Herzensbedürfniß, Ihnen ein Wort innigen tiefgefühlten Dankes auszusprechen für die Ehre, die Sie mir erwiesen, und für die Freude, die Sie mir bereitet, indem ein liebendes Eingehen Sie allein zu einer solchen Ehrenbezeugung stimmen und zu einem solchen Ausdrucke leiten konnte. Sie erwarten nicht, daß ich der Gedankenfülle, dem Reichthum an tiefen Anschauungen und Lichtblicken seltener Art, der Reinheit und dem scharfen Gusse der Form, in der wohl auch das verwöhnteste Ohr und der wähligste Sinn nicht ein kleines Kritzchen hätte entdecken können, dem edlen Geiste, aus dem das von Ihnen Gesprochene entsprungen, dem liebenden Zuge und wohlthuenden Hauche, der Ihre Worte durchwehte und dem so Gewürdigten — weit, weit über Gebühr! — wie ein Lenzesodem entgegenzog — irgend eine eingehende „Besprechung" würde zu Theil werden lassen. Wer so Solches spricht, weiß, was er kann, braucht's von Keinem zu hören, was er geboten und wie es aufgenommen worden. Aber Eins, was beim Hören und nachdem das Gehörte in mir seine Stelle genommen, mir aufgegangen, will ich Ihnen bemerken, wie ein alter Fabrikant, der über den Fortschritt der Industrie redet. Ich habe mir den gewaltigen Umschwung klar gemacht, der in unserer Mitte sich vollzogen, daran, daß ein jüdischer Professor der Philosophie diese Gedanken in dieser Form in dieser Gesellschaft aussprechen kann, ausspricht und mitten in einer desorientirten, zerstreuten, blasirten, materia-

lisirten eitlen Weltrichtung mit stürmischem Jubel angehört wird! Einer, der es macht, nur ein Einziger — und Gottlob, so schlimm ist es doch auch nicht! — ist der Markstein einer neuen Epoche, — in einem Einzigen hat sich ein solcher Proceß für Millionen vollzogen, und der Eine ist der Rechte und Echte und gäb' es außer ihm Nichts als leeres Stroh der Negation oder das Heu, womit der Troß seine animalische Bedürftigkeit füttert des unersättlichen Magens, oder der gleich unersättlichen Eitelkeit! Und vor Ihnen hatte doch ein anderer Trefflicher auch schon Dinge gesagt, an die vor drei Jahrzehnten Keiner noch und gewiß Keiner mehr dachte! Die Freude, mein theurer Freund, theilen Sie, indem Sie mir sie bereitet!

Und nun noch innigen tiefen Dank für das Gesagte, den herzlichen für das Opfer, das Sie — leidend — gebracht, doch zu kommen und so zu sprechen. Gebe der Himmel dauernden festen Halt dem Gefäße, das so edlen geistigen Inhalt einschließt, und bleiben Sie mir ferner wie bisher liebend geneigt und treu anhänglich. Ich bin es werth, nicht weil ich der bin, den Sie schilderten, nein, der den ich kenne, dem die Liebe Edler ein Gottessegen und ein Bedürfniß ist, und der sie als ein höchstes Gut zu schätzen weiß.

Nun noch herzliche Grüße Ihrer verehrten Frau, und innigen Dank Ihnen von meiner jubilirenden Hälfte, so wie beste Wünsche für Sie Beide von uns Beiden!

In aufrichtigster Freundschaft und liebender Hochachtung

Ihr

Sachs.

Berlin, 4. Februar 1862.

Vorrede zu

„Stimmen vom Jordan und Euphrat".

Ein altes trübes Geschick lastet auf den „Stimmen vom Jordan und Euphrat"; längst sind sie nicht mehr in fröhlichen Reigen erklungen, in unbedrückter Erhebung des Geistes selten, ja selten ohne Wehmuth und Klage. Auch diesen „Stimmen", wiewohl erhoben allein aus der Fülle frei sich bewegenden und voll ausströmenden Geistes, war es nicht gegönnt, ungetrübt die Freudigkeit des schaffenden Gedankens auszutönen. Zwar beide Männer, die, als ein Zeichen innig begründeter und edel gepflegter Gemeinschaft, das erste Bändchen derselben zusammen herausgaben, standen damals in der Reife der Kraft und der That, mit ihrem bloßen Dasein weithin in Israels Kreisen stolze Freude verbreitend; aber bevor die Blätter, die bereits vollendet waren, an das Licht der Oeffentlichkeit traten, hat ein tiefer Schmerzensschatten sich darüber gebreitet, auf ein frisches Grab sollten sie als Denkmal der Liebe gelegt werden. Nun war das erste Blatt doch eine Klage; eine wunderbar bescheidene, demüthige, in Selbstüberwindung an sich haltende, aber dennoch eine tief eindringliche Klage um den herbsten Verlust, der das Vaterherz treffen konnte, um den Tod seines Sohnes, eines blühenden Jünglings.

Das Leid war gestillt, die Wunde vernarbt. Aeltere Dichtungen, die im ersten Bändchen keine Stelle gefunden, wurden von Neuem geprüft, spätere begonnen oder fortgesetzt; die „Stimmen vom Jordan" sollten von Neuem ertönen. Hier nun erscheinen sie. Aber tiefer und herber tönt die Klage in diese Stimmen hinein; sie treten in die Welt, nachdem ihr Dichter zur Erinnerung geworden. Veit hatte einen Beitrag wohl kaum gerüstet, Sachs seine Dichtungen, die hier darge-

boten werden, nicht völlig gerundet, als der Tod beide Freunde in wenigen Tagen nach einander dahinraffte, jedem Kundigen das Bibelwort auf die Zunge legend: „die Geliebten und die Holden im Leben, auch im Tode sind sie nicht getrennt.“ Der tiefen Trauer Ausdruck zu geben, welche so verschiedene wissenschaftliche, religiöse, sociale und politische Kreise um solchen Verlust ergreifen mußte, ist dieses Ortes nicht, noch dieser Zeit. Nur weshalb ein fremder, ob auch befreundeter Name auf dem Titel erscheint, sollte erklärt werden. In der That fast nur der Name ist's, den ich, dem ehrenden Wunsche der Familie folgend, aus freundschaftlicher Pietät, dem Werke zum Geleit geben konnte. Wo die poetische Form der letzten bessernden Hand zu entbehren schien, sind befreundete Dichter zu Hülfe gerufen; nur über die Erhaltung der eigenthümlichen Denk- und Redeweise habe ich selbst gewacht. Meinen verehrten Freunden Herren Dr. Otto Roquette und Prof. Dr. Friedr. Eggers sage ich herzlichen Dank, daß sie mit liebenswürdiger Hingebung den verwaisten Versen das Maß der Schönheit gegeben, welches zu vollenden ihrem plötzlich entrissenen Schöpfer nicht mehr vergönnt war.

Eines Mannes, dem die rabbinischen Schriften durchaus kundig und geläufig sind, bedurfte es, um den „Nachweis der Quellen“ zu liefern, aus denen die Anregung der poetischen Gedanken geschöpft ist. Meinen Bruder, dem Rabbiner Dr. L. Lazarus in Prenzlau, dem langjährigen Freunde des Verewigten, verdanke ich es, daß dieser belehrende Vorzug auch dem gegenwärtigen Bändchen nicht fehlen sollte.

— — — — — — — — — — — —

Wehmüthig freudige Erinnerungen knüpfen meine Theilnahme an diese Dichtungen; in gewissem Sinne bin ich ihr ältester Freund. Mehr als zehn Jahre sind's, daß ich das Glück hatte mit dem Verklärten am gleichen Badeorte zu verweilen. Fern von dem an Pflichten und Störungen überreichen Amte, konnte er dort der poetischen Muße und dem Verkehr mit Freunden sich hingeben, wie es daheim beiden selten gegönnt war. Stun-

den, Tage, Wochen durften wir dem Gedankenaustausch leben, der an Reichthum und an Innigkeit sich steigern konnte, wie nie zuvor. Das Leben überrascht uns zuweilen mit der beglückenden Lehre, daß es neben dem Genie der Entdeckung, des Wissens und der Kunst auch ein Genie der Persönlichkeit gibt; ein solches war Michael Sachs. Wie oft im Aufblitzen des Gedankens, im Aufflammen der Rede konnte man dessen ein Zeugniß erleben.

Damals schon hat er mir von den Blättern, die hier im Druck erscheinen, manche ganz, manche halb vollendet mitgetheilt; andere tragen das Zeichen, daß sie in jenen glücklichen Tagen entworfen wurden. Damals auch wurde mir in seinem Leben klar, was Manchem ein Räthsel geblieben, der ihn nur in der Arbeit Drang und unter der Pflichten Last gesehen. Ja er war ein Räthsel für Viele; das ist unleugbar. Um so größer schien das Räthsel, da Niemand leugnen kann, daß er eine offene, freie Natur gewesen. Verborgen war er Niemand, aber Vielen unverständlich.

Zwar um den Gelehrten, den poetischen Uebersetzer, um den Redner ist niemals Streit gewesen. Unbestritten und kaum bedingt war das Lob seiner Arbeit; daß er nur wenig von dem, was er gewollt und was er vermocht, auch wirklich geschaffen hat, werden seine Gegner sowohl, wie seine Freunde beklagen. Unbegreiflich aber schien es, daß ein Mann, heimisch im Geist des classischen Alterthums, auf der Höhe humanistischer Bildung der Zeit, vertraut mit der Entwickelung der Philosophie, — so abschließend sich verhalten konnte gegen alle Forderungen der Gegenwart in Bezug auf das Judenthum selbst und seine Lebensformen. Kleine Beweggründe, Amtsrücksichten, Pastoralklugheit lagen ihm fern; sie hatten keine Stätte in seinem edlen Gemüth. Auch waren ihm philosophische Gedanken nicht ein todtes Material; in seinem Denken war Leben, und sein Leben war voller Gedanken.

Was ihn hob und was ihn hemmte, war aus gleicher Quelle; er war ein Dichter. Er sah alle Dinge des Lebens

und die religiösen zumal nur von poetischem Schimmer umflossen. Nicht daß er wie ein poetischer Künstler die realen Dinge nur mit diesem Schimmer umgeben hätte; nein! er sah sie nicht anders, er war eine poetische Natur. Der Erkenntniß der geistigen Schöpfungen seines Volkes an Gedanken und Lebensformen mit aller Liebe hingegeben, erblickte er Alles, was ein Erbe der schöpferischen Vergangenheit war, das Große und das Kleine, das Ferne und das Nahe, das Bedeutsame und das Unbedeutende in diesem poetischen Glanze — oder Nebel. Sind doch diese Dichtungen selbst nur ein sprechendes Beispiel, wie er aus dem, was formlos und selbst mißgestaltet (wie der rabbinische Dialekt ist), dennoch den edlen Gehalt in gewinnende Form zu fassen nicht ermüdete.

Ein friedlicher, ja ein kindlicher Sinn läßt ihn mit naiver Begeisterung mitten im Leben stehen. Für viele Dinge in der That hatte er kein Verständniß, und desto mehr hatten Viele kein Verständniß für ihn. Nicht weit und fein und falsch gesponnene Theorien hinderten ihn die Dinge zu sehen und zu nehmen wie sie sind, sondern allein jene poetischen Täuschungen. Seinem Urtheil über Menschen und Dinge gab dies einen eigenen Reiz. Aber auch seine Hoffnungen, seine Bestrebungen, sein Blick in die Zukunft waren die eines poetischen Gemüths. Traf er nun auf die wirklichen Dinge und traten sie an ihn mit ihren Härten und Eigenheiten, dann zog er sich schnell und scheu zurück. Unmittelbar auf die Gegenwart wirken, Großes ausrichten, war ihm daher unmöglich. Desto mehr konnte er anregen, die ideale Stimmung schaffen, aus welcher Kräfte erzeugt und bewegt wurden. Auch von der geistigen Wohlthat gilt der alte Satz: daß Thaten in den Anderen anzuregen wichtiger ist, als nur allein zu wirken. Nicht zufällig ist es daher, weder daß in Berlin viele ideale Zwecke auf dem Gebiete des Judenthums sich regen nnd erfüllen, seit er hier lebt, noch auch daß er selbst sie eigentlich nicht ausführt.

Ob uns des Räthsels Lösung gelinge oder nicht, es gilt ein Zeugniß abzulegen und die Thatsache auszusprechen. Sachs

war im Urtheil erstaunlich frei von jeder Tradition; er war frei wie ein griechischer Philosoph, selbständig, kühn gegen alles Hergebrachte, Gebräuchliche, allgemein Geltende. Aber in seiner Praxis wendet er diese Freiheit nur gegen den neuerdings hergebrachten, nachgebeteten, äußerlichen religiösen Liberalismus; er ist so kühn und so freisinnig — orthodox zu sein.

Er war sich bewußt, den Reiz der Schönheit des classischen, den Adel und den Schwung des modernen Geistes stärker zu empfinden, als viele Andere, die ihn auf ihre Fahne schrieben; aber er ist stolz darauf, von diesem Reize ungefesselt, dem scheinlosen, aber sittlich tiefen Erbgut des jüdischen Geistes eine schwärmerische Liebe zu bewahren und den monotheistischen Ernst des Lebens über alles Wissen und alle Schönheit zu setzen. — Er kannte die Schwächen der echten Orthodoxen und Nationalen so gut und liebte doch so Vieles, was mit ihnen aufs Innigste zusammenhing; in der Sorge für jedes Heiligthum zart, rastlos und offen, erscheint seine bloße Treue als Eifer. Mit dem Werkzeug der modernen Bildung ist Negiren so leicht, Conserviren schwer; desto schwerer, wo Negation im Rechte ist. Aber eben deshalb steht er zur verlassenen Fahne des Alten und harrt dabei aus, alle Freiheit des Geistes und allen Freimuth auf dies Ausharren gewendet. So kennt und braucht er in schwungvoller Rede alle Formen neuzeitlicher Bildung, um dem Geist der alten Zeit getreu zu sein und gerecht zu werden.

Bald wird sein Andenken sich zu reiner Schönheit Allen verklären, wie er vergangene Zeiten in frommer Begeisterung verklärt hat.

Berlin, im November 1867.

Rede

am Sarge

Ludwig Traube's

am 11. April 1876.

Freunde! Leidgenossen!

Auf den Wunsch Derer, die das herbe Leid dieser Stunde am schwersten und am nächsten tragen, nehme ich hier das Wort, das sonst nach dem Brauch ein geistlicher Mann oder ein Berufsgenosse des entschlafenen Freundes zu führen hätte. Nicht um eine Leichenrede zu halten; denn eine solche wäre gegen den ausgesprochenen Sinn des Verewigten, an dessen Sarge wir stehen. Ich will den Schmerz nicht erörtern, von dem wir ergriffen sind, den Verlust nicht schildern, den wir erleiden, wir Alle, die wir an der tiefdringenden Forschung, an der verbreitenden Lehre, an der rathenden und helfenden Kunst, die er geübt, so unmittelbar betheiligt sind; ich will auch nicht nach Tröstungen suchen, wo kein Trost zu finden ist.

Wohl könnte ich ein Lebensbild entrollen, dessen Anblick so ergreifend und erhebend ist, daß unser Geist selbst über das frühe und das schmerzliche Ende desselben, das wir zu beklagen haben, hinaus und hinauf gehoben würde. Aber ein Wort fesselt meine Zunge, in welchem des Verstorbenen und der Ueberlebenden Sinn sich vereinigt, eine Lobrede jeglicher Art zu vermeiden. Fern sei es deshalb auch von uns, auf oratorischen Umwegen von Tugenden und Vorzügen zu reden, die man zu verschweigen vorgibt. Lassen Sie mich ein ehrliches und redliches Schweigen darüber bewahren. Wir dürfen es auch. Das Licht hat nicht unter dem Scheffel gestanden; sein Lehramt und seine Wirksamkeit hat Traube's Wollen und Können Vielen durch viele Jahre offenbar gemacht. Seit die Schmerzens-

kunde erscholl: Traue ist todt, hat ein weiter Kreis von Menschen, haben sicherlich alle, die hier versammelt sind, über den herben Verlust gedacht und gesprochen, den die Wissenschaft, die Universität, die leidende Menschheit, der Kreis der Freunde, die verwaisten Kinder erlitten haben. Ich könnte nur mit Worten wiederholen, was Jeder von Ihnen gedacht und gefühlt hat. Und schmerzlich lange vorbereitet war das Leid, das wir nun so schwer empfinden.

Als heute vor elf Wochen der bleiche Mann dort zur Thür herein wankte, um am Sarge der geliebten Gattin zu stehen, da waren unsere Seelen nicht nur vom tiefsten Mitleid erfüllt, sondern auch von Furcht, von der allzu begründeten, allzu schnell bewährten Furcht, daß das Herz dieses theuren Mannes gebrochen ist. Und heute gedenkt jeder Schriftkundige fast unwillkürlich der Worte des königlichen Sängers: die einander geliebt und die einander beglückt haben im Leben, auch im Tode sollen sie nicht lange von einander getrennt sein.

Und dennoch dürfen wir diese Hülle des edlen Todten nicht von uns lassen, ohne einen hehren Scheidegruß; dennoch müssen wir unsere Seelen der drückenden Last des dumpfen Schmerzes entreißen.

Dem Geiste der altjüdischen Religion hat es entsprochen, bei Sterbenden und Gestorbenen Gebete zu verrichten. Aber in diesen Gebeten hat nicht der Aufschrei des Schmerzes, nicht die Bitterkeit der Klage, auch nicht die persönliche und individuelle Tröstung, am wenigsten ein andringendes Bitten selbst um der Seelen Seligkeit einen Ausdruck gefunden; vielmehr einzig und allein der Hinweis des unendlich Kleinen auf das unendlich Große, der Hinweis des Zeitlichen auf das Ewige, des Scheines und der Erscheinung auf das ewige Sein und seine Wahrheit und sein allwaltendes, weises Gesetz.

In dem gleichen Sinne nun wollen wir in freier Gestaltung jenes 90. Psalmes uns erinnern, der in uralten Tagen als ein Gebet Mosis, des Gottesmannes gedichtet ist:

„Ewiger, Du bist der Hort von Geschlecht zu Geschlecht. Ehe denn die Berge geboren wurden, ehe die Welt und die Erde kreiste, bist Du von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Du führest den Menschen zum Ziel und sprichst: Kehret wieder, Menschenkinder!

Denn tausend Jahre sind vor Dir wie Ein Tag, der dahin ist, wie eine Wache der Nacht.

Der Strom des Lebens fließet daher, wie der erquickende Schlaf und die sprießende Blume. Aber am Morgen sprießet sie und blüht, am Abend abgemäht und verdorrt.

Denn wir schwinden hin vor Deinem Hauche, vor Deiner Glut verglimmen wir.

Unsere Tage verrinnen, unsere Jahre vergehen wie ein Gedanke.

Unserer Lebensjahre sind siebzig und wenn es hoch kommt achtzig und wenn es köstlich gewesen ist, ist es Mühe und Arbeit gewesen; eilig, abgeschnitten, so fliegen wir dahin.

Lehre uns die Tage zählen, auf daß wir ein weises Herz gewinnen.

Wende Dich zu uns, Ewiger, erfülle uns mit Deiner Huld und Gnade, nach den Tagen des Leides, nach den Jahren der Pein. Sichtbar werde Dein erhabenes Schöpfungswerk Deinen Kindern, und der Glanz Deiner Majestät erleuchte sie. Die Huld unseres Gottes sei über uns, daß unserer Hände Werk gefördert und gesegnet sei."

Und jetzt kommt doch die härteste Minute, vor der die Seele ihre Schwingen sinken läßt, im Innersten bebt und schauert, wenn nun der letzte Rest — von hinnen genommen wird. Dann weint Euch aus. Die Seele wird ihre Schwingen wieder heben; dann wird das Bild des Verewigten rein und lauter in unserm Geiste stehen, zu unserm Heil. Denn wessen Leben ein segensreiches gewesen ist, dessen Andenken wird in jeder Seele, die es bewahrt, ein Segen sein.

Rede

auf

Moritz Kohner.

Zur Eröffnung des Deutsch-Israelitischen Gemeindetags

zu Leipzig

am 19. September 1877.

Vorbemerkung.

Der Gemeindetag ist die Hauptversammlung der Vertreter des im Jahre 1869 gelegentlich der ersten israelitischen Synode zu Leipzig durch den Vorstand der dortigen Gemeinde, an dessen Spitze Moritz Kohner stand, ins Leben gerufenen Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes. Der Gemeindebund hat seinen Sitz nach dem Tode seines zweiten Präsidenten, des seligen Jacob Nachod (1877—1882), nach Berlin verlegt; bis dahin war er in Leipzig. Sein erster Präsident war Moritz Kohner (1869—1877), welcher als der eigentliche — wahrscheinlich einer Anregung von Emil Lehmann in Dresden folgende — Begründer desselben betrachtet werden kann.

In Berlin ist seither der Geh. Sanitätsrath Dr. Samuel Kristeller der geschäftsleitende Präsident des Bundes; neben ihm gehören Herr A. L. A. Hahn in Frankfurt a. M. und der Verfasser zum Präsidium.

Für diejenigen meiner Leser, welche die Aufgabe des Bundes nicht kennen, füge ich hier den § 1 seiner Statuten hinzu:

§ 1.

Name, Sitz, Zweck.

Die im Jahre 1869 begründete Vereinigung Deutsch-Israelitischer Gemeinden führt den Namen

Deutsch-Israelitischer Gemeindebund

und hat ihren Sitz zu Berlin.

Zweck des Bundes ist die Förderung der Verwaltungs-, Bildungs- und Wohlthätigkeitsangelegenheiten der Israelitischen Gemeinden des Deutschen Reichs.

Insbesondere soll dieser Zweck erreicht werden durch:

1. Fürsorge für Religionsunterricht und Ausbildung von Religionslehrern,
2. Erstrebung eines gleichmäßigen Systems der definitiven Anstellung und der Pensionirung von Gemeindebeamten, sowie der Fürsorge für deren Hinterbliebene,
3. Unterstützung von Unternehmungen und Veranstaltungen zur Hebung der Volksbildung unter den Juden und zur Verbreitung richtiger Kenntnisse von dem Wesen und der Geschichte des Judenthums,
4. Aufmunterung zur Ausbildung der Jugend für Handwerk, Landwirthschaft und technische Gewerbe,
5. Förderung des Kranken- und Armenpflegewesens, namentlich Beseitigung der Wanderbettelei.

Die Behandlung cultureller und ritueller Fragen, desgleichen die Erörterung politischer Gegenstände sind von der Thätigkeit des Bundes ausgeschlossen.

Meine Herren! Ich folge der ehrenvollen Aufforderung des Ausschusses des Gemeindebundes, diesen Gemeindetag zu eröffnen. Wenn sonst der Gemeindebund in seinem Ausschuß oder seinen Plenarversammlungen eine Sitzung hielt, hatte er keinen Präsidenten zu wählen, er hatte einen geborenen Präsidenten; den Mann, in dessen Geist, und sagen wir es gleich, in dessen Herzen der Gemeindebund geboren war. Meine Herren, Sie wissen es alle, welch' einen schweren Verlust zunächst der Gemeindebund erlitten hat, als dieser sein ständiger Präsident von hinnen schied. Vielfach ist der trüben und schmerzlichen Stimmung, welche weithin in Israel ihre Stätte gefunden hatte zur Zeit seines Ablebens, Ausdruck gegeben, Ihnen allen ist in jenen Tagen über das Leben des verewigten Herrn Stadtrath Moritz Kohner genaue Kunde geworden. Es ist deshalb meine Aufgabe nicht, wiewohl die Pflicht der Pietät das Erste ist, was mir meine Worte in den Mund legt, hier von Neuem über das Leben, über die Leistungen, über den Werth Moritz Kohner's für engere Kreise, selbst für weitere zu sprechen; nur eines, was dem Zwecke, zu dem wir hier versammelt sind, besonders nahe liegt, lassen Sie mich hervorheben. Kohner war ein typischer Mann in Israel, und nicht blos ein typischer, sondern als solcher zugleich ein *symbolischer*. Fernher kommend in ein fremdes Land, in eine fremde Stadt, in eine fremde Gemeinde, in ein fremdes Haus, als abhängiger Mann*), — das ist symbolisch, so zieht Israel

*) Zu Neumark in Böhmen am 4. April 1818 geboren, kam er in jungen Jahren als Handlungsgehülfe in eine Wollhandlung nach Leipzig, wo er am 21. März 1877 als Inhaber eben derselben Handlung und als Stadtrath gestorben ist.

seit zwei Jahrtausenden beinahe. Aber durch eigene Arbeit und durch die Gunst derjenigen Culturverhältnisse, in welche hinein er getreten ist, ist der abhängige Mann zum unabhängigen, der Fremde zum Heimischen, der jung und unerfahren beginnende zu einem führenden und leitenden Manne geworden, der selbständig sein Haus gegründet, selbständig eine Stellung erworben in seiner Gemeinde, eine hochgeachtete Stellung auch in der Stadt, wie sein Titel „Stadtrath" Ihnen beweist. Aber mit alledem war er noch nicht zufrieden. Einen Mangel sah er in Israel, der ebenfalls typisch, der ein altererbter, historischer Mangel in Israel ist, daß immer wieder der Einzelne sich emporarbeiten muß, daß es an den zusammenhaltenden und zusammenwirkenden Institutionen fehlt. Wohl haben Männer Israels, wo immer sie sich niedergelassen, durch den alten Geist inniger Angehörigkeit und inniger Zusammengehörigkeit schneller oft, als man es erwarten konnte, und mit größerer Fruchtbarkeit Gemeinden gegründet; aber die Gemeinden waren eben als Gemeinden wiederum vereinzelt, wie Fremde, ohne Zusammenhang in den Ländern untereinander. Wenn es nun der große Vorzug der öffentlichen und allgemeinen Cultur ist, unter welcher wir im Deutschen Reiche leben, daß es eben dem einzelnen und fremden Manne möglich war, das als Einzelner zu thun, was die Juden als Gesammtheit gethan haben, nämlich festen Boden zu fassen mit ihrer geistigen Arbeit in fremden Ländern, wahrhaft heimisch zu werden dadurch, daß sie mitwirken an der öffentlichen geistigen Arbeit, an der allgemeinen Cultur, ich sage, wenn ihm dies möglich geworden ist, so sah er, daß auch die Juden als Gesammtheit aufhören müßten, blos als Einzelne und als einzelne Gemeinden zu wirken, daß sie Zwecke ergreifen und Zwecke erfüllen müßten, welche allein ergriffen und erfüllt werden können dadurch, daß Viele zusammenstehen, daß namentlich viele Gemeinden zusammenwirken. Dies gab ihm den Gedanken, einen Gemeindebund herbeizuführen. Die Geschichte dieses Gemeindebundes ist Ihnen allen bekannt. Der letzte Theil der Lebensgeschichte Kohner's ist von Einfluß eben

auf diese Geschichte gewesen, seine Krankheit, die jahrelang zu unser aller schmerzlichem Bedauern ihn niedergehalten hat, machte auch den Gemeindebund krank. Meine Herren, daß ich es sagen muß, im innigsten Zusammenhange mit dem, was uns hier lebhaft interessirt, sagen muß: leider auch darin war in der Stellung Kohner's etwas Typisches in Israel. Von jeher war es der Fehler, daß zu oft und zu viel auf zwei Augen gestellt war. Blicken Sie fast durch die ganze Geschichte der Juden hindurch: ganze Epochen schon in der ältesten Zeit, die z. B., welche als die Epoche der Richter in einer eigenen biblischen Schrift dargestellt ist, ganze Epochen leiden vorzugsweise darunter, daß immer nur Ein Mann an der Spitze steht, welcher das zuweilen darniederliegende Gewebe der Culturarbeit von neuem aufnehmen und fortführen muß. Auch im Gemeindebunde hat es sich gezeigt — und Sie werden nachher in officieller Weise und in exacter Darstellung das, was ich nur andeuten kann — erörtert finden, wie sein Fehler darin liegt, daß nicht das Zusammenarbeiten Vieler, sondern vorzugsweise das Hinblicken auf die Arbeit des Einzelnen wenigstens historisch geworden war. Denn auf der anderen Seite wollen wir nicht übersehen, daß das Volk Israel immer sehr gute Gesetze und vorzügliche Institutionen gehabt hat; seine Gesetze waren immer so, daß der Gesetzgeber sagen konnte: ki hi chochmatchem uwinatchem etc.*) Die Institutionen waren vorzüglich, auch die des Gemeindebundes, wenn nur nicht ihre Erfüllung immer auf einen Einzelnen geschoben worden wäre, wenn die Vielen, für welche die Institution geschaffen ist, auch wirklich an ihr mitarbeiteten. Möchte denn dieses zum Andenken Kohner's gesagt sein, daß wir aufs Innigste wünschen und hoffen, der Gemeindebund werde nicht verschwinden, wie er uns dahingeschwunden ist. Ob er auch gekränkelt hat mit seiner Krankheit, wird er doch nicht scheiden dadurch, daß sein erster Präsident dahingeschieden ist. Vielmehr muß eben aus dieser That-

*) „Denn sie sind eure Weisheit und eure Vernunft in den Augen der Völker" (5. B. M. Cap. 4,6.).

sache die Ueberzeugung Allen desto lebendiger entgegentreten: es darf nicht so bleiben in Israel; es darf nicht so bleiben, daß die fruchtbarsten, die werthvollsten, die folgenschwersten Gedanken gedacht werden, und dann immer nur Einzelne für ihre Erfüllung eintreten, die große Mehrzahl aber nur zum Scheine und nur dem Namen nach an derselben sich betheiligt. Mag dies vorzugsweise uns auch dazu dienen, daß das Andenken Kohner's erhalten bleibe, der so warm und innig für Israel empfand, der seine ganz allgemeine Culturrichtung, seine ganz allgemeine Bildung, die er besessen — so frei und so losgebunden von aller Beschränktheit und von aller inneren Fesselung, — dennoch mit dem lebhaftesten Interesse Israel immer gewidmet hat. Möchte doch auch diese seine geistige Richtung fürder erhalten bleiben und der Gemeindebund sich gewissermaßen erneuern durch den Gedanken, daß nunmehr eine Organisation geschaffen werden muß, welche nicht auf zwei Augen gestellt ist, und daß eine Thätigkeit innerhalb derselben sich entwickelt, welche den Zusammenhang und die Ueberlieferung in der Abfolge wahrt, das unaufhörliche, nimmer stillstehende Wirken in allen Graden des ganzen Organismus sichert und dadurch das Bestehen desselben verbürgt.

Wenn ich nun zur eigentlichen Eröffnung dieser Versammlung Sie also aufzufordern habe, daß Sie einen Präsidenten zur Führung Ihrer officiellen Geschäfte heute und hier ernennen möchten, so bitte ich Sie, mir doch vorher nur noch ein einziges Geschäft als Ehrenpräsidenten zu gestatten: einen Antrag zu stellen, den ich Ihrer Annahme unterbreite, einen Antrag, der aus dem Herzen Vieler kommend, in den Herzen Aller, ich zweifle keinen Augenblick daran, unbedingt Anklang finden wird. Lassen Sie uns unserer tiefen Verehrung für den heimgegangenen Begründer des Gemeindebundes, unserer herzlichen Dankbarkeit für seine Schöpfung und alle die ausdauernde, oft unter heftigen und herben Schmerzen fortgesetzte, mühevolle Thätigkeit am Gemeindebund, lassen Sie uns zugleich unserer herzlichen Anhänglichkeit, unserem Wunsche nach einem stetigen und dauern-

den Andenken für diesen echt jüdischen, nach Klarheit und schlichter Weisheit strebenden Geist, nach Innigkeit der Hingebung ringenden Gemüth, lassen Sie alledem dadurch Ausdruck geben, daß wir Moritz Kohner zum immerwährenden Ehrenmitglied des Gemeindebundes ernennen. Ich bitte Sie, wenn Sie dem zustimmen, zu Ehren des Mannes, den wir so für alle Zeit ehren wollen, sich von Ihren Sitzen zu erheben.

(Geschieht.)

Es ist ein feierlicher Moment gewesen, meine Herren, in welchem wir gleichsam Abschied genommen haben von dem Manne, der den Gedanken geschaffen hat, der nun alle beschäftigt, Abschied von ihm, inwiefern er thätig war für Erfüllung dieses Gedankens. Aber als ein leuchtendes Vorbild für alle diejenigen, die kräftig theilnehmen wollen an dieser Arbeit, wird er dauernd fortwirken, indem er in den Listen der Mitglieder dieses Bundes nach Ihrem Beschluß als immerwährendes Ehrenmitglied geführt wird.

Rede

auf

Frau Bertha Oppenheimer

am Sarge gesprochen

den 21. Mai 1880.

Freunde! Leidgenossen!

Nicht nur unter den Anwesenden, auch unter den Lebenden meine ich, wenn man die Jahre der Freundschaftsdauer zählt, bin ich der älteste Freund unserer heimgegangenen Freundin. — Sie werden es daher natürlich finden, daß ich ihr den schmerzbewegten Scheidegruß hier zurufe und ein flüchtiges Bild des vollendeten Lebens an unserer Seele vorüberführe.

Die Bilder, welche man an der Bahre von den Dahingeschiedenen zu entwerfen pflegt, sind meist hehrer, glänzender, die Gestorbenen erscheinen bedeutender, edler, besser, als in den Urtheilen, welche über die Lebenden unter den Lebenden im Laufe alltäglicher Wirksamkeit gefällt werden. — Es scheint mir jedoch noch sehr fraglich, ob jene beim harten Ernst des Schicksals und bei dem herben Schmerz des Abschieds geschöpften Urtheile, indem sie liebevoller sind, nicht auch zugleich mehr Wahrheit enthalten, als die aus den wechselnden Stimmungen, aus der Hast und dem Gleichmuth des gewohnten Lebens. Wenn die plastischen Künstler an einem Bildwerk schaffen, dann fassen sie es in einen abschließenden Rahmen und sehen ihr Werk durch einen Spiegel an. — Hier, der Sarg, ist der abschließende Rahmen des Lebensbildes und vom Spiegelglanz der Ewigkeit wird das Endliche bestrahlt.

Dein Lebensbild aber, theure, heimgegangene Freundin! darf ich jetzt ohne allen Glanz in der schlichten Wahrheit sehen, und nicht anders von Dir denken, als wir zu aller Zeit mitten im Leben von Dir gedacht haben. — Dies allein würde Deiner edlen Seele als recht erscheinen.

Denn unter allen Tugenden, welche unsere Freundin ausgezeichnet haben, tritt vor allen die hervor, daß sie scheinlos gewesen ist. Scheinlos sind die Menschen nicht oft, die Frauen selten, jüdische Frauen noch seltener. — Sie aber war scheinlos, weil ihre Seele das Rechte und Wahre erkannt hatte, ihr Herz nur dem echten und dem wahren Werth ergeben war. So kenne ich sie eine lange, lange Zeit.

Ich war noch ein Schüler, da ich sie zuerst als eine blühende junge Frau, von ihren aufblühenden Kindern umgeben, im Hause ihrer Eltern sah. Aber meine Kenntniß ihres Lebens reicht noch viel weiter zurück. Hatten wir doch auch noch einen gemeinschaftlichen Lehrer, der oft von ihr gesprochen hat. Sie ist eine sehr beliebte, noch lange gepriesene Schülerin einer weit berühmten Lehranstalt gewesen. — Mit dem Hauptlehrer derselben, einem als pädagogischer Geschichtschreiber in weiten Kreisen hochgeehrten Manne, hat sie eine innige Freundschaft verbunden, die bis an sein in hohen Jahren eingetretenes Lebensende gedauert hat.

Dies ist gewiß ein deutlicher, charakteristischer Zug ihres geistigen Strebens sowohl wie ihres Gemüthes, daß sie, wie mit dem eigenen Lehrer, so später mit den bedeutendsten unter den Lehrern ihrer Kinder in langer und treuer Freundschaft gestanden hat.

Ihre natürliche Anlage war ungewöhnlich, ungewöhnlich auch ihr Lebensschicksal, das in starken und schroffen Gegensätzen sich fortbewegte, und, durch beides gehoben und geläutert, ihr Charakter.

Welch eine glückliche Zeit war die der jungen Ehe. Von einem liebevollen Manne auf den Händen getragen, machte sie sein Haus zu einer Heimstätte edelster Gastlichkeit. Es ist naturgemäß, daß bei Männern, deren Leben mit den Lasten und Pflichten des praktischen Berufes ganz ausgefüllt wird, die Frau die geistige Atmosphäre des Hauses bestimmt. Geraume Zeit war das unserer Freundin ein Sammelpunkt vieler hervorragender, noch junger, aber hochstrebender Männer; hier ver-

kehrten viele, welche später in ihren Staaten bedeutende Rollen als Publicisten und Politiker gespielt, andere, welche durch Wissenschaft oder Dichtung glänzende Namen in der Nation erworben haben. — In den politisch gestimmten und stürmisch bewegten Jahren hat die Schaar der Freunde in ihrem Hause nicht Politik getrieben, aber auch der Politik nicht vergessen; am friedlichen Herdfeuer ihrer edlen Seele fanden auch die stark entgegengesetzten Charaktere die einzig wahre Harmonie einer gemeinsamen Begeisterung, nach allem Großen und Guten zu trachten, auf wie verschiedenen Wegen sie es auch suchen und finden mochten.

Ein erfrischender Hauch des Geistes wehte in ihrem Hause, ein rüstiges Streben nach vielseitiger allgemeiner Bildung. Aber ferne blieb alle romantische Thorheit, und ein Zug vollkommenster Reinheit gab ihrem Wesen das deutlichste Gepräge; eine zu keiner Stunde und von keinem Schatten getrübte Reinheit, wie sie bei deutschen Frauen glücklicherweise nicht selten ist, wie sie aber vollkommener nirgends angetroffen werden kann.

Das Glück macht gut und der Schmerz tief; dies sollte auch an der Verewigten sich bewähren. Eine Prüfung, wie sie dem lichten, selbstbewußten Geist als die schwerste erscheint, war ihr auferlegt und glücklich überwunden. Aber auch die schwerste Angst und der herbste Kummer eines liebevollen Mutterherzens war ihr zugetheilt.

In derselben Nacht jedoch, in welcher ihr ein zärtlich geliebtes Töchterchen gestorben ist, wurde eine tief bedeutsame Freundschaft mit zwei edlen Frauen geboren. Die eine hat viel dazu gethan, ihr die Bahn des Lebens in der Gesellschaft zu ebnen, in welcher hier für die Fremde eine achtungsvolle Stellung zu gewinnen damals wahrlich nicht leicht war; allezeit bescheiden und allezeit thätig, hat sie eine solche Stellung stetig und siegreich errungen. — Die andere konnte ihr auf den Wegen des inneren geistigen Lebens zur sicheren Führerin dienen. — Die eine hat ihr die Freundschaft treu

bewahrt, bis sie ihr längst in die Ewigkeit vorangegangen, die andere trägt heute schwer an dem Verluste der geliebten Freundin, welchen noch zu erleben sie wol nicht gemeint hatte. Das ist das wahre Kennzeichen aller echten, menschlich edlen Naturen, daß aus den Ereignissen und den Begegnissen des Zufalls sich Beziehungen des Gemüthes erzeugen, welche zu dem Werthe und zu der Dauer einer idealen Nothwendigkeit sich erheben.

Dann folgte wohl die schönste, die glücklichste zugleich und die gedeihlichste Zeit ihres Lebens: die des Aufblühens und der Erziehung ihrer Kinder.

Zu den jüngeren Frauen spricht an diesem Sarge mahnend die erhebende Erfahrung, daß die Zeit der Vollendung der Kindererziehung nicht blos eine Zeit des eifrigsten Lernens und der reifsten Bildung, sondern auch die Zeit der Vollendung des eigenen Charakters der Mutter ist. Die mütterliche Treue und Sorge der Erziehung ist zugleich der sicherste Pfad der Selbsterziehung.

Ueber lichte Höhen, durch friedliche und liebliche Ebenen hatte der Weg dieses Lebens geführt, jetzt sollten düstere Schatten und finstere Klüfte durchschritten werden.

Harte Sorgen und harte Kümmernisse folgten Schlag auf Schlag. Die vielbeneidete war zur vielbeklagten Frau geworden.

In die gemeinsame Sorge des Vaterlandes beim ausbrechenden großen Krieg mischte sich die Sorge des Mutterherzens um einen Sohn, der mit edlem patriotischen Eifer sich zu den Fahnen gedrängt hatte. Dem Vaterlande hat sich die Sorge in Sieg, dem Mutterherzen in Niederlage verwandelt. Aber so groß und rein war dies Herz, das nun stille steht, daß es die redliche Theilnahme an der Siegesfreude des Vaterlandes und der heimkehrenden Kampfgenossen als ein zweites Opfer auf dem Altare der Vaterlandsliebe dargebracht hat.

Den schon vielfach leidenden Vater aber hatte der Verlust des jüngsten Sohnes zu hart getroffen; er folgte ihm bald in die Ewigkeit. Der älteste Sohn, ein vielgeliebtes Schmerzenskind, der wiederum an der Mutter mit schwärmerischer Zärtlich-

keit und Hingebung gehangen und ihr eine schützende — stützende Kraft gewährt hatte —, er brachte von der herb traurigen Reise nach dem Schlachtfelde, von welchem er des Bruders Leiche zur Bestattung in die heimatliche Erde heimgeholt, die tödliche Krankheit, der er auch später erlegen ist.

Jetzt sollte sie den hehren Sinn des alten schlichten Liedes ganz erfüllen: sie hatte im Glück niemals gejubelt, sie hatte im Sturm nicht gezagt, jetzt hat sie das Unvermeidliche mit Würde getragen. Was hat sie gethan, um einen Trost nach so hartem trüben Geschick zu finden? Was hat sie gethan, um das herbe dreifache Leid zu ertragen? Gutes! Gutes hat sie gethan. Vorher schon und damals noch mehr hat sie dem Albert-Verein unausgesetzt ihre Kräfte gewidmet; dem Israelitischen Frauen-Verein, den sie vormals gegründet, und der vielseitigen Wohlthätigkeit desselben hat sie als Vorsteherin unentwegt mit Hingebung gedient.

Und wiederum hat die allgütige Vorsehung ihren Wunden Balsam, ihren Verlusten Ersatz geschenkt, ihren Lebensweg auf neue Lichtung geführt.

Der lange entfernte und lange entbehrte Bruder kehrte heim, um der gebeugten Schwester eine treue Stütze zu werden. — Der sehr geliebte, nunmehr auch einzige Sohn, dem es vergönnt war, dem liebevollen Mutterherzen allezeit die Empfindung des Glückes zu bieten, führte ihr eine ebenso liebevolle wie zärtlich geliebte Tochter zu, und sie brachte zu dem Guten den Glanz. Die inniggeliebte Tochter war einem würdigen Gatten, einem Manne ganz nach dem Herzen der Mutter vermählt. Zugleich aber hat sie, — die so oft im Leben Naemi, die Holdbeglückte, und so oft auch, gleich der biblischen, Marah*) die Bitterleidende geheißen, — ihre Ruth an ihrer Seite gefunden als ein treues hingebendes Kind. Wer, der die beiden Frauen, vom gleichen Schicksal getroffen und durch das gleiche Schicksal an einander mit Liebe gekettet, mit einander wandeln gesehen, wer hat

*) Ruth, I, 21.

nicht an die tiefedle, schlichte biblische Erzählung gedacht, welche an den Festtagen dieser Woche in allen Gotteshäusern Israels verlesen wurde? Ihren Gott und ihr Volk hatten sie von Haus aus gemeinsam; aber wie sie die Wege mit einander durch treueste Liebe verbunden wandelten*), suchten und fanden sie das gemeinsame Ziel, ihrem Gott auf gleiche Art der Selbstveredlung zu dienen und ihrem Volke zur Zierde zu werden. Auch zu jener edlen That hatten sie sich verbunden, welche der Verewigten eine der letzten und schönsten Freuden dieses Lebens gewähren sollte. Zum Ostertage dieses Jahres hat das Curatorium der Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums in Berlin beide Frauen, wegen eines hochherzigen Werkes das sie vorlängst ihr gestiftet hatten, zu „Immerwährenden Ehrenmitgliedern der Hochschule" ernannt.

Für die Eigenart des religiösen Sinnes unserer verklärten Freundin war dies bezeichnend genug. Dem freien humanen Geiste des Ortes**) und der Zeit, aus der sie herstammte, entsprach es ganz, daß sie in ihrer Menschenliebe und in ihrer Werkthätigkeit keinen confessionellen Unterschied kannte; wer in ihr Gemüth hätte hineinschauen können, er würde an ihrem Wollen und an ihren Werken nicht herausgefunden haben, ob sie der einen oder der anderen Religion angehörte. Mehr noch als die Orden, welche sie geschmückt, als die Kränze, welche diesem Sarge die wohlverdiente Zierde geben, würde ihr stilles, kaum den vertrautesten Freunden ganz bekanntes Wirken im Geiste der Humanität davon zeugen, daß ihre Menschenliebe keine religiösen Schranken kannte. Aber fest und treu hing sie an der angestammten Religion, an der Religion von jener Art, die nicht aus der Schärfe der Gegensätze gegen andere Glauben ihre Energie schöpft, sondern aus der eigenen, friedvollen und liebewarmen Vertiefung des Gemüths.

---

*) Ruth, I, 16. 17.

**) Braunschweig in der ersten Hälfte des Jahrhunderts.

Noch einmal vor des Lebens Ende sollten die hart und scharf geprägten Gegensätze des Geschicks, welche sich immer wiederholten, zu Tage treten.

Eine schwere Krankheit hatte sie an das Schmerzenslager gefesselt, aber eine von treuester und liebevollster Pflege geleitete Genesung war ihr gefolgt. Jenes tiefsinnige Wort des Propheten Jesaias, die Last auf Dumah*) sollte sich erfüllen: „Wächter, was ist's von der Nacht, Wächter, was ist's von der Nacht?" fragte das bang sorgende Gemüth. Der Wächter spricht: „es kommt der Morgen und auch die Nacht!" Es kommt der Morgen der Genesung, aber ihm folgt kein Tag erneuten Lebens, sondern des Todes Nacht.

Wie viele herbe Fragen drängen sich da der beklommenen und gebeugten Seele auf. „Wenn ihr fragen wollt, fraget nur! sie kehren alle zurück!"

Ja, sie kehren alle zurück!

Auch Du, verewigte Freundin! Du bist zurückgekehrt zu dem Urquell alles Seins, aus welchem Du hervorgegangen, um ein wohl ausgeformtes, schön und rein ausgeprägtes, individuelles, unvergeßliches Gebilde zu werden.

Jetzt bist Du zurückgekehrt.

„Vom Sonnenaufgang bis zu ihrem Niedergange sei der Name des Herrn gepriesen"**), vom Sonnenaufgange des Glückes bis zu seinem Niedergange, vom Sonnenaufgange des Lebens bis zu seinem Niedergange sei der Name des Herrn gepriesen, zu dem Dein Weg, theure, verklärte Freundin! Dich zurückgeführt!

Fahre wohl!

---

*) Jesaias. XXI, 11. 12.

**) Psalm 113, 3.

Rede

auf

Berthold Auerbach

an ſeinem Sarge

zu

Cannes, am 9. Februar 1882.

Leidgenossen! Liebe Landsleute!

Außer Zweien, welche die kindliche Liebe an das Kranken- und Sterbelager ihres Vaters gerufen, sind wir Alle von der Gunst des Schicksals geleitet, oder von seiner Ungunst gezwungen an diesen sonnigen Gestaden zufällig versammelt; jetzt aber bilden wir eine kleine Gemeinde, die durch einen großen Schmerz vereinigt ist. Während wir diese Bahre umstehen, haben die elektrischen Drähte in allen Gauen Deutschlands die trauervolle Kunde verbreitet. Es wird als ein Riß in der deutschen Volksseele empfunden werden, daß Berthold Auerbach ihr entrissen ist; ihr, die er so oft bewegt, erhoben, erquickt hat. Wir sind hier die Nächsten, die wir leibhaftig und kummervoll sein Hinscheiden erleben, um dem Schmerz unseres Volkes den ersten Ausdruck zu geben.

So sollte sich denn durch die wundersame Fügung, daß ich hier zur Stelle bin, mit bitterem Ernste erfüllen, was der verewigte Freund halb in traurigem Scherz vor Jahren von mir gefordert. Wir hatten das Trauerhaus eines hingeschiedenen gemeinsamen Freundes, dem ich den Scheidegruß am Sarge zugerufen, gemeinsam verlassen, da meinte er: auch mir mußt Du einmal die Leichenrede halten, das mußt Du mir versprechen.

Er wußte, daß ich ihm keine Ruhmrede halten würde. Dazu stand ich ihm doch zu nahe, als daß die Bescheidenheit es nicht verbieten sollte. Bei einem Schriftsteller von solcher Fülle und Mannigfaltigkeit der Schöpfungen kann auch eine Denkrede nicht das Werk dieser Stunde sein. Nur ein Aus-

druck des herben Wehs, ihn verloren zu haben, entringt sich nothwendig der schmerzbewegten Brust.

Das deutsche Volk hat bis jetzt noch nicht — wie andere Völker und Zeiten — eine bestimmte Form gefunden, um auf erkenntliche Art seine lebenden, geliebten Dichter zu ehren und auszuzeichnen. Für die Meinung aber, die es von ihnen hegt, gibt es untrügliche Zeichen; keine hergebrachte feststehende Form könnte diese Zeichen an Deutlichkeit übertreffen.

Was selbst in der ersten Betäubung des Kummers über den Verlust uns Allen deutlich vor der Seele steht, ist wohl dieses: niemals hat es vielleicht in Deutschland vor und neben Auerbach einen Dichter gegeben, der so sehr, so lange Jahre, in so weiten Kreisen — von den höchsten an Rang und Geist bis zu den schlichtesten — ein Liebling gewesen; einen Dichter, der so viel gelesen und so viel geliebt wurde; einen, dessen Schriften deshalb eigentliche Volksschriften geworden waren. Zu den Lebzeiten unserer classischen Dichter war von einer solchen Verbreitung litterarischer Werke entfernt noch nicht die Rede. —

Andere haben Größeres und Höheres geschaffen, haben in kleineren Kreisen tiefere Begeisterung hervorgebracht; Auerbach aber hat in der ganzen Nation heitere Erquickung und ernste Befriedigung erzeugt. — Und so sehr sprach er aus dem deutschen Volksgeiste heraus und zu ihm hin, daß, wie ich glaube, gerade deshalb von keinem Schriftsteller so viele Werke in so viele andere Sprachen bei Lebzeiten übersetzt worden sind.

Was aber ist es, das ihn jedem deutschen Herzen so vertraut, was ihn dem deutschen Volke so lieb gemacht hat? Am allermeisten, glaube ich, seine Liebe zum deutschen Volke selbst. Niemals hat es einen besseren, einen innigeren Patrioten gegeben. Man darf sagen, daß er Deutschland schwärmerisch geliebt hat; nicht mit jener Liebe, welche sich auf den Haß gegen Andere und Anderes gründet, sondern mit jener, die ihre Stärke darin zeigt, daß sie sich erweitert, so wie edle junge und glückliche Liebe eines Paares alle Welt glücklich sehen und

machen möchte. Fast alle seine Dichtungen sind Zeugniß seiner Vaterlandsliebe. Für sein und aller seiner Jugendgenossen höchstes Ideal, für die deutsche Einheit hat er im besten Sinne mitgearbeitet. Zunächst für die Einheit der Stände, für ihre gegenseitige Achtung. Derjenige Stand, in welchem die natürliche Lebenskraft des Landes ihren ersten und festen Grund hat, der durch seine naturvertraute Thätigkeit die Erde zur nahrungsprossenden macht, war von den anderen noch wenig geachtet; mit prophetischem Blick in diejenige Zukunft, die jenem volle bürgerliche Rechte gewähren wird, hat er durch seine Dichtungen zur allgemeinen Einsicht gebracht, daß nicht blos in poetischen Ausnahmen auch unter dem groben Kittel ein edles Herz schlägt, und nicht nur in vereinzelten Fällen die schwielige Hand von sinnigem und sittlichem Ernst geleitet wird; daß vielmehr auch die Volksseele hier ein tiefes Fundament hat. — Aber zugleich aus allen Ständen, Klassen, Berufsarten hat er die Helden seiner in unerschöpftem Reichthum sich bewegenden Dichtung genommen, und allen suchte er mit Einsicht und Liebe gerecht zu werden, um ihre Gegensätze zu versöhnen. Seine eigenen Ueberzeugungen aus philosophischem Denken über die letzten Dinge schöpfend, hat er doch Bekenner aller Confessionen und alle mit Achtung der wahren und mit Verachtung der falschen und heuchlerischen Religiosität so dargestellt, daß der Sinn für ein friedliches Zusammenleben dadurch gestärkt wurde.

Mit Ausnahme des Spinoza, der indessen längst in Deutschland die meiste Nachfolge und das reifste Verständniß gefunden, spielen alle seine Dichtungen auf deutschem Boden; sie ziehen sich allenfalls in einzelnen Scenen hinüber zu deutschen Kolonisten in Amerika, für deren festen Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande er die innigsten Töne der Sehnsucht und der Befriedigung angeschlagen hat. Ueber alles dies aber erhebt sich sein früh — und lange vor der erzielten politischen Einigung — begonnenes Bemühen, den Süden Deutschlands mit dem Norden aufs innigste zu verbinden. Für die gegenseitige Anerkennung ihrer Eigenheiten, für ihre friedvolle und

fruchtbare Vereinigung haben Wenige das Wort so oft, so nachdrücklich und so erwecklich ergriffen wie Auerbach.

Aber nicht blos dies war es, daß er die Liebe zum deutschen Lande und Volke im eigenen Herzen über Alles gehegt, daß er sie in anderen gepflanzt und gepflegt hat, sondern auch dieses: er verstand die Eigenart des deutschen Volksgemüths, er fühlte sich Eins mit ihm, und so sehr war er darin vertieft, daß er danach streben konnte, es zu vertiefen.

Auch in der Sprache treten einzelne Worte als charakteristische Zeichen des Volksgeistes heraus; zu den unübersetzbaren Wörtern der Deutschen gehören: Gemüth, gemüthvoll und gemüthlich. Es gibt eine specifische Innigkeit in der Erfassung aller Dinge, welche an Allem, an den Erscheinungen, Vorgängen, Ereignissen, die menschlichste, die persönlichste Seite hervorkehrt, oder sie unausgesetzt als Gleichnisse, als Symbole des Persönlichen ans Herz schließt; auch Essen und Trinken; der Duft der Blumen, der Hauch des Waldes; auch die Thiere, die Vögel zumal, — diese schwebende Poesie der Luft und des Waldes — jeder Ton und jede Lebensart derselben war unserem Freunde vertraut — Alles wird da von der menschlichen, von der sittlichen, von der sympathetischen Seite ergriffen, Alles wird auf ein Erwecken der Seele und der Seelengemeinschaft bezogen, und das, glaube ich, nennen wir Gemüth. Berthold Auerbach war der Dichter des deutschen Gemüths. Nach allen litterarischen Studien über ihn, meine ich, wird dies das Erste und das Letzte seines litterarischen Charakters bleiben.

War ein neues Werk von ihm angekündigt: man freute sich darauf; was es auch bringe, ob mehr oder minder schöne Gestalten und Ereignisse, ob das Problem mehr oder minder tief, ob die Lösung mehr oder minder glücklich — immer werden es Fragen, Gestalten, Gedanken sein, welche das Gemüth berühren und treffen. Er liebte und er hatte, um es darzustellen, den Herzton; vielleicht hat er das Wort geschaffen, jedenfalls hat er die Sache so eigenartig und so ausdauernd geübt, daß es keine Dichtung, keinen Aufsatz, ja vielleicht keinen

Satz gibt, der nicht als von Auerbach und gerade daran zu erkennen ist.

Groß wie das Talent seines Schaffens war dadurch auch das seines persönlichen Umgangs; in jedem Hause und in jedem Herzen war er willkommen und unwiderstehlich in der Nähe auch dem, dessen Richtung sich in der Ferne von ihm schied. Darum hatte er Freunde auf dem Throne und in der Werkstatt; unter Gelehrten, Künstlern und Kaufleuten. Für Alle hat er ein eigenes Verständniß und wußte sich selbst Allen verständlich zu machen.

Unser verewigter Freund liebte es, die wirklichen Vorgänge symbolisch zu deuten. Diesem Zuge seines Geistes folgend, müßte man sagen, er hat sein Ziel nicht erreicht. Mitten in der Ausführung eines lange gehegten Lieblingsplanes, der Darstellung seines eigenen Lebensganges, entsank die Feder der kraftlos gewordenen Hand. Sein 70. Geburtstag sollte bald in Deutschland gefeiert werden; schon rüsteten sich die Gedanken, die ihm huldigen wollten: jetzt werden sie von den Gefühlen der Trauer verschleiert. Aus Fest ist Leid und aus Jubel Klage geworden. So auch haben die letzten Jahre bei hellem Geist sein Gemüth belastet. Wie er die letzten Wochen in der Fremde leben, seine Tage in der Fremde beschließen mußte, so war er eisig angefremdet über die Art von „Deutschthum", welche in den letzten Jahren ihr wüstes Haupt erhoben. Lange war es sein höchster Stolz, ein deutscher Dichter, ein Dichter des deutschen Volkes zu sein: die ganze Bitterkeit des Wehs, das er tragen mußte, liegt wohl in einem Deutschthum, in welchem Auerbach ein Fremder ist. Das Letzte, was er meines Wissens veröffentlicht hat, ist der begeisterte Dankbrief an Döllinger für dessen mannhafte, ehrenhafte, kenntnißreiche Vertheidigung der Juden.

Möchte auch das Allerletzte ein wahres und weihevolles Symbol sein. Er hat angeordnet, nicht in der „Fremde" zu bleiben. Aber ein deutscher Dichter hat nur eine Geburtsstätte, dann einen Wohnort, aber — keine Heimat, keine Stätte und keine Gemeinde, mit der er verwachsen, in der er festgewurzelt ist. Er kann

den Wohnort wechſeln; er gehört keiner Stadt, keinem Stamm; er gehört dem Volke als Ganzes an. Aber in Deutſchland, in Schwabenland, im Kreiſe um Horb wird man es als Zeichen ſeiner unentwegten patriotiſchen Treue empfinden, daß er in Nordſtetten ſeine Ruheſtätte zu finden beſtimmt hat. Dort wirſt Du ruhen, theurer Freund, wo Du unter Deinen Bauern als Bauerbub und als Talmudſchüler zugleich aufgewachſen biſt. Deine Bauern werden ſtolz den Heimgekehrten empfangen, und der jüdiſche Cantor wird die Grabesgebete an den „Gott der Treue“ verrichten. Der Gott der Treue wird Dich Deiner ewigen Beſtimmung zuführen, das deutſche Volk aber wird Dir auch ſeine treue Liebe für ein langes, volles, ſchöpfungreiches Leben bewahren. Unſer Segen geleitet Dich! Ziehe hin in Frieden!

Aus einer jüdiſchen Gemeinde

vor

funfzig Jahren.

Verehrte Anwesende!

Nur einige Erinnerungen aus dem Leben in einer jüdischen Gemeinde im Osten unseres Vaterlandes um das erste Drittel des Jahrhunderts sollen heute Ihrer geneigten Aufmerksamkeit dargeboten werden. Nicht besondere Erlebnisse oder einzelne Ereignisse will ich erzählen, sondern nur allgemeine Zustände schildern, welche man freilich oft am besten durch bestimmte und erlebte Vorgänge darstellt.

Die Aelteren unter Ihnen werden wenig Neues empfangen; denn gerade an das Einfachste, Alltägliche und darum Allen Bekannte möchte ich erinnern; und das Zuständliche war fast aller Orten jener Gegend das Gleiche. Waren doch der Culturzustand und die Lebensverhältnisse überall dieselben, kaum in den größten Gemeinden von den kleinen verschieden; überall gleich waren die geistige Beschäftigung, die sittliche Lebensform, die religiöse Gesinnung und der Charakter des Gemüths, denn die Quellen, die engen und einseitigen, aber reichen und tiefen Quellen, aus denen es geschöpft wurde, waren die gleichen. Aber indem ich nur Ihre eigene Erinnerung wach rufe, wird Ihnen hoffentlich, wie mir selbst, wohl ums Herz bei dem Hinblick auf jene Bilder aus der unwiederbringlichen Vergangenheit, die wie eine Heimat der Kindheit uns anmuthen.

Die Jüngeren unter Ihnen werden, ebenso wie die Zukunft, nicht ohne Staunen und mit Freude Kunde von dem Leben unserer Väter wie von einer fremden Welt empfangen. Was mich einige dieser Erinnerungen festzuhalten und damit Andere zur Bergung der Schätze ihres Gedächtnisses anzuregen am meisten bewogen hat, ist der weitverbreitete Mangel jeder genaueren Kenntniß von der Denk- und Lebensweise unserer

Eltern. Kein Wunder. Fast überall unter den Menschen treffen wir eine erstaunliche Unkenntniß über die Mitmenschen nachbarlicher Räume und Zeiten, sobald nicht von mächtigen und seltenen Ereignissen, sondern von dauernden Zuständen die Rede ist. Nur durch die Litteratur kommt ein Sittenzustand zum öffentlichen Bewußtsein; das Studium des Menschen hat man seit lange gepriesen, aber selten betrieben. Dieser Zweig litterarischer Schöpfung ist einer der jüngsten. Wohl über ferne Zeiten berichten aus emsiger Forschung die Geschichtschreiber und speciell über Culturzustände auch erst die neueren, aus ferneren Ländern erzählen die Reisenden. Als aber Heinrich Zschokke in einigen Erzählungen von den mitten unter uns lebenden Herrnhutern, als Eduard Ziehen in den „wendischen Weiden" von den Sitten, Gebräuchen und dem Gemüthscharakter der Lausitzbewohner berichteten, wirkte es auf die meisten Leser wie eine Entdeckung. Wie oft hat die Dichtung zuerst fremde Welten eröffnet. Gustav Freytag's Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart haben den Durst erst geweckt, um ihn zu sättigen; aber von Weber-Demokrit's Reisen in Deutschland bis zu den „Land und Leute" von Riehl, die Dorfgeschichten und die Culturromane verdanken ihre Anziehung dem Einblick in Sitten und Charaktere der Stände, in deren Mitte wir leben, während die Schriften, welche Bulwer's „England und die Engländer" folgen, mehr eine wissenschaftliche Analyse der Volkscharaktere versuchen. Vollends nun unsere Voreltern lebten völlig ungekannt mitten in der christlichen Bevölkerung desselben Landes. Vergeblich suchen wir in der ganzen Litteratur des vorigen Jahrhunderts nach irgend einer thatsächlichen Schilderung des inneren Lebens der Juden. Während der Streit um ihre Gesinnung, ihren Charakter durch Lessing's Lustspiel „Die Juden"*) lebhaft entbrannt ist, begegnen wir nirgends irgend einer rein sachlichen Darstellung ihrer Lebensführung. Vermuthungen und Reflexionen, Citate aus alten und ältesten

*) Vgl. oben S. 205 f.

Büchern hüben und drüben die Fülle; aber nirgends eine einfache Schilderung gegebener Thatsachen und erlebter Zustände, welche doch jene an Beweiskraft weit übertreffen. Und nun bei dem jähen Wechsel der Culturverhältnisse für die Juden in Preußen schwinden die Bilder einer Vergangenheit schnell dahin, welche bei eigenartig energischer Fülle des Lebens doch durchaus arm an bleibenden Schöpfungen war.

An poetischen Werken, welche in jüdischen Lebenskreisen spielen, fehlt es glücklicherweise nicht; ja sie müssen billig zu den vorzüglichsten der modernen Culturdichtungen gezählt werden. Von Kompert und Bernstein bis auf Mosenthal und Auerbach und unter den Lebenden Franzos haben viele jüdische aber auch — oft mit überraschender Kunst und erstaunlicher Treue des Colorits — christliche Dichter, wie Sacher-Masoch, Kraszewsky und George Elliot Sitten und Sinnesweise der Juden gemalt. Aber was sie uns bieten, ist eben Dichtung oder Dichtung und Wahrheit; wessen wir daneben noch bedürfen, ist Wahrheit allein ohne alle Dichtung. Volle Wahrheit erlangt ein Sittenbild freilich nur durch Vollständigkeit, auf welche ich verzichten muß. Ich kann mich nur bemühen, in der Wahl des Inhaltes und auch der Form meiner Erinnerungen Nichts zu Lieb und Nichts zu Leid zu erzählen; nur was und wie es mir werthvoll und lehrreich erscheint; daß es ohne Pietät geschehe, darf Niemand verlangen, aber auch nicht, daß ich, was uns heute als komisch oder verkehrt erscheint, mit dem Mantel derselben bedecke. Ich beginne mit dem, was uns hier am nächsten liegt, mit dem geistigen Leben im engeren Sinne, das in der jüdischen Bevölkerung der kleinen Stadt*) geführt wird, welche aus ungefähr tausend Seelen oder zweihundert Familien besteht.

Alle Welt kann lesen; Männer und Weiber, Mädchen und Knaben; und alle Welt liest mindestens hebräisch; aber

*) Die christliche Bevölkerung besteht ebenfalls aus etwa je ein Tausend deutsch-protestantischen und polnisch-katholischen Einwohnern.

eben deshalb auch deutsch; denn es gibt eine ziemlich beträchtliche mit hebräischen Buchstaben gedruckte, deutsche Familienlitteratur, welche besonders unter den Frauen und Mädchen aber auch bei den Männern der niederen Klassen ihre Leser hat. Nicht blos neben den hebräischen auch deutsche Gebet- und Erbauungsbücher — in einem krausen, veralteten, zwischen Mittel- und Neu-Hochdeutschem schwankenden und gemischten Stil —; Uebersetzungen biblischer Bücher mit historischen, erbaulichen und poetischen Glossen verziert, auch mit hebräischen Wörtern in Parenthesen, um die Dunkelheit der deutschen zu erhellen; — Geschichtsbücher; des dickleibigen verdeutschten Josephus aus dem Schranke meiner Großmutter, und der mit Holzschnitten illustrirten Geschichte des Kaisers Vespasian entsinne ich mich; dann alle die bekannten deutschen Volksbücher, welche von der Hagen und Simrock bei der Wiederbelebung der alten deutschen Texte mit Erfolg benutzt haben, — und nicht zu vergessen: Tausend und eine Nacht, über welche aber die Kritik meiner Großmutter auf unsere Frage, weshalb sie dies Buch nicht besitze, kurz und scharf abweisend dahin lautete: „das ist Nichts für mich und Nichts für euch". Hebräisch mußten Alle lesen können, um die Gebete zu sprechen und der gottesdienstlichen Vorlesung aus der heiligen Schrift (wie es sich gehörte) im Buche folgen zu können. Letzteres thaten auch fromme und gebildete Frauen, während die meisten anderen sich mit dem stillen Anhören begnügten, oder auch einer kleinen leisen Plauderei sich ergaben. Die Mädchen freilich kommen nicht vor ihrer Verheirathung in die Synagoge*), mit Ausnahme etwa einiger Stunden am

*) Auf diese Schattenseite der älteren Religionssitte ist bereits oben S. 222 hingewiesen. Dahingegen gehören die reinen, frommen und in ihrer Art gebildeten, mit der Kenntniß nicht blos der Schriftzeichen, sondern auch der Sprache des Hebräischen gezierten jüdischen Matronen voriger Geschlechter zu den edelsten Erscheinungen, welche menschliche Cultur gezeitigt hat; ihr durchaus gesittigtes, gemüthsinniges, von Wohlthätigkeit durchleuchtetes und von religiöser Tiefe durchgeistigtes Wesen hat seinesgleichen an Würde selten gefunden.

allerheiligsten Tage des Jahres und zu dem heitersten und farbigsten Gottesdienst am Abend des Gesetzesfreudenfestes. Wenn es nun aber deshalb leicht geschah, daß ein Mädchen dienenden oder sonst niederen Standes, wegen der „Kürze des Odems und der Schwere der Arbeit", neben denen es auch an Jugendlust und -Muth und -Uebermuth nicht fehlte, ihr bischen Hebräischlesen vergessen hatte, dann war es, sobald sie sich verlobte, das erste und wichtigste Geschäft noch einmal des Lesens mächtig zu werden. Das gehörte zur Vorbereitung ihrer Hochzeit, also auch des (am ersten Sabbath nach derselben folgenden) „Schulgangs" —*) zu welchem sie von den frömmsten und vornehmsten Frauen der Gemeinde feierlich — auch aus der dürftigsten Wohnung — abgeholt wurde; nicht blos der Frömmigkeit wegen; viel mehr noch zur Rettung ihrer Ehr und Reputation; wohin sollte sie vor Scham blicken, wenn die Nachbarin rechts merkte, daß sie nicht dem Vorsänger folgend rechtzeitig die Blätter wendete; oder wo sollte sie gar ihre Augen lassen, wenn eine spät kommende Nachbarin links fragte: „wo man hält", und sie es nicht zu zeigen wüßte?

Vollends ein männlicher Analphabet war eigentlich unerhört; und doch genossen wir Knaben aus unserer Familie das Gaudium, einen solchen, wenn auch nicht als geständig und überwiesen zu kennen, doch mit Grund zu vermuthen. Wie ein seltenes Thier, etwa wie einen amerikanischen Büffel haben wir ihn betrachtet, den Wanderbettler, der nach Heimat und Bartfarbe der „rothe Rogower" hieß. Um Ostern pflegte er sich einzustellen und hatte bei uns längst durch Gewohnheitsrecht einen Platz am Festtisch ersessen. Nun ging die Sage unter uns, er habe einmal das Gebetbuch**) verkehrt vor sich gehabt, weil er nicht lesen könne. Aus der Schlinge aber, die unsere knabenhafte Bosheit ihm legen wollte, hat er, Gott hab' ihn selig, sich mit guter Manier gezogen. Er gab mir

*) Das Gotteshaus heißt (charakteristisch genug) „die Schule".

**) Die Hagadah am Szederabend.

das dargereichte Buch zurück, „seine Augen seien angegriffen und der Hausherr spreche so deutlich und so lieblich, daß er gut folgen könne".

Alle Welt, sage ich, kann lesen; aber gelesen wird von den Ungelehrten — mit Ausnahme des Gebetbuchs — an Wochentagen fast gar nicht. Nur Greise und Kinder werden zuweilen bei den Büchern gefunden; die Erwachsenen gehen Wochentags ihren Geschäften nach und können oder mögen sich den Genuß der Lektüre nur an Sabbath- und Festtagen gönnen.

Die tiefste, am meisten beachtete, sociale Scheidung ist die zwischen Gelehrten und Ungelehrten. Unter den zweihundert Familienhäuptern gibt es etwa vierzig mit dem Diplom*) geschmückte Gelehrte. In unserer Gemeinde gibt es nur einen einzigen für sein Amt besoldeten Gelehrten, den Rabbiner.**) Alle anderen sind ihres Berufes Geschäftsmänner, auch wohl Handwerker, unter denen einige als Talmudlehrer für die Jugend fungiren. Die reichlich bemessene, weil eifrig gesuchte Muße wird dem Studium gewidmet, welches als der höchste Werth und die reinste Freude des Daseins geschätzt wird. Eben so charakteristisch wie verbürgt ist ein Ausspruch des weiland weitberühmten Rabbi Akiba Eger; als er auf der Reise in einem Dorfe die Freudenjauchzer aus einer Bauernschenke vernahm, fragte er: „Was bedeutet der Jubel? haben sie etwa ein Problem der Tosafisten (Commentatoren des Talmuds) gelöst?" Für ihn und seinesgleichen gab es sonst in der Gotteswelt keinen anderen Grund für das Gefühl seligen Behagens.

---

*) Das Diplom lautet auf „Morenu", d. i. „unser Lehrer", entspricht also sprachlich etwa dem „Doctor" und wird von jedem ordinirten Rabbiner auf Grund persönlicher Kenntniß ohne Examen, aber nach der Theilnahme des jungen Mannes an den regelmäßig stattfindenden öffentlichen gelehrten Debatten ertheilt. Nur selten wird es schon auf der hohen Schule eines berühmten Talmudlehrers erworben.

**) In größeren Gemeinden gibt es deren wol mehrere; immer aber sehr wenige im Vergleich zu der weitverbreiteten Gelehrsamkeit, welche in der Regel als freie Kunst und religiöser Dienst geübt wird.

Der Talmud mit seinen Commentaren und Supercommentaren, sammt den Responsen (rabbinischen Gutachten) und Codices war der fast alleinige und unerschöpfliche Gegenstand dieses Studiums; „Lernen" war der Kunstausdruck für diese geistige Beschäftigung, aber in der dreifachen Bedeutung des Lehrens, des Lernens und der selbstständigen Forschung. Mit diesem gefeierten Namen des „Lernens" wurde aber auch fast nur das Studium der eigentlichen talmudischen Gesetzeskunde (Halachah) benannt; kaum auf die Bibelforschung und Erklärung oder auf die homiletische oder religionsphilosophische Lektüre selbst in den betreffenden Partien des Talmud oder das Studium des Midrasch wurde er angewendet. Vollends die Lektüre der naturwissenschaftlichen, mathematischen oder philosophischen Werke, deren in hebräischer Sprache als Originale oder Uebersetzungen eine Fülle vorhanden waren, galt als ein rein weltliches Vergnügen, das sich mit der Würde und Glückseligkeit des Disputs über eigentliche Gesetzesfragen nicht messen durfte.

Bücher in deutscher oder überhaupt anderer als hebräischer Sprache wurden fast gar nicht gelesen; die meisten „Gelehrten" vermochten es nicht. Die es aber konnten, betrachteten die Beschäftigung etwa mit dem Landrecht oder der Vormundschaftsordnung*) als ein rein weltlich-praktisches Geschäft, das man wie jedes andere verrichtet, ohne einen geistigen Genuß darin zu suchen oder es als eine „gelehrte Sache" zu betreiben.

Also unter zweihundert Männern vierzig Gelehrte, die ohne irgend einen weltlichen Zweck oder praktischen Erfolg mit unermüdlichem Eifer ihrer zwar engen, aber doch allen Scharfsinn und allen Fleiß herausfordernden Wissenschaft obliegen! ist es ein Wunder, daß die Nachkommen jenes Geschlechts, sobald

*) Mein Vater bedurfte derselben als gesuchter, aber (selbstverständlich!) unbesoldeter Volksanwalt und zur Führung seiner Vormundschaften, deren er zur Zeit, da ich als Knabe sein Schreiber war, nicht weniger als zweiunddreißig führte.

die Pforten aller anderen Schulen und gelehrten Berufsarten sich aufthaten, zu denselben in ungewöhnlichen Zahlen drängen?

Wissensdurst, Sehnsucht nach geistiger Arbeit sind Erbthümer in zahlreichen jüdischen Familien; allermeist der einzige erbliche Besitz.

Auch die Laien (wie ich der Kürze halber die Ungelehrten nennen will, unpassend genug, da die Gelehrten keine Geistlichen waren) nahmen an Gelehrten und Gelehrsamkeit regen Antheil. Zunächst war ein schlichtes, aber ungemein werkthätiges Gönnerthum stark verbreitet, welches Studirende offen, aber auch arme Gelehrte geheim und gründlich unterstützte, den Erwerb und die Herausgabe wissenschaftlicher Werke eifrig beförderte. Wichtiger für die Erhaltung zahlreicher Gelehrten, also auch der Gelehrsamkeit war ein anderes. Gleichwie im alten Israel die sociale Rechtsordnung dafür gesorgt hatte, daß keine Familie auf Dauer verarmen konnte, weil die verkauften liegenden Güter ihr im Jubeljahr zurückkehrten, so hatte jetzt die Sitte dafür gesorgt, daß emporgekommener Reichthum nicht bis auf die folgende Generation von der Gelehrsamkeit getrennt bleiben konnte. Die Söhne dem Studium wenigstens in der Jugend zu widmen, ihnen die anerkanntesten Lehrer zu gewinnen, war ein nie versäumter Vorzug des Reichen. Aber auch für die Töchter, für die reiche Erbin wurde unfehlbar ein junger Gelehrter geworben. Der Adel des Wissens und hervorragender Frömmigkeit hatte damals eine große Anziehungskraft; selbst die Töchter wie Söhne sehr gelehrter Männer waren als Schwieger und Eidam von den Reichen eifrig gesucht. Der schon genannte, durch tiefe und fruchtbare Gelehrsamkeit ebenso wie durch besondere Heiligkeit des Lebenswandels weitberühmte Rabbi Akiba Eger erfreute sich eines ungewöhnlichen Kindersegens; um seine Töchter aber wie um seine Söhne warb der ganze jüdische Reichthum Polens und des europäischen Ostens von der Newa bis zum Mittelmeer. Damit hing es nun zusammen, daß sich fast überall wohlhabende und mit den Reichen verschwägerte Gelehrte fanden, denen wiederum die

Förderung der Talmudschüler und die Heranziehung gerade der Kinder der Armen sehr am Herzen lag, eingedenk des talmudischen Ausspruchs: „Habet Acht der Kinder der Armen, denn von ihnen geht die Lehre aus.“ Die sich der niederen und mittleren Genüsse des Lebens zu entschlagen gezwungen waren, haben von jeher mit innerer Freiheit nach dem höchsten, dem rein geistigen Genusse des Studiums getrachtet.

Von den ärmeren Klassen aber wurde diese Beachtung und nahezu Bevorzugung ihrer Kinder wohl gefühlt und sie waren deshalb geschworene Anhänger der Gelehrsamkeit. Auch wenig bemittelte Familien schätzten sich glücklich, einen fremden Talmudstudenten umsonst oder für ein Geringes zu herbergen, oder einen Freitisch zu gewähren. Das Bethamidrasch (Lehrhaus) war fast überall ein selbstständiges, von der Gemeinde und ihrer Verwaltung unabhängiges Institut, das von einem freien Verein unterhalten wurde. Lange bevor man in Europa an die Errichtung von Volksbibliotheken, vollends an öffentliche Lesesäle gedacht, als auch wissenschaftliche Büchereien nur durch fürstliche Munificenz oder als Anhang zu großen Lehrinstituten errichtet waren, haben alle jene jüdischen Gemeinden oft in kleinsten Städtchen ihre Lehrhäuser mit öffentlichen, Jedermann jederzeit zugänglichen Bibliotheken besessen, deren Beschaffung und Fortführung, namentlich aber Erbauung der Häuser selbst, meist das Werk eines oder einiger Wohlthäter war; die „Unterstützung der Wissenschaft wurde dem Betriebe derselben an sittlicher Würde gleich geachtet“.

Die Ueberwachung und Bedienung der Bibliothek, der Bücherei wie des Hauses war meist einem armen Gelehrten anvertraut, gegen eine Besoldung, von deren Niedrigkeit man sich heutzutage ebenso wie von der unsäglichen Genügsamkeit an Lebensgenüssen, welche dort herrschte, kaum eine Vorstellung machen kann. Dafür schwelgte der arme alte Mann, den ich vor mir sehe, während er zugleich die niedersten Dienste der Heizung und Reinigung besorgte, in der höchsten Seligkeit des Umgangs mit seinen Büchern und ihren Lesern, und auch

von den vornehmsten Gönnern und Gelehrten des Vereins wurde er wie ein völlig Gleichstehender behandelt, da er auch seinerseits in der Schärfe und Energie des talmudischen Disputs seinen Mann stand; auch der vornehmste und reichste, aber jüngere Gelehrte wäre nicht ihm voran in die Thüre getreten.

Auch im Reiche des Geistes kann man Production und Consumtion von einander unterscheiden, und das Verhältniß beider zu einander dient wesentlich zur Kennzeichnung verschiedener Zeiten und Stufen der Cultur. In unserem Kreise war die Production auch im letzten Jahrhundert nicht erloschen; vielmehr dürfen ihre Werke mit denen früherer Jahrhunderte sich messen.*) Allein im Vergleich zu derselben war die Consumtion, der bloße active Genuß des eben Erzeugten, wie des älteren Besitzes, eine unendlich überwiegende. Beachtet man die gelegentlichen Berichte über den Vertrieb der Bücher unserer classischen Epoche deutscher Litteratur**) oder der philosophischen Werke jener Zeit, dann kommt man zu der Ueberzeugung, daß diese fast nur von denen erworben wurden, welche selbst zur „gelehrten Republik" gehörten, in welcher nahezu Jeder zugleich auf irgend einem Felde litterarisch thätig war. Hier aber in unserem Kreise haben Tausende und aber Tausende sich völlig damit begnügt, die Erzeugnisse Anderer mit allem Eifer zu studiren, ohne die eigenen Einfälle, Fragen, Vermuthungen und Einwendungen, welche mündlich und endlos discutirt wurden, auch nur zu eigenem Gebrauche schriftlich zu fixiren. Vor der Druckerschwärze hatte man eine Art von heiligem Respect; ihr mit der Tinte vorzuarbeiten galt als ein kühnes Unternehmen. Es gehörte durchaus nicht zum Wesen und der Bestimmung eines „Gelehrten", daß er seine Weisheit auch zu Markte bringe. Mancher von diesen Talmudisten gelangte zu hohem Rufe, zahlreiche Jünger strömten

*) Siehe die Anmerkung im Anhang.

**) Etwa die Briefe, welche die Sammlung von Subscribenten auf ein neues Werk von Lessing betreffen.

zu ihm herbei, seine nova (neue Gedanken) wurden von Ort zu Ort getragen, obgleich er vielleicht nie eine Feder angesetzt, um sie zu verbreiten.

Ganz leer ging auch die Laienwelt mit ihrer herzlichen Theilnahme nicht aus. Wochentäglich in einigen (an bestimmten einzelnen Tagen in anderen) Orten finden wir gegen Abend zwischen Vesper- und Nachtgebet im Lehrhause an einer langen, langen Tafel zwölf bis funfzehn ältere und jüngere Gelehrte; sie studiren den „Schild Abraham's", einen als Autorität hoch geachteten Commentar zu dem Codex „Der Pfad des Lebens" (Orach Chajim), welcher von den Ritualien und dem Cultus im weitesten Umfange handelt. Einer trägt vor, die Anderen begleiten seine Worte leise mit dem üblichen Singsang. Die Erklärung wird friedlich gesucht und gefunden, der Eine fragt, ein Anderer antwortet, die Gegenfrage des Dritten wird vom Vierten erledigt; jetzt aber erhebt sich heftiger Streit; Bücher über Bücher werden aus den Schränken geholt und citirt, die Wogen des Disputs gehen hoch und höher, Alle streiten gegen Alle — süßer entzückender Wohllaut in den Ohren der Zuhörer. Denn ein zahlreicher Kranz von solchen hat sich um die gelehrte Tafelrunde allmählich eingefunden, mit mannigfachen Abstufungen des Verständnisses, von denen, die zwar die Schwelle zum Tempel der Gelehrsamkeit betreten, nur nicht überschritten haben, den Disput deshalb nicht theilen, aber theilnehmend verfolgen können — bis hinab zu jenen, welche von dem Inhalt des Streites keine blasse Ahnung, aber doch innige Freude haben; gleich den Zuschauern eines Turniers, ohne Waffenkunst und ohne Waffenrecht, werden sie von der bloßen Thatsache eines sichtbaren geistigen Kampfes, von den strömenden Gedanken, die sie nicht mitdenken, von den streitenden Worten, die sie nicht verstehen, mit einer Art feurigen Behagens erfüllt, das in die Andacht des Nachtgebets sich auflöst, welches jetzt beginnt, nachdem die Debatte geschlichtet oder — vertagt ist. Solches Verhalten eines menschlichen Vereins zur Wissenschaft, so weitgespannte, völlig uneigennützige,

ja aller praktischen Nützlichkeit fernstehende active Theilnahme an der Erforschung der Wahrheit, welche von noch weiteren Kreisen liebevoll begleitet wird, — wäre ein Bild, das zum Himmel hinaufleuchtet, wäre ein Ideal für jede Genossenschaft, ist es auch wirklich nach der rein formalen Seite geistiger Beschäftigung und nach der rein formalen Seite ethischen Wollens — — wenn nur nicht der ganze Inhalt, um den die geistige Regsamkeit sich dreht, gar so eng und beschränkt, einseitig und im Wesentlichen unfruchtbar wäre. Nur abstract und im Allgemeinen hängt all diese Forschung nach einer öden und dürren Gesetzlichkeit mit wahrhaft religiösen Gedanken zusammen; reines Wollen und eifriges, geistiges Ringen in Fülle, aber der concrete Inhalt, auf den es sich bezieht, ist für uns heute aus guten zwingenden Gründen meist veraltet, verweht, abgestorben. Denn der wahrhaft edle Gehalt, die reine hohe Sittenlehre, die religiösen Gedanken, die der Talmud enthält, um deren willen er all den großen Sammelwerken der Culturvölker, die den idealen Kern ihres inneren Lebens ausmachen, mindestens gleich zu achten ist, also die Haggadischen Bestandtheile des Talmud*) waren nicht der Gegenstand jener Forschungen und Disputationen, sondern nur die Gesetzeskunde (Halachah).

Glücklicherweise aber fanden gerade jene unmittelbar werthvollen Theile des Talmuds und der ihrem Geiste folgenden Midraschim späterer Zeit ihre Verwendung zur Belehrung der Laienwelt. Zwar die eigentliche Predigt als Bestandtheil des Gottesdienstes war in den letzten Jahrhunderten herabgekommen; nur etwa ihrer drei im Jahre wurden regelmäßig gehalten. Selbst die erbaulichen am Neujahrstage und am Bußsabbath, vollends die am großen Sabbath vor dem Passahfest haben für einen oder einige Textverse eine ausgesponnene Erklärung gegeben; geistreiches Spiel, künstliche Fragen mit witzigen Antworten hat selbst die Erregung großer Heiterkeit nicht gescheut und die innere Verwandtschaft mit dem risus paschalis

*) S. die Anmerkung.

(Osterlachen) der Osterpredigt der älteren christlichen Kirche bekundet. Niemand hat darin eine Verletzung des heiligen Ortes oder des göttlichen Wortes gefühlt: die Gläubigkeit war sicher und selbstgewiß und auch das Lachen eine andere Art von Andacht. Solange die Majestät der Fürsten völlig außer Zweifel steht, darf der Hofnarr unbeschadet an ihrer Seite erscheinen.

Dahingegen gab es in unserer Gemeinde etwa zehn Gelehrte, welche an jedem Sabbath Nachmittag eine kleine Schaar von Zuhörern für eine Schrifterklärung des wöchentlichen Abschnitts um sich versammelten. Zwar auch hier fehlte es meist nicht an der geistreich spielenden Auslegung; Alles hat man eher gesucht und gefunden, als den einfachen und wahren Sinn des biblischen Wortes; diesen zu finden galt den meisten als „keine Kunst", weil man keine Ahnung davon hatte, daß es die schwerste Kunst ist. Daneben aber haben die Sprüche der Talmude, der Midraschim, der Commentare oder der älteren Predigtwerke bis hin zu den eigentlichen Religionsphilosophen je einen Schatz von religiösen Gedanken verbreitet, bei deren Vortrag sich Einzelne bis zur wahren erbaulichen Beredsamkeit aufgeschwungen haben.

Diese kleinen Zuhörerkreise waren geschlossene freiwillige Vereine, meist zu einem speciellen wohlthätigen Zwecke, wie schon die Namen, deren ich mich erinnere, beweisen: „Bekleidung der Nackten" — „Unterstützung der Dürftigen" — „Väter der Waisen" — „Pfleger der Kranken" — „Der heilige Verein" (für Leichenbestattung) — „Frühbeter" u. s. w. Jeder solcher Vereine (Chewrah) hatte also in seinem (Rebbe) Lehrer zugleich eine Art von väterlichem Führer und Berather in guten und bösen Tagen, zugleich den stetigen und autoritativen Friedensrichter bei einem Streit der Genossen, die als solche sich unter seinem Vorbild enger verbunden fühlten, um die heiteren und trüben Loose mit herzlicher Theilnahme und als festere Stütze zu begleiten; für Familienfeste und -Trauer waren sie einander die geborenen Gäste und auch an einigen wenigen Festtagen zu gemeinsamer bescheidener, mit erwecklichen

Reden gewürzter Zeche vereinigt. Auch die reifere — männliche — Jugend hat ihren Verein („Jungens-Chewrah") für religiöse Belehrung, in welchem es gelegentlich auch an Spiel und Tanz nicht fehlte. Am Wendepunkte der Cultur fügte dieser zuerst zum eigenen Gottesdienst die moderne deutsche Predigt. Schier die ganze Gemeinde war so in den Vereinen vertheilt; nur die — nicht fungirenden — Gelehrten blieben fern, und dann die Reichsten und die Aermsten; doch auch diese galten, ohne Mitglieder sein zu wollen oder zu können, durch Spenden, die sie gewährten oder empfingen, dem einen oder anderen Vereine als zugewandt. Manche dieser Vereine konnten bereits auf eine Dauer von Jahrhunderten zurückblicken, und ihre bescheidenen Archive nannten eine stolze Reihe berühmter „Lehrer"; daß diese allezeit unbesoldet waren, muß man heute erwähnen, damals galt es als schlechthin selbstverständlich. —

Bis hierher war nur von den Erwachsenen die Rede; wie stand es um die Erziehung, speciell um das Schulwesen? Hier gilt mein Bericht nur bis zum Jahre 1833, also bis zur Einrichtung der staatlich verordneten confessionellen, aber nach allgemeinen Gesetzen geregelten und überwachten Volksschule, welche zugleich die Vorbereitung für die glücklicherweise allen Confessionen geöffneten Realschulen und Gymnasien bilden konnte.

Bis dahin aber war der Unterricht vollkommen frei; es gibt keinerlei Zwang oder Anordnung der Schule; weder der Staat, noch die Stadt oder die Gemeinde sorgt darum. Man kennt nur die Privatschule, deren Unternehmer der Lehrer ist. Der gesammte Unterricht der Kinder ist Sache der freien Wahl der Väter und Vormünder, um dessen Beschaffenheit sich weder der Rabbiner noch der Vorsteher der Gemeinde kümmert. Für alle erdenklichen Arten von Wohlthätigkeit, auch für Belehrung der Erwachsenen, wie wir sehen, gibt es Vereine; nur für die Schule nicht.

Alle Schulen haben nur Einen Lehrer und nur Eine Klasse; bedeutet doch ihr Name, das Cheder, nur das (Schul-)„Zimmer". Alle Schüler sind immer zusammmen; ihre Abtheilung folgt

freier Bestimmung des Lehrers; während die einen lesen, schreiben oder üben die anderen. Die unterste Schule etwa vom fünften bis neunten Jahre lehrt Lesen, meist hebräisch, mit etwas Uebersetzung, Schreiben, meist jüdisch, d. h. deutsch mit hebräischer Cursivschrift, und etwas Rechnen; das ist Alles. Nur in dieser gibt es einen „Behelfer", der das Alphabet einüben hilft, die Alphabetschützen abholt und heimbringt, und bei diesen in Freistunden als „Erzähler" von Märchen, Legenden und Geschichten Gemüth und Phantasie in Bewegung setzt. Die biblischen Geschichten werden gelegentlich der Uebersetzung nur aus der Quelle geschöpft. Weil keine Anstellung, gab es auch keine Prüfung oder Approbation eines Lehrers; wer sich Anziehungskraft genug zutraute, that eine Schule auf. Zu meiner Zeit trat ein Mann, der bis dahin einen Hausirhandel betrieben und zu dem Verein unter meinem Vater gehörte, plötzlich als Lehrer auf; als mein Vater ihn fragte, wie er dazu komme, antwortete er: „Ich habe geträumt, daß ich ein Lehrer bin"; dies hat er als Zeichen seiner Berufung genommen und ist Lehrer geworden. Die nächsthöhere Schule war die für Bibel mit Raschi, dem bekanntesten und beliebtesten Erklärer derselben, welche den Knaben von 9 bis 13 Jahren belehrte. Mit ihr verbunden, oder auch als besondere Schule getrennt, der erste Unterricht im Talmud; Rechnen und besonders Schönschreiben diente daneben als eine Art Erholung. Solcher Lehrer waren in unserer Gemeinde an 15 bis 20 und, da die Besoldung durch semesterliches Schulgeld ungemein gering, kann man von der Dürftigkeit und Genügsamkeit der Lehrerfamilien sich eine Vorstellung machen. Im Winter brachte jedes Kind als Naturalleistung wöchentlich eine Kerze. Eine Prüfung des Lehrers oder des Schülers fand auch hier nicht statt. Aber jeden Sonnabend Nachmittag sah man eine Anzahl kleiner Jungen mit großen Büchern durch die Gassen schreiten, die sich von irgend einem der Familie oder dem Lehrer befreundeten Gelehrten aus dem Talmudfolianten „verhören" ließen. Ein „Kniff in die Wange", ein Apfel in die Tasche waren die

beliebten und beglückenden Formen des Zeugnisses wohlbestandener Prüfung. Diese war nicht officiell, nicht öffentlich, und es gab keine Prämien; aber der Stachel des Ehrgeizes entbehrte der Schärfe nicht. Zugleich ist jeder Lehrer der nächsthöheren Schule der gegebene und gefürchtete Examinator des aus der früheren Entlassenen.

Am schlimmsten stand es mit dem weiblichen Unterricht; hier wurde die Freiheit zur äußersten und nachlässigen Willkür. Lehrerinnen sowohl wie öffentliche Mädchenschulen fehlten; der ausschließliche Privatunterricht sorgte immer aber auch fast nur für Hebräischlesen (Gebete) und ein weniges Schreiben. War dieser Privatunterricht irgend wodurch versäumt oder unfruchtbar, dann wurde er später, besonders bei herannahender Verheirathung aber als ein lichtscheues Geheimniß, hinter verschlossenen Thüren und Fensterläden durch irgend einen extraordinären Lehrer, etwa einen Talmudjünger oder einen frühreifen Knaben nachgeholt, damit die Nachbarn nicht aus seinem Kommen und Gehen den Zweck desselben errathen. Einer einzigen Lehrerin aber, die in der Gemeinde lebte und wirkte, muß ich hier den wohlverdienten Tribut des Nachruhms zollen. Die Dienstmädchen besonders, welche das Gebetlesen versäumt oder vergessen, hat sie während ihres Brautstandes darin unterrichtet. Winters zumal, wenn die dienenden Bräute mehr freie Abendstunden genossen, wanderte sie, mit der kleinen Laterne bewaffnet, durch die Gassen, um in engeren Kammern oder in der Küche beim Herdfeuer den künftigen Besucherinnen des Gotteshauses die Buchstabenweisheit zu erschließen; für eine allabendliche Leseübung von 10 bis 15 Minuten erhielt sie wöchentlich die stadtkundige Taxe von einem guten Groschen. Sie hatte bessere Tage gesehen, in rüstigen Jahren war sie Hebamme gewesen; jetzt war sie also dem jüngeren Geschlecht Phänarete und ihr berühmter Sohn Sokrates in einer Person, diesen in seinem stolzen „Nichtwissen" vielleicht noch übertreffend. — Zwischen 13 und 15, auch wohl 16 Jahren werden die Knaben zu allerlei weltlichen Geschäften

verwendet; es ist ihre Lehrzeit; die aber einer gelehrten Bildung theilhaftig werden sollen, besuchen zugleich die „Schule des Talmudlehrers". Hier wird Talmud und fast Nichts als Talmud betrieben; nur an Freitagsvormittagen die Wochenabschnitte aus der Bibel an der Hand der älteren hebräischen Commentare erklärt. Und nun erst folgt die eigentliche hohe Schule, die Jeschiwah, welche die letzten Grade und den vollen Umfang der rabbinischen Gelehrsamkeit darbietet. Auch diese hat einen freien Ursprung; allein durch den Ruf des Lehrers, allermeist des betreffenden Rabbiners werden die Zuhörer angelockt; aber hier ist der Unterricht stets unentgeltlich. Von der Methode, nach welcher man das Studium hier betrieb, zu reden, würde sehr umständlich oder unfruchtbar sein. Nur eines Umstandes will ich gedenken, der sich auch äußerlich jedem bloßen Zuschauer aufdrängen mußte. Weder bei den Vorlesungen noch bei der Vorbereitung, sei es des Lehrers, sei es des Schülers, für dieselben hat man eine Feder und Schreibpapier gesehen; alles Studiren und — Schreiben waren zwei völlig getrennte Dinge. Plato nach seiner Rede gegen Buchstaben und Schrift (im „Phädrus"), „weil sie, anstatt das Gedächtniß zu stärken, vielmehr die Seelen derer, welche sich ihrer bedienen, vergeßlicher machen, weil diese ihr Gedächtniß nun nicht mehr so üben, indem sie sich auf äußere Schriftzüge verlassen und nicht in sich selbst die Sachen beständig wiederholen, um sie im Andenken zu behalten . . .", Plato hätte alle Ursache gehabt, mit dieser schriftabwesenden Methode zufrieden zu sein, wenn — nur nicht der ganze Inhalt des Studiums allzusehr auf Schrift und Buchstaben gegründet gewesen wäre; der Geist wurde geschärft, aber schließlich zumeist für den Buchstaben. Nicht aller Orten findet man solche Hochschulen; etliche aber, wie die des genannten Rabbi Akiba, zuerst in M. Friedland, dann in Posen, zählten ihre Hörer nach Hunderten. Auch die Gemeinde zahlt dem Rabbinen keinen besonderen Gehalt für dies Lehramt, weder steigt noch fällt seine karge Besoldung mit der Zahl seiner Hörer. Ihr Stolz aber wächst oder welkt mit

derselben, und der dankbare Tribut, den die Bevölkerung (nicht die Gemeinde als solche, als Ganzes) dafür darbringt, ist — die Erhaltung der Studenten. Die meisten unter ihnen sind arm, die Gelegenheit Etwas, z. B. durch Unterricht zu verdienen, selten. Einige stehen wohl mit etlichen Familien in stetiger — meist schon ererbter — gegenseitiger Gastfreundschaft; wenige geradezu im Kindertausch während der Studienjahre; denn reif wird ein Talmudjünger nicht in der Heimat, sondern nur in der Fremde. Die weitaus meisten leben also Wochentags von Freitischen; am Sonnabend und Festtag aber wandert ein Jeglicher an den gastlichen Tisch, wohin seine Plett (Billet) ihn weist. Selbst der seltene Vogel, der mit einem Wechsel ausgerüstete Jünger, welcher Wochentags sein baares Geld verzehrt, ist selten so üppig, dann nicht am fremden Tische zu essen; denn das gilt als eine Art von demokratischer Ehrensache, zugleich als weltliche Schulung; es macht den Menschen „genietet", d. h. weltfest. Diese Anordnung der fast allgemeinen, festtäglichen Gastfreundschaft ist bekannt: jede Familie stellt ihren Festtisch zu Anfang des Jahres für eine bestimmte Zahl von Tagen dem betreffenden Vorsteher zur Verfügung, welcher den Gast mit einem Billet an denselben verweist. Durchreisende Fremde, die Sänger der Synagoge und die Talmudstudenten genießen dies Gastrecht. Auch in engen Verhältnissen lebende Familien, die in der Regel einen schmalen Tisch führen, mögen dieser Ehre nicht ganz entrathen, einen Gast bei sich aufzunehmen; für ein oder zwei Billete wenigstens hat die Frau sich gemeldet; wenn nun irgend ein günstiger Wind zum nächsten Sabbath eine fette Mahlzeit ins Haus weht, dann wird die Brave den Vorsteher sofort aufsuchen und darum bitten, ihr eine „Plett" (so heißt nun der Gast selbst) zu schicken, aber „nicht einen Wanderer, sondern einen Talmudjünger"; das bringt mehr Ehre und Freude zugleich.

Auch baares Geld wird in einer von Haus zu Haus wandernden Büchse an jedem Neumondstage gesammelt, an die ärmsten Studenten vertheilt, denen es auch an Kleidung und

Miethe gebricht. Das Leben der Talmudjünger ist durchaus frei; sittlich durch Sitte und Fleiß geregelt, sonst heiter und ungebunden; durch Licht und Schatten in vielen Gebräuchen an die fahrenden Schüler auf den Universitäten des Mittelalters erinnernd. Auch an Spielsucht fehlt es nicht immer; nur Zote und lose Rede („schandbarer Mund") ist, wie in allen anständigen Häusern, aufs Strengste verpönt.

In unserer Gemeinde lebten in dem Jahre, als ich früh, zu ihren gemeinsamen Studien Zutritt erhielt, über zwanzig solcher fremden Talmudjünger; sie allesammt genossen jeden Mittwoch den Freitisch in Einer Familie*), denn wie das Studium der Thora als die eigentliche Weihe und der Hochgenuß des Lebens, so galt der darauf bezügliche Zweig der Wohlthätigkeit als der heiligste und fruchtbarste.

Der Sinn für Wohlthätigkeit war ungemein rege und verbreitet; der vielen Vereine, die ihr dienten, ist oben schon gedacht. Aber auch die Frauenvereine bearbeiteten ein reiches Feld; weibliche Krankenpflege und Leichenbestattung, Pflege der Wöchnerinnen, Ausstattung, besonders Ausrichtung der Hochzeit armer Bräute forderten eigentlich kaum erschwinglichen Tribut. Der persönliche Dienst kannte bei manchen der Vorsteherinnen kaum eine Grenze oder Ermüdung. Bobe [Großmutter**), wie sie Allen hieß] Zortelchen hatte in unserem Hause gewohnt; ich habe sie nicht mehr gekannt, aber der Ruf ihrer Heiligkeit und Werkthätigkeit hat sie lange überlebt, und das Zimmer, worin sie gewohnt, betraten auch wir noch mit ererbter Ehrfurcht. In vielen Anekdoten wurde ihr Andenken charakteristisch gefeiert, nur einer will ich gedenken. Von ihrer früh verstorbenen einzigen Tochter lebte ihr einziger Enkelsohn in der Gemeinde, aber draußen vor der Stadt, auf einem Vorwerk. Als diesem ein Töchterchen geboren war, das — nach der

*) Von demselben Hause hieß es sprichwörtlich: „man geht hungrig hinein und satt heraus"; auch in Bezug auf geistige Nahrung durfte der Spruch gelten.

**) Sie ist die Urgroßmutter meiner Frau gewesen.

Sitte — den Namen seiner Mutter erhielt, gereichte ihr der Besuch dieses Kindes als der neuauflebenden Tochter zur süßesten Freude. Aber an keinem Wochentage hat sie diesen Besuch sich gegönnt; diese gehörten allesammt dem heiligen Dienste, den sie den Pfleglingen all der Vereine leisten mochte.

Als Gegenbild zu dieser würdigsten, aber wohlhäbigen Matrone will ich eines schlichten Weibes gedenken; jener war meine Großmutter im Amte als Vorsteherin all der Frauenvereine gefolgt, sie ihrer Mutter als Botin derselben. Das Bild der Rüstigkeit, schreitet sie taktfest und tapfer wie ein Mann daher. Sie bedarf der Tapferkeit; früh verwitwet, hat sie sich mit sechs Kindern und die altersschwache Mutter zu ernähren. Wie ihre Augen blitzten, als sie das nach irgend einem Unfall — herzlich — dargebotene, Almosen ablehnte: „noch habe sie keines genommen". Tagsüber trieb sie ihren kleinen Handel draußen auf dem Lande; aber früh, bevor sie die Stadt verließ, und spät, wenn sie heimgekehrt und die Kinderschaar versorgt war, versah sie den nicht unbeschwerlichen Botendienst in den Vereinen, um einen kärglichen Lohn davon zu gewinnen; und dennoch gehörten auch nächtliche Wachen bei Kranken und Wöchnerinnen noch zu ihrem sauren Erwerb.

Diese Sendung zu den Wöchnerinnen erinnert mich, wie mit dem Glauben auch Ueber- und Aberglaube stark verbreitet war; zu jenen mußten durch die Vereinsbotin die unter Glas und Rahmen befindlichen Blätter gebracht werden, welche, mit biblischen Versen und kabbalistischen Zeichen bedeckt, Mutter und Kind vor dem Schaden böser Geister behüten sollen. Entschieden unjüdisch, aber doch in diese Kreise gedrungen war die Verehrung eines gestorbenen Wunderheiligen*); auf seinem Grabe in Jerusalem sollte eine „ewige Lampe" brennen; für einen kleinen Beitrag zu ihrer Erhaltung — welcher gesammelt über Amsterdam nach Palästina wanderte, um irgend einen hungrigen Säckel zu speisen — sollten besonders verlorene oder

*) Rabbi Meïr, der Wundermann.

gestohlene Gegenstände wiedererlangt werden; rechten Zug hatte die fremde Sache offenbar nicht. Von zweien Frauen hörte ich, wie sie ihren Beitrag zurückforderten; die eine sehr bald, „weil sich das Verlorene während ihres Ganges schon gefunden"; die andere nach acht Tagen, „weil sich das Verlorene doch nicht gefunden". — Die Arten des Aberglaubens aufzuzuzählen wäre kein Ende; denn deutscher und slavischer hatte sich zum jüdischen gesellt. Nichts nehmen die Menschen leichter von einander als den Aberglauben, welcher am frühesten und sichersten auch die confessionellen Thüren sprengt. Zu den vielbeklagten Schattenseiten gehört auch das Laster des Neides, welches besonders unter den Frauen stark verbreitet ist. Ob man zu anderen Zeiten und anderswo weniger darüber zu klagen hat? — Mir scheint, der Tag ist noch nicht angebrochen, an welchem die Befolgung des zehnten Gebotes sich mit der der anderen Gebote wird messen können. Uebrigens ist Statistik selbst der moralischen Handlungen eine heikle Sache, geschweige die der moralischen Gefühle.

Einige scharfe Gegensätze liegen im jüdischen Stammescharakter, nachweislich seit den ältesten Zeiten, so hart neben einander, daß sie zuweilen sogar in einer und derselben Person zusammentreffen. Neben einer rüstigen, unermüdlichen Energie eine Neigung zur Trägheit und zur Abwälzung der Last auf andere Schultern. Dieses Paar begegnet sich mit einem anderen: zäh ausdauerndes rücksichtsloses Anhalten des erworbenen Besitzes und eine stets bereitwillige, opferfreudige, der Gaben Zweck und den Werth der Empfänger wohl abwägende Kunst der offenen Hand. Aus der Kreuzung dieser Paare von Charakterzügen hat sich eine ungewöhnliche Anspannung, aber auch eine übermäßige Herausforderung der Wohlthätigkeit oft ergeben. Für jene Zeit und Gegend aber trug dazu sehr viel der außerordentlich niedrige Stand der durchschnittlichen ökonomischen Verhältnisse bei. Es ist ganz erstaunlich, mit wie Wenigem ganze Familien haushalten und mit einem gewissen Anstand haushalten konnten. Unbedingte Nüchternheit, stetige und gleich-

schwebende Mäßigkeit in Genüssen, welche sogar die Putzsucht der Frauen bändigte, getragen von einer genügsamen Zufriedenheit des Gemüths waren alltägliche Vorzüge. Daraus folgte eine innerliche, still im Herzen bewachte, aber das Urtheil vielfach irreleitende Ueberhebung, namentlich der mittleren Klassen über ihresgleichen in der christlichen Bevölkerung. Bei dieser war volle Nüchternheit und Mäßigkeit selten; sprungweise, ungeordnete, den Gleichstand des Haushalts störende Genußsucht, hier des Mannes, dort des Weibes und da der Kinder, wenn nicht aller zugleich, fast gewöhnlich. Der Vormittag des Sonntags und des Sabbaths trug das gleiche Gepräge; der durchweg allgemeine Besuch der Kirche oder der Synagoge erzeugte keinen ökonomischen und keinen moralischen Unterschied. Der Nachmittag aber des Sabbaths und des Sonntags zeigte den denkbar schroffsten Gegensatz; dort Ruhe, Stille, emsig gesuchter geistiger Genuß; die Männer fast alle dem Vortrag des Lehrers lauschend, die Frauen in gemüthlicher Plauderei oder bei den jüdisch-deutschen Büchern, die Knaben hin und wieder laufend zum „Verhören"; hier lautes Wesen, im günstigen Falle bei Tanz und Spiel, öfter in Raufluft, Neigung zur zerstörenden Völlerei, Trunksucht nicht selten. Auf die besseren, wohlgesitteten Kreise der christlichen Bevölkerung blickten gerade wir Juden mit wahrer, ernster Hochachtung; über den mittleren Durchschnitt derselben aber wußte man sich moralisch bevorzugt und schöpfte, wohl daraus am meisten, einen hohen Grad von Zufriedenheit, welche der altjüdischen, optimistischen Weltansicht durchaus entsprach.

Trotz der Enge und Dürftigkeit der bei weitem meisten jüdischen Häuser, selbst bei Noth und Elend war deshalb Kopfhängerei, Wehleidigkeit, Klagesucht verpönt; pessimistischer, melancholischer Hader mit dem Schicksal wurde verspottet. Fromme Ergebung in den Willen der Vorsehung war ein viel gepriesenes, obgleich oft erfülltes Ideal. Zahlreicher Beispiele kann ich selbst mich erinnern; ich will nur erwähnen, daß man von der schon genannten Großmutter Zortelchen rühmte, sie habe

bei dem Verlust ihrer Tochter, ihres einzigen Kindes, keine Thräne vergossen; denn das hieße (choliloh, nämlich: fern sei es!) wider Gottes Fügung murren. Als dem Rabbiner des Ortes zu meiner Zeit sein ältester Sohn in blühenden Jahren wenige Tage vor der festgesetzten Hochzeit am Freitag Nachmittag gestorben war, erzählte man sich in der Gemeinde, daß der Vater vom Beginn des Sabbaths bis zu seinem Schluß keine Thräne geweint, um die Feier desselben nicht durch Klage zu entweihen. Ueberhaupt galt Bändigung der Natur als ein ersehnter Vorzug des moralischen Menschen.

Bei aller Bescheidenheit im Genießen herrschte eine stille Heiterkeit; sie fühlten sich vor den Verfolgungen vergangener Zeiten bewahrt, mit ihren beschränkten Rechten, unter dem Schutze gewissenhaft befolgter Gesetze, „eng und wohl". Geistige Genüsse waren den meisten immer zur Hand, unter ihnen war der spendende, harmlos spielende Witz ebenso geschätzt wie verbreitet. Sinnreiche Einfälle, anspielungsreiche Gedanken, „gute Wörtchen" trug man von Haus zu Haus und von Ort zu Ort. Vor und nach Allem erzeugte die Erfüllung des Gesetzes, zu welcher das den ganzen Tag und alle Verhältnisse umspannende Ceremonial unerschöpfliche Gelegenheit bot, eine innige Freudigkeit. Diese zu erleben und zu erhöhen diente am meisten die eigentliche Wohlthätigkeit, deren Uebung sich weitaus nicht auf die gedachte Vereinsthätigkeit beschränkte. Klagen und Jammern war, wie gesagt, verachtet; aber wirkliches Leid zu stillen, Noth zu beschwichtigen gehörte zur Sänftigung jeder Trauer, vor Allem aber zur Ergänzung und zur Weihe jeder Freude. Kein Fest, weder Familien- oder allgemeines Fest ohne Spenden. Kam ein Gast, etwa der in der Großstadt wohnende Sohn oder gar der fernwohnende Bräutigam der Tochter zum Besuch, dann hieß es nach der ersten Begrüßung: „nun wollen wir schicken!" — was wollte man schicken und wohin? Wohl auch zu den Gefreundeten, um die Einkehr des Gastes — welche natürlich aller Welt bereits kund war — officiell zu melden. Dann gab es am Sabbath eine „Schank", d. h. Verwandte,

Freunde, Nachbarn sandten Erfrischungen ins Haus, Wein, Früchte, Kuchen, und erschienen dann als Besucher, um sie zu verzehren. Aber nicht dies war der Sinn jenes Entschlusses, nun gleich nach des Gastes Ankunft „zu schicken"; vielmehr zu den Vorbereitungen für dieselbe gehörte, daß ein Streifen Papier und ein Schreibzeug bereit stand, um die Liste der Armen zu fertigen, denen Gaben geschickt werden sollten. So feierte man die Freude, die eingekehrt. Sprachlich bezeichnete man nach biblischem Vorgang im Volksmund (Buch Esther, Cap. 5) ein frohes Ereigniß als Einkehr von „Licht und Freude", wohl wegen des Gleichnisses: wenn man ein Licht anzündet, leuchtet es nicht blos dem, der es sich gezündet, sondern es sendet weithin seine Strahlen; so sollte jede Freude hinausstrahlen auf Andere, besonders auf jene, „die im Finsteren sitzen".

Auf einen anderen Gegensatz im jüdischen Stammescharakter weisen meine Erinnerungen vielleicht weniger gerade in unserer Gemeinde, als in den meisten derselben, vormals und auch jetzt noch. Das Gefühl der Pietät ist tief und weit verbreitet, sowohl gegen alle Edlen, Frommen, als namentlich gegen den Gelehrten. So wie der Zusammenhang in den Familien, praktisch und gemüthlich, ein durchaus inniger, die Pietät gegen Eltern und Großeltern aber fast ausnahmslos und unbedingt, so wird auch das Ganze der Gemeinde vorzugsweise durch das Gefühl persönlicher Beziehungen der Pietät zusammen- und in seinen Schranken gehalten. Plötzlich aber springt hier und dort der unbändige demokratische Instinct auf; nicht blos jedes Vorrecht, das so gering und selten besteht, sondern auch jeder Vorzug ist verhaßt. Fast in keiner Gemeinschaft fehlt es an Männern vom alten Schlage des Korah, zu dem sich bald eine Rotte gesellt, und ihre Devise ist — gegen jeden Führer, Förderer und Forderer — immer dieselbe, die schon gegen Moses und Aron ausgespielt wird: „Ihr machet's zu viel! Denn die ganze Gemeinde sind lauter Heilige! warum erhebet ihr euch über die Gemeinde des Herrn?" Damals aber gab es wenigstens zwar keine amtlich eingesetzte, angeordnete, mit irgend

einer Macht ausgestattete Autorität, welche über die Grenzen der Gemeinde reichende oder über die streitenden Parteien derselben gebietende Befugniß besaß; aber als fromm, heilig und gelehrt zugleich also anerkannte Männer, (etwa wie der schon genannte Rabbi Akiba), daß deren gutachtliche Entscheidung weithin auch die wildeste Auflehnung zu bändigen vermochte.

Ein höchst unscheinbares, aber von Feinheit und Tiefe der psychologischen Erfahrung zeugendes Mittel zur Erziehung des Pietätsgefühls war die Sitte der segnenden Handauflegung. Reicht doch die Sitte nach der biblischen Erzählung weit über die sinaitische Gesetzgebung bis zu den Erzvätern zurück, und nicht nur erhalten hat sie sich im Judenthum, auf die Priesterschaft und dann auf Weisheit und Frömmigkeit als Spenderin des Segens ausgedehnt, sondern so auch auf die Tochterreligionen vererbt.*) Die Kinder suchen den Spruch des Segens jeden Freitag Abend nach dem Gottesdienst bei den Eltern, aber auch die Eltern, höchst wirksam für das Gemüth der Enkel, bei den Großeltern. Keine Abwendung, keine Auflehnung, kein Widersinn kann in dem Herzen des Kindes gegen den Vater dauern, während dieser die segnende Hand auf sein Haupt legt; was der letzte Prophet (Maleachi) in seinen letzten Worten als die Hoffnung vom wiederkehrenden Propheten Elias ausspricht: „und er wird zurückführen das Herz der Väter zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern" — das erfüllt sich hier in der Seele beider. Daß dem modernen Judenthum dieser Gebrauch abhanden gekommen, schätze ich als einen der härtesten Verluste und als ein Zeichen religiöser Verwilderung, gegen welche mit Macht zu reden unsere Prediger im Unverstand der wahren Quellen ethischer und religiöser Gesinnung vergessen haben. Gewiß, wenn nicht schon innige Gemüthszüge in der Familie walten, wird die Formel des Handauf-

*) Matthäus 19, 13—15 hören wir, daß die Kinder zu Jesus gebracht werden, daß er sie segne. Die Jünger sind sich offenbar nicht klar, wie der Meister über die Fortpflanzung der Sitte denke, und wollen den Kindern wehren, welche Christus aber zu sich ladet und segnet.

legens und Segensprechens wenig Erfolg haben; wenn aber irgend eine Ceremonie, eine äußere Form dazu dienen kann, den inneren Sinn zu stützen und zu befestigen, so ist es diese, durch hohes Alter geheiligte, ästhetisch bevorzugte, psychologisch so wohl begründete.*)

Mag immerhin der Glaube, daß das Segenswort eine Gunst des Schicksals von oben her erringen kann, dahingeschwunden sein: aus dem inneren Erlebniß der Thatsache allein stammt für den Segnenden und für den Gesegneten zugleich ein Segen des Gemüths, welcher alle Gaben des Glücks an Werth und Würde besiegt.

Auch in weihevollen oder ernsten Lebenslagen, vor einer großen Reise, nach der Confirmation, nach der Trauung, suchte man den Segen; auch von Sterbenden, von hervorragenden, von heiligen Männern. Als derselbe Rabbi Akiba von schwerer Krankheit genesen, aber ein Rückfall derselben befürchtet war, beeilte sich die Mutter mit dem neunjährigen Knaben zu ihm zu reisen und seinen Segen zu erbitten.

Schließlich noch ein Wort über das politische Bewußtsein in unserer Gemeinde; es war zu jener Zeit, wie in der ganzen

---

*) Das Andenken an eine andere Begebenheit aus dem Leben des Erzvaters Jacob dient bekanntlich zur Begründung eines Speisegesetzes, welches eine der weitgehendsten Beschränkungen, nämlich den Ausschluß der Hinterhälfte aller Vierfüßer auferlegt. Die Eingeweihten kennen auch seine schwere ökonomische Belastung, indem das in kleineren Städten schwer verkäufliche Hintertheil das brauchbare (koschere) Fleisch ungemein vertheuert. Wenn neuere Forschung diesen angeblich historischen Grund des Verbots, die Spannader zu essen, wohl mit Recht bezweifelt, so weiß sie keinen anderen und jedenfalls keinen besseren dafür anzuführen. Die Geschichte selbst, zu deren Andenken ein so zähes und einschneidendes Gesetz befolgt wird, mag vielleicht einmal sehr tiefsinnig gewesen sein, heute ist sie nur noch äußerst dunkel in ihrer Bedeutung. Das Speisegesetz selbst aber ist vor dem Richterstuhle nicht blos der Philosophie, sondern auch der Religion, vor dem Richterstuhle der echten, wahren, der prophetisch-religiösen Gesinnung hohl und nichtig im Vergleich zu der bloßen Sitte, der schönen und fruchtbaren Sitte des Segnens.

Gegend, etwa im Vergleich mit dem Westen Deutschlands, wenig entwickelt. Das Kannegießern war gar nicht nach dem Geschmack der damaligen Juden; wenige hielten mit zahlreichen in der Stadt und — bei den Predigern und Lehrern — auf dem Lande befindlichen Theilnehmern die zweimal wöchentlich aus Berlin kommende Vossische oder Spener'sche Zeitung; sie versorgten nachbarliche Kreise mit der Nachricht von den Welthändeln, welche nur eine Art von poetischer Randverzierung der abendlichen Gespräche bildete; dafür genossen sie zum Dank das Monopol politischer Weisheit. In Bezug auf die innere Politik aber herrschte unter den Juden durchweg ein gut preußischer, altconservativer, streng, man darf sagen, religiös dynastischer Patriotismus; ganz war man von der, durch die Folie trüber Erinnerungen glänzenden, Zuversicht erfüllt, daß die Regierung das Recht, den Frieden und die religiöse Uebung aller Volkstheile redlich beschütze und der geistigen wie ökonomischen Entwickelung der Juden wohl gewogen und mit väterlicher Fürsorge zugeneigt sei. Als im Jahre 1833 die staatlich verordnete und überwachte Volksschule errichtet war, trug der Unterricht in vaterländischer Geschichte, — wie mir aus eigener Erinnerung deutlich bewußt ist, — nicht wenig zur Hebung und Befestigung solcher Gesinnungen bei. Zur Entfaltung heftiger patriotischer Gefühle aber boten die friedlichen Zeiten dem beschränkten Unterthanen wenig Gelegenheit. Ich war deshalb beinahe 16 Jahre alt, als ich zum ersten Male in meinem Leben einen Eindruck von dem Wehen einer mächtig erregten vaterländischen Gesinnung empfing. Am zweiten Pfingsttage gegend Abend saßen, wie oft an Festtagen, eine große Anzahl der würdigsten Männer und Greise der Gemeinde in der Dämmerung um meinen Vater versammelt; die Zeit des gemeinsamen Nachtgebets erwartend, pflogen sie, wie immer, aber heute in friedlichster Stille religiöse Gespräche. Eilend trat plötzlich und hastig ein Mann herzu und berichtete mit schwerem Athem: eine von Berlin nach Posen durchgehende Estafette habe gemeldet, der König (Friedrich Wilhelm III.) ist todt. Da er-

hob sich die ganze Versammlung und stehend sprachen sie alle und laut das bei einer Todesnachricht übliche Gebet: „Gelobt sei der wahre Richter"; dann verharrten Alle in tiefem Schweigen, bis der ältesten und würdigsten Einer sagte: „Er war ein guter König." „Ja, er war ein guter König", tönte es von hier und von dort zurück; dann begann man, alles weitere Gespräch sichtlich vermeidend, mit gedämpftem Sange das Nachtgebet. Wie ein Schauer hatte es mich durchrieselt und ein tiefinniges, patriotisches Gefühl meine Seele ergriffen.

Wohl mochte manchem der Männer die Sorge, wie der neue König zur Stellung der Juden, zu den jüngst erst erworbenen Rechten derselben sich verhalten werde, sogleich aufs Herz gefallen sein; mit deutlichen Worten ausgesprochen wurde sie nicht, aber doch hörbar, als der greise ehrwürdige Vorbeter die Worte in den Einleitungsversen des Nachtgebets mit starker Betonung und heißem Ausdruck hervorhob: „Der König erhöre uns, am Tage, da wir ihn anrufen".*) — —

Als charakteristisch für die Cultur der neueren Zeiten aber besonders unseres Jahrhunderts darf man das Bemühen, ansehen, die Erde, zu durchforschen, alle Länder und Leute kennen zu lernen. Vielleicht wird man künftig einmal bei einer Eintheilung der Geschichte in verschiedene Epochen als den Schluß der ersten das Jahr bezeichnen, in welchem auch der letzte Stamm des Menschengeschlechts und der letzte Winkel seines Wohnhauses, der Erde entdeckt ist. Dann werden die Menschen mit noch größerem Eifer der inneren Seite der Völkerkunde sich zuwenden; auch aus den Volkstheilen, welche gerade auf den höheren Stufen der Cultur am meisten gemischt

*) Es muß als durchaus charakteristisch bemerkt werden, wie die anspielende Verwendung der Worte — hier sind sie von Gott auf den irdischen König übertragen, und doch wiederum als eine Bitte an Gott gerichtet —, zur stetigen Methode geworden, auch mitten im Gebet nicht gemieden wird.

und von einander verschieden sind, wird die oft erstaunliche Unkenntniß verschwinden; sie werden einander besser erkennen und darum williger anerkennen; denn jeder Theil wird selbst seine specifischen Vorzüge ohne apologetische Uebertreibung und ohne Anmaßung darlegen, seine Fehler ohne Scheu und ohne Nachtheil bekennen dürfen; Alle werden Allen, wie vergangene Zeiten den späteren, zum Vorbild und zur Warnung dienen, und einen erzieherischen Gewinn zur gegenseitigen Veredlung, also zum Heile des Ganzen daraus ziehen.

Anhang.

Anmerkungen.

I. Zu den Synodalreden.

Zu S. 3.

Die erste Synode war auf den Beschluß einer Rabbinerversammlung, welche 1868 in Kassel stattgefunden, die zweite durch den Beschluß der ersten zusammenberufen.

Die Verhandlungen der ersten, welche in Leipzig 1869 getagt, sind in demselben Jahre, die der zweiten in Augsburg vom Jahre 1871 sind erst 1873 (beide bei Louis Gerschel in Berlin) erschienen. Die Herausgabe der fast gänzlich unverändert nach dem Stenogramm abgedruckten Verhandlungen, welche also geringe Zeit und Mühe erforderte, war also verzögert. Die Erschlaffung war deutlich. Die Redactionscommission aus drei Mitgliedern hat ihre Schuldigkeit nicht gethan; ich mag weiter nicht davon reden; zwei von ihnen sind nicht mehr unter den Lebenden. Noch schlimmer war es freilich, daß auch die wichtigere Commission, die zur Berufung der dritten Synode, welche außer jenen drei Mitgliedern noch sechs andere zählte (von den neun leben nur noch fünf), ihre Pflicht versäumt hat.

Ich will hier nicht klagen und nicht anklagen; aber ich bin es dem Urtheil kommender Zeiten über die damalige Lage der Sache schuldig, zu bemerken, daß ich selbst zu beiden Commissionen nicht gehört habe. War es Unrecht von mir, daß ich auf der zweiten Synode erklärte, die Vorarbeiten zwischen einer und der folgenden nicht wieder übernehmen zu können? zumal nachdem ich dieselben zwischen der ersten und zweiten fast ganz allein und zwar doppelt vollbracht hatte, da Alles zur Versammlung im Juli 1870 bereit war und der große Krieg zur Verschiebung auf 1871 und zur Wiederholung der

Vorarbeit zwang. Ich meinte, daß die Männer, welche im theologischen Fach und Amte stehen, verpflichtet wären, diese Arbeit zu leisten. Mein Unrecht mag groß oder klein gewesen sein; ich habe es oft und oft recht bitter bereut. Die Synode war ein Keim von unberechenbarer Entwickelungsfähigkeit; nicht durch das, was sie war, aber durch das, was sie werden konnte, wäre sie von der höchsten Bedeutung gewesen. Das Werk derselben ist vertagt, — wie das der Deutschkatholiken, der Freien Gemeinden, der Altkatholiken und wohl auch des Protestantentages wesentlich noch vertagt ist. Die Zeit der großen Lösung großer religiöser Fragen ist noch nicht wiedergekommen.

Bei uns Juden, wo das Werk vielleicht am besten vorbereitet und durch theoretisch durchgebildete, höchst geeignete Männer vertreten war — ich erinnere nur an Geiger und Aub, an Löw und Joel, an Landau und Wiener, an Herxheimer und Philippson, an Professor Fürst und Goldschmidt, an Adler (Kassel) und Wechsler, an Grünebaum, Brüll und Wassermann, an Astruc und Kayserling, an Jakob Auerbach und Szanto — bei uns Juden ist das Werk aus den denkbar schlechtesten Gründen vertagt.

Der wenigstens nicht unehrenhafte, bedauerliche, aber doch begreifliche ist übermäßiges, allzustarres Bestehen auf dem eigenen Kopf. Neben der größten Toleranz, neben dem vollen Zugeständniß der Freiheit, daß Jeder für sich denke, wie er mag, doch für gemeinsame Entschließung die Forderung eines Jeden, daß sie nach seiner Meinung geschähe. Liberale, welche die mäßigen Reformen für Nichts achten, weil nicht ihr ganzes Programm erfüllt wird, stellen sich verdrossen zur Seite; Conservative, welche ihrer eigenen und zweifellosen Ueberzeugung mißtrauen, weil Andere andere Consequenzen daraus ziehen könnten, möchten für jeden Schritt vorwärts zwei rückwärts thun, um nicht zu weit zu kommen. Weit schlimmer sind andere Gründe, die ich mir am liebsten selbst verbergen möchte. Niederschlagend und beschämend ist das Hineinspielen persönlicher Eitelkeit in die Behandlung jener ernsten und heiligen Dinge, bei

denen alles Persönliche bis auf den letzten Rest verschwinden müßte. Vor und nach Allem aber der Mangel an wahrhafter, tiefdringender und ausdauernder Energie, der Mangel an wahrhafter, an großer und quälender Sorge um das Heil, den Bestand und die gedeihliche Entwickelung der Religion.

Und dennoch und dennoch hege ich die feste Zuversicht, daß das Werk der Synode wieder aufgenommen wird; dann, wenn an die Stelle der Hiskiasnaturen, welche mit „dem Frieden in ihren eigenen Tagen" völlig befriedigt sind, andere Männer treten werden, Männer die sich selbst vergessen, aber der Sache allezeit gedenken; Männer denen die Vergangenheit heilig, denen aber auch die Zukunft heilig ist, um welche sie, wie um die höchste Noth der Gegenwart, heiße und herbe Sorge tragen.

Zu S. 6.

Die von Herrn Dr. Ludwig Philippson beantragte, von einer Redactionscommission — bestehend aus dem Antragsteller, DD. Adler, Goldschmidt, Gottheil, Hirschfeld, Hochstädter, Landau und Vicepräsident Wertheimer (Wien) — festgestellte Erklärung wurde durch allgemeine Erhebuug von den Sitzen unter wiederholtem lebhaften Beifalle einstimmig angenommen; sie befindet sich hier auf S. 97 wörtlich abgedruckt.

Zu S. 27.

Vergleiche weiter unten S. 104 und die Anmerkung zu S. 98.

II. Zu: Was heißt national?

Zu S. 75.

Den Worten Luther's mag ein anderes von einem zeitgenössischen evangelischen Prediger hier angereiht werden, das ich der „Neuzeit" Nr. 17 dieses Jahres entnehme. Henry Ward Beecher

gilt bekanntlich als einer der größten amerikanischen Prediger; in einem an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, Cleveland, gerichteten Briefe heißt es unter Anderem: „Die Unwissenheit und der Aberglaube des mittelalterlichen Europas mag die Vorurtheile jener finsteren Zeiten erklären; wie aber ein Christ in unseren Tagen sich von einem Juden abwenden kann, ist mir ganz unbegreiflich. Das Christenthum ist selbst am Busen des Judenthums genährt worden, unsere Wurzeln sind im Alten Testament. Wir selbst sind Juden, die zur Blüte und Frucht gereift sind. Das Christenthum ist Judenthum in Evolution, und es wäre für die Saat sonderbar, sich gegen den Halm zu wenden, auf dem sie gewachsen."

Zu S. 98.

Von neueren christlichen Stimmen, welche sich über das Judenthum, seine Wissenschaft und seine Stellung zur allgemeinen religiösen Entwickelung der Menschheit vernehmen lassen, nenne ich hier nur den Kirchenhistoriker Nippold:

„Auch die jüdische Theologie nimmt heute einen durchaus ebenbürtigen Platz in der Wissenschaft ein." Rede bei Eröffnung der katholisch-theologischen Facultät in Bern, von Nippold als Decan der evangelisch-theologischen Facultät am 11. December 1874.

Sodann in der Rectoratsrede daselbst am 15. November 1880.

„Es thäte oft gut, sich die einfache Frage vorzulegen, woher denn das Judenthum, das so lange verfolgte, das so weithin gehaßte, das gerade in jüngster Zeit wieder so leidenschaftlich angegriffene Judenthum seine Kraft ziehe. Seit der Trennung beider Religionen geht die Entwickelung der jüdischen der christlichen zur Seite, und wer die Art der gegenseitigen Berührungen von Jahrhundert zu Jahrhundert verfolgt, kann sich als Christ nur in tiefster Seele beschämt fühlen. Was der polemischen Litteratur, wie sie seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts in Justin's Triphon uns vorliegt, an Ueber-

zeugungskraft fehlte, das mußten erst religiöse Verfolgungen, dann sociale Hemmungen ersetzen. Das Ergebniß aller dieser Unterdrückungsmaßnahmen aber ist das, daß sich heute eine große Mehrheit vor der geistigen Kraft einer kleinen Minderheit so sehr fürchtet, daß man es bereits wiederum mit der Aufhetzung der Pöbelmassen versucht und die rohe Gewalt zu Hülfe ruft.

„Gegen die seit der Metternich'schen Aera großgezogenen Auswüchse des Börsenfürsten- und Gründerthums soll und kann die bürgerliche Gesellschaft Waffen genug finden. Die Angriffe auf eine andere Confession als solche aber sind gewiß das schlimmste Zeugniß, welches ein herrschendes Kirchenthum seinem eigenen Unglauben ausstellen kann. Der Gottesglaube des Mosaismus dagegen, den gerade Jesus in seiner vollsten Tiefe erfaßt hatte und darum zur Weltreligion machen konnte, hat auch auf seinem engeren Volkgebiet, in Familienleben und Gemeindebildung, vor Allem in der theologischen Wissenschaft Früchte getragen, durch welche die einander zerfleischenden christlichen Theologenschulen tief gedemüthigt werden."

Man vergleiche dazu auch: Kirchengeschichte von Hagenbach 4. Aufl. (Leipzig bei Hirzel 1885), S. 683 ff.

III. Zu: Unser Standpunkt.

Zu. S. 117 ff.

Der Anlaß zu den nachfolgenden zwei Reden sowie zu dem voraufgehenden Vortrag ist aus ihrem Inhalte deutlich zu erkennen. Etwas Weiteres zur Geschichte der antisemitischen Bewegung um die achtziger Jahre unseres Jahrhunderts beizutragen, habe ich keine Neigung; sie soll vergessen werden.

Deshalb will ich auch von dem eingesetzten Comité, von seinen Sorgen, Mühen und Vorkehrungen nicht berichten; seine

Erfolge genau zu bestimmen ist Niemand im Stande, denn Niemand weiß, wie viel oder wenig seine Schritte verschiedenster Art, die Publicationen, die es veranlaßt oder gefördert hat, zum Wandel der öffentlichen Meinung hüben und drüben beigetragen. Die auf S. 130 genannten achtundzwanzig Namen, welche zu den vorzüglichsten der jüdischen Bevölkerung Berlins in unseren Tagen gehören, bürgen dafür, daß es an einer vielseitigen Ueberlegung nicht gefehlt hat; daß ihr eine reiche, mannigfaltige oft sehr mühselige und opferfreudige Thätigkeit gefolgt ist, darf ich bezeugen; ob auch das Maß der Anstrengung und der Ausdauer der Schwierigkeit der verwickelten Aufgabe entsprochen hat, das zu beurtheilen steht mir am wenigsten zu. Wie der Name des Comités nur von der Zeit entlehnt ist, darf seine Wirksamkeit auch mit der Zeit verschwinden. —

Nur was die ganze Bewegung an Gedanken hervorgebracht hat, das darf und wird auch für die Zukunft erhalten bleiben.

Zu S. 131.

Ich habe in all meiner öffentlichen Thätigkeit und ganz besonders in dieser Sache, die Viele bedrückt, darum gereizt und herausgefordert hat, schwer von der persönlichen Eitelkeit der Menschen zu leiden gehabt.

Neuerdings hat noch Einer der Rachsucht verletzter Eitelkeit die Zügel gegen mich und das Comité schießen lassen. Als es schon einige Jahre bestand, bei einer ernsten Angelegenheit, in welcher das Comité mit großer Anstrengung und mit vollem Erfolg seine Schuldigkeit gethan, trat der alte Mann mit einem knabenhaft voreiligen Plan hervor, der, an sich undenkbar, nur aus der Eitelkeit des Urhebers verständlich war. Das Comité hat seine Mitwirkung einfach versagt, und der Mann war, lediglich durch eigene Schuld, weithin blamirt. Von irgend einem Gefühl des Dankes, daß die gute Sache vor dem Schaden seiner Thorheit bewahrt geblieben, ist natürlich keine Rede; die Eitelkeit allein regiert und fühlt den Stachel

ihrer Verletzung. Ich sollte ihn nennen, um ihn für seine Rachsucht zu züchtigen, aber ich lasse Gnade vor Recht ergehen; neben der Eitelkeit, die seine Seele antrieb, wohnte doch auch wohl etwas guter Wille, der Sache zu dienen; um dieses Restchen guten Willens halber will ich schonen.

IV. Zu: An die deutschen Juden.

Zu S. 159.

Meine Schrift „An die deutschen Juden" hat eine heftige Bewegung erregt; speciell in Berlin war sie gegen mich gewendet. Daß mir auch hier von zahlreichen und bedeutenden Männern herzliche Zustimmung gekommen, daß sie in noch größerer Anzahl von Einzelnen und Gemeinden aus dem Süden, dem Westen des Reiches und vom Rhein eingetroffen, ist für die Sache viel mehr als für meine Person von erfreulichster Bedeutung. Herrn Gustav Mayer kann ich auf seinen „offenen Brief" (in Brüll's Monatsheften, Frankfurt, Mai 1887) hier die offene Antwort geben, daß es mich innig gefreut hat, zu vernehmen, die Juden im Süden und Westen Deutschlands bedürften kaum und jedenfalls viel weniger als ihre Glaubensgenossen in Berlin der Mahnung, sich die politische Freiheit der Meinung und die wahrhaft nationale patriotische Gesinnung durch das Treiben der Antisemiten nicht verkümmern zu lassen.

Ich habe so viele und so lebhafte Zustimmung kaum erwartet, allerdings auch so völlig verblendete Anfeindung nicht. Beides gleich sehr beweist mir, daß ich das Rechte ergriffen; daß ich damit eine Art von Martyrium auf mich nehme, wußte ich wohl; aber ich habe vorher und auch nachher mich mit den Worten Dante's getröstet:

(Paradies 17, 61.)

„Doch was zumeist den Rücken Dir beschweret,
Wird die Genossenschaft sein, bös und thöricht,
— — — — — — — — — —

Die ganz undankbar Dich, ganz toll und gottlos
Anfeinden wird; allein bald wird sie selber,
Nicht Du, blutroth davon die Schläfe tragen.
Von ihrer Unvernunft gibt ihr Verfahren
Bald den Beweis, so daß Dir's rühmlich sein wird,
Daß für Dich selbst Du hast Partei gebildet."

Darum will ich auch kein Wort weiter an all die Leute verschwenden, die, je nach ihrer Art, ihren Eifer an mir gekühlt, oder ihren Geifer gegen mich gespritzt haben. Denn was sollte ich von der Nichtigkeit des Sinnes und der Niedrigkeit der Gesinnung derer sagen, die nie etwas gethan oder geschaffen, aber vordringlich an denen mäkeln, welche Jahr auf Jahr ihre Tageskraft und ihre Nachtruhe der Sorge um das Heil des Ganzen opfern, die mit ihrem Herzblut schreiben, und denen nicht gefallen können und nicht gefallen wollen, welche ihre Gedanken nur von dem gestrigen Tage und für die heutige Zeitung haben. Wie Spreu vor dem Winde verfliegen diese und sind, kaum gedacht, schon wieder vergessen. Jene aber, deren Sorge und Arbeit für die Gesammtheit nicht nach Stunden und Tagen, sondern nach Monden und Jahren zählt, werden ausharren. Mag immerhin ihr Werk, weil es unvollkommen ist, mißlingen: ihr reines und starkes Wollen, ihr heißes Ringen dauert als ein Saatkorn, welches in schöpfungsfrohen Geistern späterer Zeit wieder aufgeht und fruchtbar wird. Darf man Kleines mit Großem vergleichen, so sei daran erinnert: Nichts hat Jeremias bei seinen Zeitgenossen ausgerichtet; die Großen haben ihn verdammt und verlassen, die Gassenbuben haben ihn verhöhnt; versunken und vergessen ist die gedankenlose, nur in der Gedankenlosigkeit einige Masse; und die Großen und Vornehmen führen ein trauriges Andenken allein deshalb, weil sie seinem Gedankenfluge zu folgen unfähig, eine Rolle in seiner Leidensgeschichte spielen. Seit dritthalb tausend Jahren aber wird immer und immer wieder an den Worten, welche seine Zeitgenossen zu beherzigen zu blöde und zu stumpf gewesen, an den Worten, welche die

Glut seines Ernstes und die Reinheit seines Wollens bezeugen, heiliges Feuer der Gesinnung entzündet.

Zu S. 173. ff.

Nichts in der Welt ist leichter als einseitig zu sein; eine Partei ergreifen, ihre Grundsätze oder Schlagwörter auf alle Gegenstände und unter allen Umständen anzuwenden ist so bequem und wird aller Orten gepriesen, ob man dabei auch gelegentlich sehr ungerecht oder unklug verfährt: man genießt den Ruhm der Consequenz, erfreut sich eines geschworenen Anhangs. Besonnene Ueberlegung aber und weise Unterscheidung sind schwer und werden dem beschwerlich, der sie von den Menschen fordert.

Zu S. 174.

Am 22. Januar des Jahres 1880 habe ich beim Festmahl zur Generalversammlung des „Hilfs-Vereins für jüdische Studirende" unter allgemeiner Zustimmung (nach dem Stenogramm) die Sätze ausgesprochen:

Mit jedem trüben Verhängniß in der Geschichte ist auch eine Gnade verbunden; denn alles Tragische führt zur Vertiefung des Menschen. Das hat vor Vielen unsere Stammesgenossenschaft in verschiedenen Epochen ihrer leidensreichen Geschichte erfahren. In neuerer Zeit liebt man es wieder, uns die leidigen Folgen vielhundertjähriger Unterdrückung, die sich an unserem Wesen, an unserem Charakter, in unseren Formen zeigen, herauszukehren; diejenigen, deren Voreltern zu unseren Unterdrückern gehörten und die selbst noch zu ihnen gehören möchten, machen uns einen Vorwurf aus jenen Folgen. Heben wir nun einmal auch unsererseits ein Gutes hervor, das jene schmerzlichen Zustände in unserem Gemüth von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsend hervorgebracht haben. Wir Juden sind in jedem Rechtsstaat vorzugsweise loyal, wir sind immer gute Bürger gewesen. Keine Helden in der kleinen und klein-

lichen Tagespolitik, wußten wir mit Jahrhunderten zu rechnen. Weil wir weniger von den Gesetzen und ihren noch so engen Schranken, in die man sich zu schicken wußte, als von der Verletzung derselben, von der Willkür zu leiden hatten, darum hatten wir eine fast religiöse Verehrung für den strengen Hort des Gesetzes und des Rechts. . . . Liberal und loyal sind nur theilweise Gegensätze, für uns Juden sind sie es am wenigsten.

V. Zu: Zwei Reden auf Moses Mendelssohn.

Zu S. 188.

Kant, der Unsterbliche und Unbestechliche, hat wohl keinem Zweiten seiner Zeitgenossen so zum Herold seines Ruhmes gedient. Wenn er die „Morgenstunden" für das vollkommenste Product der dogmatisirenden Metaphysik und für „ein nie von seinem Werthe verlierendes Denkmal des Verfassers" erklärt, weil sie „einen Markstein der verschiedenen Epochen speculativer Betrachtung" ausmachen, so darf man heute hinzufügen, daß sie nicht blos historisch abschließend, sondern die Zukunft vorbereitend gewirkt haben. Zunächst weil M. die Philosophie mit scharfem Vorblick als eine specifisch deutsch-nationale Aufgabe hingestellt; dann weil er an der Erzeugung des nothwendigen Instruments, nämlich der philosophischen Sprache, einen hervorragenden Antheil hat. Unter den vielseitigen Anregungen der englischen und französischen Litteratur, der classischen und hebräischen philosophischen Schriften und Spinoza's ausgebildet, theilt er mit den Besten, namentlich mit Lessing, die Sehnsucht nach eigenthümlich deutscher Auffassung und Gestaltung der Gedanken. Vgl. Ch. A. Brandis, „Zur Einleitung in

Moſes Mendelsſohn's philoſophiſchen Schriften", in des Letzteren Geſ. Schriften, I, S. 65.

Zu S. 190.

Im 10. ſeiner Gedanken, den ich allein anführen will, heißt es bei Leibniz: „Es ereignet ſich aber einiger Abgang bei unſerer Sprache in denen Dingen, ſo man weder ſehen noch fühlen, ſondern allein durch Betrachtung erreichen kann; als bei Ausdrückung der Gemüths-Bewegungen, auch der Tugenden und Laſter, und vieler Beſchaffenheiten, ſo zur Sitten-Lehr und Regierungs-Kunſt gehören; dann ferner bei denen noch mehr abgezogenen und abgefeimten Erkenntniſſen, ſo die Liebhaber der Weisheit in ihrer Denk-Kunſt, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Namen der Logik und Metaphyſik auf die Bahne bringen." — —

Daß der Reichthum an die Stelle dieſes „Abgangs" gerade um die Zeit Leſſing's ſich energiſch und raſch vollzieht mag das einzige Beiſpiel beweiſen, daß „Thatſache" damals geſchaffen und ſchnell verbreitet wurde. Vgl. Werke, XI² S. 287 f.

Zu S. 191.

Treffen und Finden des Ausdrucks. Die Geſchichte der ſprachlichen Vorbildung M.'s (bei Kayſerling zweites Kapitel) überall auf die Ueberwindung von Noth und Zufälligkeit hingewieſen, liefert den untrüglichen Beweis, daß Sehnſucht nach dem Gehalt und Sättigung mit ihm, der ſicherſte Weg zur Gewinnung der Form iſt. Und nur das eigene Ringen nach dem Ziel hat ihn zu demſelben geführt. Unſere Pädagogen ſollten ſolche Biographien eindringlicher ſtudiren.

Zu S. 191.

M. kämpft nur in Reih und Glied, aber in der vorderſten Reihe voll Muth, Kraft und Ausdauer. Bei ihm, dem

Juden, wird die Reinheit idealen Strebens nach Weisheit und Erkenntniß durch härteste Nothwendigkeit sichergestellt; denn ihm, dem Juden, winkt kein Lohn, keine Anerkennung, kein Preis des Wettkampfes; das Ziel zu erreichen ist Alles. Keine Professur, kein Lehramt ist zu erlangen, und wäre er weise wie Sokrates oder Kant, rein, edel und energisch wie Melanchton oder Lessing — fast hätte ich gesagt, wie Spinoza — eine officielle Leistung und Bewährung seiner Kräfte ist versperrt.

Daß die Menschheit in ihm Nichts, weil die Zunft und die Abstammung Alles ist, hätte Bitterkeit erzeugen müssen; aber sucht, forscht, grabt in seinen Schriften und Briefen, ihr findet sie nicht. Und weshalb nicht? weil er beseligt ist, die Schätze des Geistes zu heben, an ihnen sich zu erquicken, er neidet die kleinen und hohen Aemter denen nicht, welche als Professoren der Universitäten, als Decane und Rectoren, als Mitglieder und Präsidenten der Akademien jetzt unter dem Staube der Bibliotheken sich einer glücklichen Vergessenheit erfreuen, während er in der stolzen Genossenschaft seines Freundes Lessing ohne Amt und ohne Würden seines hohen Amtes der Belehrung treu gewartet und die Würde eines Weisen und geistigen Wohlthäters bis heute trägt.

Zu S. 193 f.

War doch „Stärke des Geistes" jener Zeit, vorzugsweise bei den Franzosen, mit Verhöhnung der Religion, Witz und Verspottung des Heiligen gleichbedeutend geworden; hier aber ein unablässig strebsames, auf höchste Klarheit und Sicherheit am meisten gerichtetes Denken ganz und gar in den Dienst nicht religiöser Dogmen, aber der Gottesverehrung gestellt. Trotz aller Feinheit der Ironie und Schärfe des Witzes bei Mendelssohn eine wahrhaft heilige Scheu vor den Schriftquellen der Religion und pietätvolle Anerkennung ihrer berechtigten Macht über das menschliche Gemüth. Dort eine entsittlichende Theorie

der Sittlichkeit selbst, hier eine von allem niederen und feineren Egoismus sich losringende Gesittung und Gesinnung.

Zu S. 194 A.

Von vielen Seiten betrachtet, kann man den Phädon als einen höchst glücklichen Griff betrachten. Schon dem Stoffe nach, weil die seit Descartes, Locke und Leibniz vorbereitend für Kant auf das Selbstbewußtsein des Menschen zurückgreifende Philosophie hier mit dem Kern desselben, mit der Seele selbst befaßt wurde, um ein tiefstes und allgemeinstes Interesse der Menschen selbst zum Gegenstand ihres Nachdenkens zu machen. Eine wichtige Strömung des Geistes jener Zeit war dann das Zurückgehen auf das Griechische; neben Winckelmann und Lessing's Laokoon steht M., weil er die Allen verständliche Anmuth Plato's zur Anschauung gebracht, der altjüdischen Bewunderung griechischer Schönheit nachgehend (vgl. oben S. 233) und dieselbe zugleich ganz der deutschen Sprache aneignend.

Die scharfe, edle und innige Form der Darstellung bietet ein Spiegelbild und den reifen Erfolg seiner Entwickelung; er übt alle die Anziehungskräfte, die auf ihn selbst gewirkt. Früh in die Scholastik des Mittelalters durch hebräische Quellen geführt, in der oft überspannt lakonischen, straff juristischen Form des Talmuds heimisch, dann vom Zauber des Griechischen namentlich Plato's ergriffen (ob und wie viel er von Philo gewußt?), bewundert er an Rousseau „die Sprache des Herzens, diese mächtige Bezauberin redlicher Geister" (s. Werke, I, S. 373) und die durchgebildete Schönheit und männliche Eleganz Shaftesbury's; ihn reizt die französische Leichtigkeit, Durchsichtigkeit und witzreiche Anziehung des französischen Stils, aber nur die deutsche Gründlichkeit befriedigt ihn und seinen lebendigen Eifer für nationale geistige Selbstständigkeit.

Zu S. 194 B.

Die Art, wie das Lebens- und Gedankenschicksal M.'s mit dem seines Stammesgenossen Spinoza und seines Landsmannes

und Bildungs- und Kampfgenossen Lessing verbunden und bei allen Gegensätzen beziehungsreich verflochten ist, gehört zum Interessantesten, was im Reiche des Geistes erlebt worden ist.

Zu S. 195 A.

Vgl. meine „Ideale Fragen", 3. Aufl., S. 30.

Zu S. 195 f. B.

Mit Beziehung auf die weiterhin folgende Anm. zu S. 201 will ich hier das Urtheil Luther's über die Psalmen anführen zu Nutz und Frommen aller derer, welche den Unterschied von Religion und Religiosität auf der einen, und Confession und Kirche auf der anderen Seite scharf, tief und streng fassen müssen, wenn sie mit ihrer Belehrung auch zu wahrhafter Erhebung der Menschen beizutragen befähigt sein sollen. „Wo findet man feinere Worte von Freuden, denn die Lobpsalmen oder Dankpsalmen haben? Da siehst Du allen Heiligen ins Herze, wie in schöne lustige Gärten, ja wie in den Himmel, wie feine herzliche lustige Blumen darinnen aufgehen von allerlei schönen fröhlichen Gedanken gegen Gott und seine Wohlthat. Wiederum, wo findest Du tiefer, kläglicher, jämmerlicher Wort von Traurigkeit, denn die Klagpsalmen haben? Da siehst Du abermals allen Heiligen ins Herz, wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ists da von allerlei betrübtem Anblick des Zornes Gottes. Also auch wo sie von Furcht und Hoffnung reden, brauchen sie solcher Wort, daß Dir kein Maler also könnte die Furcht oder Hoffnung abmalen und kein Cicero oder Redkundiger also fürbilden. . . ." Immer fühle ich mich bei diesem köstlichen Erguß aus der Seele des dem königlichen Sänger so gemüthsverwandten Luther durch eine unwillkürliche Erinnerung betrübt und beschämt. Eines unserer conservativen jüdischen Wochenblätter, das durch seinen mit moralischer Rohheit gepaarten Zelotismus berüchtigt ist, brachte vor etwa 10 Jahren

einen Artikel zu Gunsten der Sitte des Tillim-sagens (Recitation der Psalmen). Da wurde gezeigt, wie mindestens gleichgültig, wenn nicht schädlich es sei, wenn man die Leute auf die deutsche Uebersetzung der Psalmen verweise, wie werthvoll dagegen, daß der gemeine Mann täglich *seine* fünf Kapitel Tillim *sage*, wenn er auch den Inhalt nicht verstehe. Die hier gesperrt gedruckten Worte, waren auch dort gesperrt; offenbar mit einer wahrhaft frivolen Anspielung auf eine sehr bekannte Satire, welche die übliche Redewendung: der Mann sagt *sein* Tillim, dahin deutet, daß er mit den vielen Fehlern in der kenntnißlosen Recitation nicht des David, sondern *seine* Psalmen vorbringe. — Daß doch diese Menschen immer meinen, man müsse im conservativen Interesse die Zeiten und Folgen des ödesten Verfalls conserviren, man solle mit dem dürftigsten Guten derselben alle Mängel für alle Zeit in den Kauf nehmen; um die geringen Spuren von Gold, die darin sind, alle Schlacken bewahren; als ob das Gold, wenn es in den Schlacken steckt, noch den Werth des Goldes hätte.

Zu S. 196.

Vgl. Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch. Leipzig 1879, S. 101 ff., über Mend. Phädon von mir.

. . . . „Aber weit mehr als durch die Sammlung aller philosophischen Meinungen, zeichnet sich M. aus durch die Sammlung und Einigung der humanen Interessen; in dem Streben und Wirken seines Geistes, wie in nicht vielen seiner Zeitgenossen, sammelten sich alle Strahlen echter Humanität in Einem Brennpunkt. Bloße Strenge und Einheit des abstracten Gedankensystems besaßen nach ihm gar viele mehr, als er selbst; sie war das Eigenthum auch der ärmsten Erben eines Kant oder Hegel. Aber die Einheit des Denkers, die innige Verbindung einer edlen Stärke des Willens, Reinheit der Gesinnung und Tiefe des Gemüths mit der Klarheit und Schärfe des Geistes, also die strenge Einheit und Ganzheit

des philosophischen Charakters ist selten wieder in gleicher Vollkommenheit dagewesen. Nicht was auf der Höhe der Systematik, sondern was auf dieser Höhe der Persönlichkeit (welche ihn dem Platonischen Sokrates so ähnlich macht) geschaffen wird, hat ein dauerndes und nicht alterndes Leben im Geiste der Nationen; Systeme werden von Systemen verdrängt und in tiefe Schatten gestellt; die großen Menschen aber leben in der Geschichte nebeneinander fort und genießen auf dem elysäischen Felde des Nachruhms die Nach- und Fortwirkung ihrer Schöpfungen. Glücklich waren Mendelssohn und seine Zeit, daß er in ihr lebte und — galt — nicht als ein Philosoph sondern als ein Weiser: wenn seine Zeitgenossen oder seine nächsten Nachfolger von ihm sprechen, wird er nie anders als bei diesem Ehrennamen genannt."

Zu S. 197.

Z. 9 v. u. anstatt „der nicht", lies: „und nicht".

Zu S. 198.

Vgl. oben S. 302 und 101.

Zu S. 198 Mitte: mag die oben S. 101 angeführte Stelle von Lotze verglichen werden; und zu S. 201, Nippold's (Handbuch der neuesten Kirchengeschichte, I, S. 104) Bezeichnung des „Nathan" als „die christlichste aller Schöpfungen des deutschen Genius".

Zu S. 199 A.

Vgl. Mein Leben der Seele, 2. Aufl., III, S. 301 f.

„Die Glut solcher Freundschaft wird vielleicht nicht wärmer, aber ihr Glanz wird heller und erleuchtender, wenn bei gleichem Adel der Gesinnung und des Strebens zwei wesentlich verschiedene Charaktere sich mit ihrer Zuneigung treffen, und wenn vollends beide schöpferischen Geistes sind, beide auf ein ge-

meinsames Ziel gerichtet, aber verschieden an Kraft und an Art und Kunst des Schaffens. Da ist Jeder des Anderen Schüler und Lehrer zugleich; Jeder von herzlicher Anerkennung oder Bewunderung erfüllt; Jeder von des Anderen Streben und Wirken, Schaffen und Leisten, oder von des Anderen Handlung und Gesinnung mehr als von dem Eigenen befriedigt, beide aber von gegenseitigem innigsten Verständniß beseligt. Was der Denker, der Dichter, der Schriftsteller soll und was er vermag, das erfährt er an seinem Freunde, ihnen selber zum belebenden Glück, Anderen zum leuchtenden Vorbild. Eines Gedankens Ziel wird ja nicht im einsamen Denker, sondern in den Anderen erreicht, welche ihn aufnehmend weiter denken. Bei solchen Freunden aber wird, was in dem einen geistig erblüht, im anderen zur Frucht gereift.

„Gedanken empfangen und hegen ist Beginn und Bedingung aller menschlichen Cultur; Gedanken schaffen und geben ihre höchste Leistung. Darum ist solche Freundschaft Urbild und Vorbild des menschlichen Verkehrs.

„Also was es heißt, Mensch zu sein im höchsten Sinne und nach dem Höchsten zu trachten; wie die einzelnen Geister einander das Höchste sein können, weil sie aus dem Geiste der Menschheit heraus und zu ihm hin einander halten und hegen, tragen und stützen, führen und lenken: das erleben sie Alles durch ihre innere Gemeinschaft. — Von solcher Art war die Freundschaft zwischen Lessing und Mendelssohn."

Kleinlichen und übelwollenden Zweiflern gegenüber führe ich hier nur die eine Stelle aus einem Briefe Lessing's an M. an (Werke, XII S. 46 f.) Es ist von einem (in M.'s Uebersetzung von Rousseau's Schrift vom Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen) gedruckten Briefe die Rede. „Noch habe ich ihn, sagt L., nur zweimal gelesen. Das erstemal beschäftigte mich der Freund so sehr, daß ich den Philosophen darüber vergaß. Ich empfand zu viel, um dabei denken zu können. Mehr sage ich Ihnen nicht, denn ich habe es nicht gelernt, in diesem Punkte ein Schwätzer zu sein. Ich will es nicht wagen,

der Freundschaft, noch Ihnen, eine Lobrede zu halten, ich will nichts als mich von ihr hinreißen lassen. Möchte ich Ihrer Wahl so würdig sein, als Sie der meinigen sind."

Es gibt Personen genug in der Geschichte, welche zu ihrer Zeit als bedeutend oder anziehend galten, spätere Geschlechter aber gleichgültig lassen oder gar abstoßen. Mendelssohn und Lessing werden immer anziehend bleiben, solange persönliche Vollkommenheit als ein erstrebenswerthes Ziel erscheinen wird. — — Eines der rührendsten Zeugnisse, wie die gemeinsamen Freunde jene Verehrung Lessing's für Mendelssohn mitfühlend begleiteten, findet sich in dem Briefwechsel zwischen Hennings und Elise Reimarus (bei Kayserling S. 253, f.); der innigste Naturlaut aus dieser edelsten weiblichen Seele klingt in den Worten: „Sie wissen, lieber Hennings, was Lessing von Mendelssohn hält. Es befremdete ihn, daß er jetzt in Dresden sei, es befremdete ihn, daß er sein eigenes Haar trägt, nur Ihre Freude, ihn bei sich zu sehen, befremdete ihn nicht. Ich fühle so sehr, was das sagen will, Mendelssohn bei sich zu haben, daß ich gerne einen Theil meines Lebens aufgeben möchte, um den anderen zu den Füßen dieses Gamaliel's zubringen zu können und aus seinem Munde und Geiste Wahrheit zu schöpfen. Suchen Sie doch für sich und womöglich auch für mich einen Kopf von ihm zu erhalten. Ueber alle Antiken werde ich ihn setzen."

Zu S. 199 B.

Der friedlichste Mann, muß er für Alles, was ihm theuer war, kämpfen. Von dreien Dingen war sein Gemüth am stärksten ergriffen, sie waren das Wesentlichste seines Lebensinhalts. Unter den Menschen sein Lessing, vom überlieferten Culturgehalt sein Judenthum, in seinen Ueberzeugungen die gesinnungsfreie Toleranz; für alle drei muß er als Streiter einstehen nach rechts und nach links.

Was den Worten Mendelssohn's für die Juden ein so großes Gewicht beilegte, war die in allen Redlichen zweifel-

lose Ueberzeugung, daß er die Grundsätze der Glaubensfreiheit und Menschenliebe nicht aus persönlichem oder erweitertem Egoismus, sondern aus innigster und allgemeinster Ueberzeugung geltend machte; daß er mit dem gleichen Feuer und dem gleichen Freimuth für jede andere unterdrückte Menschenclasse eingetreten wäre, gerade wie Lessing und Dohm für die Juden eingetreten sind. Es ist deshalb auch kein Räthsel, weshalb in neueren Zeiten auch die klarsten Gedanken und die kraftvollsten Worte mancher Vertheidiger der Juden wirkungslos verhallt sind; diese Worte, mochten sie von den sogenannt „Freisinnigen" oder von jüdischen Hochconservativen kommen, sie waren wirkungslos, weil man sich von jenen in der nächsten Stunde und bei der nächsten Frage des Fanatismus und der Parteidespotie zu versehen hatte.

Unsere Freunde aber und unsere Feinde will ich noch einmal an Mendelssohn erinnernd darauf hinweisen: leicht ist mit Worten tolerant sein, Toleranz mit Worten fordern und gewähren, von Liebe selbst zum Feinde mit frommer Geberde reden, wenn man, sobald es zur That kommt, der Worte vergißt. Uebermenschliche innere Kraft aber gehörte zu jener nie verleugneten Sanftmuth Mendelssohn's.

Zu S. 200.

Ueber die patriotische und nationale Gesinnung Mendelssohn's verweise ich auf den vortrefflichen Aufsatz von Dr. Arnold Bodek: „Moses Mendelssohn als deutscher Nationalschriftsteller", im Lessing-Mendelsohn-Gedenkbuch, S. 139 ff.

Zu S. 201.

Ein Grundübel im Verkehr der Menschen untereinander besteht darin, daß sie einander schätzen und anziehen, mehr nach dem objectiven System von Gedanken, zu denen sie sich bekennen, als nach der persönlichen Höhe strebsamer Arbeit und erlangter Fähigkeit dasselbe zu vertreten. Von hier stammt alle Verachtung und Verketzerung derer, die einem

anderen Dogma angehören. Wenn wir concret denken und redlicher Wahrheitsforschung gemäß, dann finden wir es ja zweifellos, daß die Gedanken einer Confession nicht in allen Gliedern die gleichen, nicht in den Köpfen, nicht in den Herzen. Irgend eine Autorität stellt den Glaubensinhalt der Gemeinschaft dar, durch eine oder viele Personen, in einer oder vielen Schriften; aber schlechterdings unmöglich ist es, daß dieser Inhalt von allen Anhängern, gläubig auf gleiche Art gedacht wird, vollends zu allen Zeiten und in allen Beziehungen. Bildungsstand, Erziehung, Neigung und Fähigkeit zum Nachdenken, Tiefe und Fläche des Gemüths bewirken unausweichlich Unterschiede; Unterschiede von solcher Größe und Stärke, daß zwei Menschen aus verschiedenen Confessionen von gleicher Höhe und Stärke der Gesinnung einander viel näher stehen, als die verschiedenen Anhänger des gleichen Bekenntnisses. Wenn die Menschen einander so nach den wirklichen Stufen und Graden der Entwickelung und nicht nach Namen und Stand beurtheilen, dann ist die Toleranz und Humanität gesichert; dann aber wird auch ein Jeder, weil nicht die Wahrheit des Systems, zu dem er sich bekennt, sondern das Maß der Erkenntniß und die Art der Bewährung dieser Wahrheit allein entscheidet, sich bestreben, die höhere Stufe in der eigenen Confession zu ersteigen und seine Genossen höher zu führen.

Zu S. 206.

An Mendelssohn bewährte sich das englische Sprichwort, daß Wahrheit wunderbarer als die Dichtung. Fünf Jahre vor seiner Bekanntschaft mit Mendelssohn hat Lessing seine „Juden" gedichtet; aber was war der Held jener Dichtung, jener „ein Reisender" für ein bescheidenes, zwar anständiges, aber einfaches, ich möchte sagen, dürftiges Wesen gegen die bewunderungswürdige moralische Persönlichkeit dieses wirklichen, lebendigen Juden, dieses an Adel und Reinheit der Gesinnung ebenbürtigen Freundes des Dichters und Urbilds seiner vollkommensten Dichtung.

Zu S. 209 f.

Mit welchem Tiefblick Mendelssohn das innerste Wesen des Judenthums erkannt hat, zeigt sich u. A. auch darin, daß er den specifischen Charakter der sinaitischen Offenbarung darin findet, den Menschen nicht eine metaphysische, sondern eine ethische Belehrung zu bringen; ein Gedanke, der auch heute noch als ein lehr- und folgenreicher beachtet werden muß.

Zu S. 212.

Vgl. oben S. 196 und 209, dazu noch oben S. 105.

Selbst die gelegentlichen Ausbrüche eines argen Fanatismus bei den älteren Rabbinen darf man nicht mit gleicher Elle wie die Verfolgungen eines verweltlichten Klerus messen. Von näheren oder auch nur entfernteren egoistischen Motiven ihres Eifers ist da keine Rede. Selbstlose Hingebung an das vermeintliche Ideal, aber auch reiner opferfreudiger Dienst gegen die Idee des Wohlwollens ziert die erbitterten Gegner Mendelssohns die seine Uebersetzung in den Bann thun, eben so wie ihn selbst. Von einem dieser Banner erzählt Salomon Maimon — über einen orthodoxen Rabbinen gewiß ein classischer Zeuge — nach Aufzählung der Wohlthaten, die er von Rabbi Hirsch Charif, s. Z. Rabbiner in Fürth, man solle nicht glauben, daß er ein reicher Mann, die Kosten, die er auf ihn, Maimon, gewendet, für ihn eine Kleinigkeit gewesen. „Der Oberrabbiner hatte nur ein mäßiges Gehalt. Er mußte alle dergleichen Handlungen ohne Wissen seiner Frau ausüben und vorgeben, daß ihm andere Leute das Geld dazu gegeben. Uebrigens führte er für sich ein sehr mäßiges Leben, fastete täglich . . . . und aß die ganze Woche kein Fleisch. Demohngeachtet mußte er doch, um seine Neigung zum Wohlthun zu befriedigen, Schulden machen. . . .“ (Grätz, XI, 587.) In der europäischen Gelehrtenrepublik findet man häufig genug Freiheit des Geistes ohne sittlichen Ernst; bei den Rabbinen sittlichen Ernst ohne Freiheit des Geistes.

Zu S. 215 A.

Sowohl mit Bezug auf die Bestrebungen Mendelssohn's, aber noch mehr Lessing's und besonders seinen „Nathan", mögen die Worte Goethe's über die Bauten des Palladio hier eine Stelle finden: „Man verdient wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen selbst geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daseins zum Gefühl bringen will." Italienische Reise.

Zu S. 215 B.

Aus meiner Rede auf Lessing am 22. Januar 1881 im Hilfs-Verein für jüdische Studirende mögen hier einige Sätze — nach dem Stenogramm — ihre Stelle finden.

„Für die Wirksamkeit Lessing's noch viel mehr als für seine eigene Entwickelung war es sehr bedeutsam, daß dieser große Meister der Aufklärung und unübertroffene Lehrer der Humanität in Mendelssohn einen Freund gefunden. Denn das lebendige Beispiel zeigte mit jener zwingenden Deutlichkeit und überzeugenden Kraft, welche Wissen und Dichten selten erreichen, welche Früchte die dem Juden gewährte wohlwollende Zuneigung und vorurtheilsfreie Humanität zu tragen vermag. — Der Einfluß des Einzelnen auf eine Litteratur, auf eine Wissenschaft ist in den meisten Fällen schwer zu ermessen — wer kann es, auch bei genauester Kenntniß einer Litteraturgeschichte erschauen oder errechnen, durch welche Kanäle, an welchen Keimpunkten ein einzelner Denker oder selbst ein einzelner Gedanke seine erzeugende oder anregende Kraft bewährt hat? —; aber im Sinne der ungeheuchelten Bescheidenheit Mendelssohn's werden wir vielleicht sagen dürfen, daß die deutsche Litteratur und die deutsche Philosophie seiner hätte allenfalls entbehren können. Allein für die Entwickelung der Juden in Deutschland — und durch diese auch in anderen europäischen Ländern — und vollends für die Geschichte der Menschlichkeit, — welche noch wichtiger ist als die Geschichte einer Menschenclasse — war

es von zweifellos unentbehrlicher Bedeutung, daß sofort ein Mann wie Moses Mendelssohn da war. Mehr noch als sein actives Wirken, jedenfalls vor und auch nach seinem Wirken, ist seine bloße Existenz eine Thatsache von gewaltigstem Einfluß. Weshalb? Wodurch? weil er, alle Zweifel durch die That vernichtend, offenbart, welch eine Art von Lebenskraft im jüdischen Geiste liegt. Unmittelbar vom Bündeljuden zum Philosophen, vom Schacherjuden zum ästhetischen Lehrer der Nation. Mendelssohn war das Zeugniß dessen, was aus dem Juden werden kann. Und wir wollen nicht unbescheiden sein, wir sind nicht so viel geworden, wie wir nach solchem Vorbild hätten werden müssen; immerhin wir sind etwas geworden! Etwas dessen nicht blos wir, sondern, was noch wichtiger, wir sind Etwas geworden, dessen die deutsche Nation sich nicht zu schämen hat. Wir sind durch ihn Zöglinge des deutschen Nationalgeistes. Er hat die Prüfung unserer Aufnahme in die deutsche Schule bestanden; aber ich meine wir haben bis jetzt unsere Schularbeiten nicht übel gemacht. — — Auch die 1200 jüdischen Handwerker, die man hier in Berlin zählt, — von denen draußen im Lande nicht zu reden — dürfen wir dem guten Buchhalter Mendelssohn auf seine Rechnung gut schreiben. — — Unser Verein fordert, daß jeder, der unterstützt werden soll, die Reife für die Universitätsstudien erlangt hat. Hoffen wir, daß wir Alle einmal die Reife erlangen für die höchsten Studien der Humanität, die Reife, welche eine classische Gymnastik verlangt. Wir sehen es ja wie schwer ein Volk als Ganzes die Reife gewinnt, daß die unreifen Ausnahmen in ihm unmöglich werden; die Reife, durch welche die Discussion über das Grundgesetz der Humanität verschwindet, weil das Gesetz zur Sitte, der Begriff zur That, die reine Idee zur fraglosen Wirklichkeit geworden."

Zu S. 216.

Es braucht keiner Worte über die Verschiedenheit zwischen Lessing und Mendelssohn. Aber mit Anknüpfung an die obige

Anmerkung zu S. 199 und an S. 201 des Textes will ich nur hervorheben: Lessing hatte den streitbaren Muth des Germanen; Kampf und Sieg beleben sein Gemüth; nicht blos Sachen, Aufgaben, Schwierigkeiten, auch Menschen braucht er, an deren Ueberwindung seine Kraft sich siegreich bewährt. Auch bei der unsterblichen Dichtung des „Nathan" denkt er an den „Possen, welchen er den Pfaffen damit spielen will". Mendelssohn sieht in derselben außer der „hohen Stufe der Cultur eines Volkes, auf dessen Grunde sie entstehen kann" — auch „die Rettung der Vorsehung".

Daß der Brief M.'s an Lessing nach Empfang des „Nathan" nicht aufbewahrt geblieben, darf man als einen wirklichen Verlust betrachten.

Zu S. 218.

Bedeutung der Uebersetzungen vgl. oben S. 232 f.

Zu S. 216 Anm.

Zeller: „Der edelste Vertreter der deutschen Aufklärungsphilosophie ist M. M." . . . .

„M. war aber freilich auch eine Persönlichkeit, welche die schönsten und besten Züge der Zeitbildung in seltener Reinheit an sich trug, und weit von den Schwächen derselben zwar nicht in ihrem Denken, aber doch in ihrer Gefühlsweise und ihrem Wollen, fast gänzlich frei war. In seiner uneigennützigen Liebe zum Guten, seiner großartigen Bedürfnißlosigkeit, seiner philosophischen Gelassenheit und seiner frommen Ergebung in den Weltlauf ist er einem Sokrates oder Spinoza zu vergleichen; mit dem ersteren theilte er auch die gewinnende Menschenfreundlichkeit im Verkehr, welche durch eine milde Ironie und einen schlagfertigen Witz, das Erbtheil seines Stammes, gewürzt war. Die Eitelkeit und die Selbstüberhebung, zu welcher die Aufklärung sonst so geneigt ist, blieb ihm fremd; und so frei er im Geiste derselben allen Vorurtheilen entgegentritt, so entschieden er alle Besonderheiten der Nationalität und des Standes

gegen die gemeinsamen Eigenschaften und Aufgaben des Menschen zurückstellt, so hat er doch seinem Volke und der Religion seiner Väter eine Anhänglichkeit bewahrt, welche diejenigen nicht begriffen, deren Zudringlichkeit ihn nach Lavater's Vorgang, mit täppischen Bekehrungsversuchen verfolgte. Er ist auch hierin, wie in seinem ganzen Wesen, das Vorbild von Lessing's Nathan, diesem Helden einer Dichtung, in welcher der Geist der deutschen Aufklärung sein sittliches und religiöses Ideal für alle Zeiten in der höchsten Vollendung dargestellt hat."

Zu S. 218.

Das Wesen, den Werth und das Gewicht der Sprachreinheit hat M. zunächst am Hebräischen erlebt, um es dann am Deutschen zu bethätigen.

Zu S. 221.

Mit Bezug auf die durchgeführte Reform des Gottesdienstes sagt Zunz am Schluß seines großen Werkes:

„Der entzündete Funke erlöscht nicht wieder; ihn können Verfolgungen nur zu lichter Flamme anblasen, denn unwiderruflich, wie der Sieg der Freiheit und der Civilisation, der bürgerlichen Gleichstellung der Juden und ihrer wissenschaftlichen Cultur, ist die Reform und der Triumph des diese Reform offenbar machenden Wortes."

Im Vergleich mit diesem klaren und festen Gedanken kann es nur als eine Verirrung der sich selbst unklaren Neuorthodoxie betrachtet werden, wie der Historiker Grätz bei der Erzählung von den Parteistreitigkeiten um die Reform sich zum Kritiker jener Rabbinen macht. Zwar wird (11. Band, S. 425) berichtet: „Die Gründe, welche die Rabbinen gegen den Tempelgottesdienst geltend gemacht hatten, waren meistens nicht stichhaltig, einige geradezu kindisch. Der Buchstabe sprach gegen sie". Aber das ist nicht der Hauptpunkt; die Kritik geht weiter; etwa zu Gunsten der Reform? o nein! Vielmehr so: „die Rabbinen", heißt es, „die Rabbinen hätten sagen müssen:

wenn auch der Buchstabe für die Neuerung spricht, aber der Geist des rabbinischen Judenthums muß sie verdammen. Aber auf dieser Höhe standen sie nicht und gaben sich, weil sie auch den Buchstaben günstig für ihre Ansicht deuten wollten, manche Blöße".

Hätten sie wirklich? hätten sie es sagen müssen? — ja, zunächst, wenn sie es nur zu sagen, oder zu denken gewußt hätten? Denn dieser sogenannte „Geist des rabbinischen Judenthums" ist ein demselben ganz unbekannter Begriff. Sie, die hebräisch schrieben, wären, hätten sie auch den Gedanken denken können, in äußerster Verlegenheit gewesen, ihn mit einem hebräischen Worte zu bezeichnen; wenn auch der vielgewandten neuhebräischen Stilistik der jetzigen Zeit eine glückliche Uebertragung vielleicht gelingen möchte, jene Rabbinen hätten bei allem Scharfsinn nie und nimmer gewußt, wovon die Rede ist, wenn ein „Geist" Verbote dictiren soll, für welche eine wörtliche Satzung nicht vorhanden ist. Sieht denn Grätz nicht, oder will er nicht sehen, daß dieser „Geist des rabbinischen Judenthums", der nun noch ganz extra mit der Macht über alle die geschriebenen Gesetze, Verbote, Erschwerungen und Umzäunungen hinaus neue Verbote zu erfinden ausgerüstet wäre, seine eigene moderne Erfindung ist? Nein! auf dieser Höhe standen sie nicht! Sieht er denn nicht, oder will er nicht sehen, daß damit jeder Damm, jede Schranke niedergerissen ist, und die blödsinnigste Willkür gerechtfertigt werden kann? Weiß er nicht oder will er nicht wissen, daß jene Männer den Geist des wirklichen rabbinischen Judenthums doch besser kannten, wahrhaftiger nach ihm handelten und dachten, als er von ihnen fordert. Denn das ist gegen den Geist des rabbinischen Judenthums, zu sagen: Etwas sei dem Buchstaben gemäß und solle dennoch verdammt werden. Sie glaubten an den Buchstaben und ihre Deutung desselben, während der sogenannte „Geist" die bloße Anwendung einer fortschrittlichen Kategorie in reactionärem Sinne ist.

Ist es mit der Grundlosigkeit jener Verbote nicht genug? will man heute und hinterher jene Grundlosigkeit auch noch zu einem begründenden Princip erheben? Eines muß man jenen Rabbinen neben ihrem redlichen Eifer nachrühmen — wenn es ein Ruhm ist! — und das ist: ihre Consequenz; an die Stelle derselben setzt die Neuorthodoxie einen mattherzigen und geistlosen Wirrwarr, und auch die sanctitas fehlt, nur die simplicitas ist geblieben. Wenn in einem Gebiete der Buchstabe 1500 Jahre geherrscht hat, wenn der Geist stets der Geist des Buchstabens gewesen ist oder hat sein wollen, dann darf diese Richtung nicht Entscheidungen gegen den Buchstaben aus dem vermeintlichen „Geist" treffen wollen. Jedenfalls aber hätten die Vertheidiger des Neuen mit derselben Sicherheit und Schlagfertigkeit wie die falsche Berufung auf den mißdeuteten Buchstaben auch den grundlosen Grund des angeblichen Geistes mit der Berufung auf den Geist des Talmuds selbst besiegen können.

Hätten die Alten es aber sieghaft gethan, hätten sie den modernen Rath befolgt, sich auf diese „Höhe" gestellt und diesen „Geist" ihres Judenthums als eine neue Quelle der Gesetzgebung entdeckt, hätten sie die Gewissen der Gemeinde gebunden oder die Regierungen mit ihren Macht- und Zwangsmitteln gegen jede Neuerung, wie es hier in Berlin mit Erfolg gegen die deutsche Predigt geschehen ist, herbeigerufen, — nun dann hätten wir wohl heute noch all die Uebelstände des meist in Formlosigkeit entarteten Gottesdienstes, und entbehrten noch der deutschen Predigt, welche heute auch die Separatgemeinden der äußersten Rechten zieren und erbauen, und der deutschschreibende Historiker selbst wäre von den deutschen Buchstaben ferngehalten worden. Die Hand aufs Herz! würden nicht „jene Rabbinen, welche auch die geringste Abweichung vom Herkömmlichen verketzern" (Grätz, das. S. 424) auch die Herren Hirsch und Hildesheimer verketzern, weil sie in rein deutscher Sprache predigen? hat man nicht vorher auch Mendelssohn's deutsche Uebersetzung des Pentateuch verketzert? und zwar nicht

deshalb, weil man sie als unrichtig, unzutreffend erklärte, sondern allein weil sie eine reindeutsche Uebersetzung war? weil „man das Lesen eines deutschen Buches für eine schwere Sünde hielt"? (das. S. 45). Hat man nicht auch das Tragen langer Beinkleider als Ketzerei verdammt und wegen eines neuen Baretts des Cantors öffentlichen Skandal in der Synagoge herbeigeführt?

Muß denn, mit einem Worte, damit die Pietät und das religiöse Gewissen zu ihrem Rechte kommen, immer in Sachen der Religion die Unvernunft herrschen? Wol drängte und trieb es die Rabbinen jener Zeit, über die geschriebenen Satzungen hinaus Verbote zu erlassen, welche sie also nicht begründen konnten; sie meinten es gut; es war ein redlicher Eifer; aber nicht der Geist des rabbinischen Judenthums war es, sondern ein Ungeist, der sie trieb: die völlige Unwissenheit auf fremden, was sage ich? die völlige Unwissenschaftlichkeit auf eigenem Gebiete, die Verschrobenheit und Verkehrtheit, die Unfähigkeit, das Einfache und Gerade zu erfassen (vgl. die oben S. 219 citirten Stellen von Grätz selbst!), auch im eigensten Fache; die Verketzerung des Studiums hebräischer Grammatik und Grammatiker, und eine allen älteren Traditionen des Judenthums der talmudischen und nachtalmudischen Zeiten Hohn sprechende Feindlichkeit gegen jede fremde Kultur.

Wenn Grätz für den redlichen Charakter und reinen Eifer derjenigen, welche die Mendelssohn'sche Pentateuchübersetzung in den Bann gethan, eine Lanze einlegt, so stimme ich ihm gern bei und habe es hier an verschiedenen Stellen ausgesprochen. Wenn er sich aber zu dem Ausspruche hinreißen läßt: „Sie und ihre Gesinnungsgenossen ... waren eigentlich in ihrem Rechte, sich der Neuerung zu widersetzen. Sie sahen voraus, daß die jüdische Jugend aus der Mendelssohn'schen Uebersetzung viel mehr die deutsche Sprache als das Verständniß der Thora lernen werde u. s. w.", so offenbart er nur das schiele und schiefe Urtheil der Neuorthodoxie, welche das Alte nicht halten und nicht lassen, das Neue nicht entbehren und nicht fassen möchte;

denn er hat vergessen, daß er vier Seiten vorher berichtet hatte: „Die Bibel, namentlich der Pentateuch, das Alles in Allem der Juden, war ihnen, obwohl ihn sehr Viele auswendig kannten, so fremd geworden, wie nur je ein unverständliches Buch." Weshalb also waren sie *eigentlich* in ihrem Rechte, da doch hier wenigstens die *Möglichkeit* des Verständnisses der Thora dargeboten wurde? Man darf über eine Richtung des rabbinischen Judenthums, — die ja nur den letzten Jahrhunderten vor dem jetzigen angehört — welche das Studium der hebräischen Grammatik verpönt und verketzert, nicht mit glatten Worten hinweggehen, zumal da das Schriftthum jener Zeiten des offenbaren Verfalls bis auf den heutigen Tag thatsächlich, auch gesetzlich, weil durch keine abweichende, öffentliche Erklärung erschüttert, noch Stellung und Geltung beansprucht.

Das Volk der Schrift, das seit undenklichen Zeiten alle Wandlungen seines geistigen Lebensgehaltes durch ein nie versiegendes Schriftthum offenbar gemacht, muß auch heute seine Ueberzeugungen in Bezug auf vergangene Zeiten und Richtungen klar und bestimmt in Anerkennung und Abweisung darlegen.

Man muß wissen und man soll sich danach richten, daß Alles, was Rühmenswerthes in der rabbinischen Litteratur vorhanden, früheren oder späteren Zeiten angehört, jene öden und finsteren Jahrhunderte aber für Ethik und eigentliche Religionswissenschaft sehr wenig und meist Verkehrtes geschaffen, für die halachische Gesetzeskunde aber Schätze, deren methodischen Werth Grätz selbst hinlänglich verurtheilt und an denen in der That fast nichts als der gute Wille und der scholastische Scharfsinn zu rühmen ist.

Zu S. 222.

Mendelssohn hatte weder Anlaß noch Neigung, die „menschlichen Zusätze und Mißbräuche, die er im Judenthum wahrgenommen, welche leider seinen Glanz nur zu sehr verdunkeln", einer genaueren Prüfung zu unterwerfen, um eine Reform des-

selben herbeizuführen. Nur so im Allgemeinen hat er die Mißbräuche zugegeben.

Aber auch die berühmte Scheidung zwischen That und Gedanken hat er nur in abstracto vollzogen. Er beruhigt sein nach Freiheit der Forschung dürstendes Gewissen damit, daß man im Handeln der stricten Observanz folgen kann, während der theoretische Geist sich in allen Regionen frei bewegt. Leider darf man nur der Sache nicht recht auf den Grund gehen, weil sie dann in der Wirklichkeit sich ganz anders stellt. Zunächst also darf man über Alles frei denken, nur nicht über das Gesetz, über die Observanz, welche doch einen beträchtlichen Theil des Lebens ausfüllt. Und doch erheischt auch die Untersuchung über das Handeln, nämlich über das, was wirklich Gesetz oder Zusatz, Vorschrift oder Mißbrauch ist, freies Denken. Aber gerade diese Freiheit des Gedankens hat die Observanz nicht gestattet; vielmehr die letzte Entscheidung der letzten, vollends wenn sie die strengere war, galt allgemein als verbindlich und gilt im Grunde genommen gesetzlich auch heute noch. Und auf Grund dieser Observanz durfte, ja mußte Mendelssohn und seine Pentateuchübersetzung in den Bann gethan werden.

Die Scheidung von That und Gedanken klingt in abstracto sehr schön; in Wahrheit aber ist die That nicht einmal That, wenn sie des Gedankens entrathen muß. Dem gegenüber war es die zutreffende Meinung der Rabbinen, daß jede That als die Ausführung des Gedankens allgemeiner Gesetzlichkeit anzusehen ist, und auch die Synode hat als einen Vorzug des Judenthums hervorgehoben, daß in ihm „stets die Uebereinstimmung zwischen Gedanken, Gefühl und That vorausgesetzt und gefordert wurde".

Die Scheidung zwischen Denken und Handeln, welche im Grunde die Annahme zweierlei Denkens in Einem Menschen bedeutet, ist immer gefährlich; weil sie das Handeln seines wahren Inhalts entleert und den Gedanken seiner Richtung gebenden Kraft beraubt. Statt dessen soll man in Bezug auf

Vorschriften für das Handeln ebenso wie für rein theoretische Ansichten die Vorzüge des Ueberlieferten klar darlegen, aber auch den Irrthum und den Verfall späterer Zeiten enthüllen.

Dazu kommt, daß zwar der Einzelne sich neben der Freiheit seines Denkens allenfalls der Observanz fügen, die Handlung mechanisch verrichten kann. Nun aber gibt es Handlungen, welche von einer Gesammtheit anerkannt werden sollen; die Einen folgen der einen Autorität, welche die Observanz erhalten, die Anderen einer anderen, etwa einer früheren, nach welcher man sie verändern will; wer soll entscheiden? Hier kann nur die freie Forschung auch für das Handeln, hier nur der Gedanke über die Observanz entscheiden. Hier muß das zwingende Prinzip der Vernunft gegen das schwankende der Tradition sich geltend machen; das Prinzip des Zwecks, der Bedeutung, des inneren Werthes der Handlung allein darf herrschen. Vollends aber wenn nun die geforderte Handlung der Observanz geradezu dem allgemeinen Gedanken der Cultur widerspricht; oder wenn als Handlung gefordert wird, was einer späteren aber niederen Stufe der Menschlichkeit angehört, weil es, aus späteren trüben unglückseligen Zeiten stammend, das frühere und freiere Licht der Humanität verfinstert.

Es gibt, Vorschriften, gegen welche der Gedanke der allgemeinen geistigen Cultur, deren Freiheit Mendelssohn gerettet wissen will, sich schlechterdings sträubt. Nur Ein Beispiel: Nach Jore Dea, auf dessen Autorität noch der Dr. Z. Frankl in Breslau im Jahre 1860 sein Gutachten abgegeben: dürfen nicht blos Israeliten einem Verstorbenen keine Statue setzen, weder selbst, noch in Verbindung mit Nichtisraeliten, sondern: „Israeliten dürfen Statuen oder Statuetten von menschlichen Gestalten in ihren Häusern nicht haben. Aber wenn solche an Nase oder Augen verstümmelt sind, so können sie einen Platz in eines Israeliten Haus erhalten.“ Hat oder hätte Mendelssohn der Büste Lessing's oder dem Moses von Michelangelo wirklich die Nase verstümmelt? Hat oder hätte er es gethan, weil der Schulchan Aruch es als Handlung fordert:

all sein feines und fröhliches Denken über plastische Kunst sänke zu einem hohlen Spiele der Reflexion herab, von welchem überall in seinem Denken fern und überall im Ernst der Sache zu sein gerade ein Ruhm Mendelssohn's heißen darf. Hier wäre der schlichte consequente Gläubige, der ihm statt der liebevoll eingehenden Beschäftigung mit der Plastik vielmehr geböte, seine Augen mit einem Schakez teschakzenu einfach abzuwenden, mehr im Recht, als der freie, aber friedliebende, harmonisirende, vor dem klaffenden Abgrunde lieber umkehrende Philosoph. Denn kurz und gut: Aus der Freiheit des Gedankens, aus der Anerkennung des Gehaltes und des Werthes allgemeiner Cultur folgt mit Nothwendigkeit die Verwerfung gewisser Vorschriften der Observanz, auch wenn sie als bloße mechanische Handlungen betrachtet werden.

Man muß sich der allgemeinen geistigen Cultur entschlagen, oder man muß ihr die richtende Gewalt einräumen, Vorschriften einer culturunkundigen oder culturfeindlichen Zeit und Richtung gewissenhaft und wohlbedächtig aufzuheben.

VI. Zur Rede auf Dr. Michael Sachs.

Zu S. 240.

Der älteste Sohn des Dr. Sachs, Theodor, war „in Holdseligkeit seines äußeren und inneren Wesens" erblüht und hatte eben die Reife für die Universitätsstudien erlangt, als eine tödliche Krankheit ihn jählings dahinraffte. Die Widmung des ersten Bandes der „Stimmen" an denselben ist ein herrliches Denkmal für beide.

Zu S. 241 A.

Aus diesen betrübten Zeiten antisemitischer Inhumanität wird man solche Thatsachen gern vernehmen. War es doch

durchaus selbstverständlich und fraglos für die verehrten Freunde, für den leider allzufrüh heimgegangenen Kunsthistoriker Friedrich Eggers und für den weit und lange geliebten Dichter Otto Roquette, auf meine Bitte, diesen Dichtungen aus talmudischer Quelle ihre hingebende prüfende und bessernde Thätigkeit zu widmen. Das vorbildliche Verhältniß nicht blos herzlichen Einvernehmens, sondern auch geistigen, innigen und fruchtbaren Zusammenwirkens, welches zwischen Lessing und Mendelssohn als eine neue und fast einzige Erscheinung stattgefunden, ist denn doch heutzutage, trotz aller antisemitischen Reizungen und Reibungen, die gottlob allgemeine Regel zwischen christlichen und jüdischen Gelehrten und eine auch in Deutschland weitverbreitete Thatsache.

Zu S. 241 B.

Mein einziger Bruder ist später als Nachfolger des Dr. Z. Frankl Director des theologischen Seminars in Breslau gewesen und im Frühling 1879 gestorben.

VII. Zur Rede auf Ludwig Traube.

Zu S. 247 f.

Er war am 12. Januar 1818 zu Ratibor geboren.

Sein Andenken sollte durch die bescheidenen Worte, die ich, als langjähriger Freund in Folge von Andeutungen des Verewigten selbst, an seinem Sarge gesprochen, auch hier im engeren Kreise der Nachwelt erhalten werden, weil er, der große Naturforscher, in seinem Verhalten zur angestammten Religion ebenfalls am treffendsten durch die Losung „Treu und Frei" bezeichnet werden kann. Hervorragende Aerzte sind sehr oft und durch die lange Reihe von Jahrhunderten eine besondere Zierde des Judenthums gewesen, weil sie sich zugleich

durch innigste Anhänglichkeit an dasselbe ausgezeichnet haben. Je weniger Traube Gelegenheit hatte, diese Anhänglichkeit anders als etwa durch die für den Juden nothwendige ausdauernde Ueberwindung all der Hemmungen und Verspätungen seiner wissenschaftlichen Erfolge zu bekunden, desto mehr war es Freundespflicht, dieselbe hier zu bezeugen.

In der Geschichte der Medicin, namentlich Deutschlands, wird sein Name weithin glänzen; denn er gilt „als der Begründer der experimentellen Pathologie in Deutschland"; „alle seine Arbeiten sind ausgezeichnet durch die exacte naturwissenschaftliche Methode, die genaue Beobachtung und Untersuchung". Und gleich bedeutend als klinischer Lehrer, wie als Forscher, hat er „die exacte Methode, die er selbst übte, in Norddeutschland allgemein gemacht".

Dieses Urtheil ist aus verlässiger medicinischer Quelle geschöpft; vgl. Leyden, Denkrede auf Ludwig Traube.

VIII. Zur Rede auf Frau Bertha Oppenheimer.

Zu S. 264 A.

Dr. Aßmann, nachmals Professor am Gymnasium zu Braunschweig, war daselbst früher Lehrer an der Pottschen Mädchenschule; er ist Verfasser eines Leitfadens der Weltgeschichte in drei Bänden, einer „Deutschen Geschichte" u. s. w.

Zu S. 264 B.

Von den hervorragenden Lehrern ihrer Kinder, welche ihre eigenen Freunde waren, nenne ich nur den früh verstorbenen Dichter und Litterarhistoriker Wilhelm Wolfsohn, Verfasser von „Nur eine Seele", „Die Osternacht" ꝛc., und den berühmten Dr. Adolf Jellinek, vormals mehrjähriger Prediger in Leipzig, seit 1859 in Wien.

Zu S. 265.

Neben den eben genannten gehörten zu dem Kreise der Gastfreunde stetig oder bei häufig wiederkehrender Anwesenheit in Leipzig unter vielen Anderen: Dr. Ignaz Kuranda, nachmals Reichsrath in Oesterreich ꝛc., Dr. Hermann Jellinek, der Geograph Karl Andree, der Romanschriftsteller Heinrich König, Verfasser der „Clubbisten in Mainz“ ꝛc., und Berthold Auerbach.

Zu S. 265.

Die beiden Freundinnen waren: Frau Generalconsul Küstner und Fräulein Augusta Jauch. Diese, eine der durch Klarheit des Geistes, Vielseitigkeit der Bildung und durch lautere Gesinnung ausgezeichneten deutschen Frauen, ist inzwischen ebenfalls aus dem Kreise der Lebenden geschieden; sie war bei schlichtem, bescheidenem Lebenswandel Alles in Allem eine edle Seele aus der Schule Lessing's.

Zu S. 266.

Im dritten Semester seiner juristischen Studien ist Felix Oppenheimer als Freiwilliger, obwohl körperlich leidend und gegen den Willen des Arztes, 1870 in den großen Krieg gezogen und vor Paris gefallen. Ein Bändchen „Gedichte“, das er unter dem Namen Fritz Wilden, Leipzig 1869, herausgegeben hatte, zeugt ebenso von dem edlen, ernsten Sinn des Jünglings wie von seiner poetischen Formgewandtheit.

Der ältere Bruder, Hermann Oppenheimer, einer der warmherzigsten, für reines Wohlwollen thätigen und begeisterten Menschen, der Freunde treuester Freund und der Bedrängten Rather und Helfer, war deshalb ein hochgeachtetes und bei seinem frühen Hinscheiden vielbetrauertes Mitglied der Bürgerschaft und besonders der jüdischen Gemeinde von Leipzig. Den jüngeren Bruder Ludwig Ritter von Oppenheimer, Großgrundbesitzer in Böhmen und Mitglied des Reichsraths ꝛc. in Wien, den Schwager Dr. Hermann Krause, Docent an der Uni-

versität in Berlin, und den Onkel Louis Berenhart darf ich als Lebende hier nur nennen.

Zu S. 268.

Die beiden Frauen Bertha und Fanny Oppenheimer hatten die Bibliothek des verstorbenen Professors Dr. Julius Fürst angekauft und der Hochschule (jetzt „Lehranstalt") für die Wissenschaft des Judenthums in Berlin zum Andenken an ihre verstorbenen Männer John B. und Hermann Oppenheimer geschenkt.

Zu S. 268.

Frau Bertha war wohlverdiente Inhaberin des sächsischen Sidonienordens und der Verdienstkreuze von Preußen und Sachsen.

IX. Zur Rede auf Berthold Auerbach.

Zu S. 273.

Der verstorbene, gemeinsame Freund, an dessen Sarge zu sprechen ich berufen war, ist der Director und Professor der Akademie der Baukunst in Berlin, Richard Lucae. Vgl. oben Anmerkung zu S. 241 A.

Zu S. 274.

Griechische Dichter z. B. haben bei den olympischen Spielen den Kranz empfangen; über Dichterkrönungen im alten Rom s. Friedländer, Sittengeschichte Roms, III, 323 ff.; die italienischen Krönungen auf dem Capitol sind bekannt, und England besitzt auch heute noch seinen poeta laureatus.

X. Zu: Aus einer jüdischen Gemeinde vor funfzig Jahren.

Zu S. 279.

Dieser Vortrag wurde im Saale der Gesellschaft der Freunde, als einer der Montagsvorträge zu Gunsten des Stipendienfonds der Lehranstalt (Hochschule) für die Wissenschaft des Judenthums 1883 gehalten.

Zu S. 284.

Vgl. Max Grünbaum, „Jüdisch-deutsche Chrestomatie. Leipzig 1882".

Die jüdischen Hausirer (Dorfgeher), deren jeder in einem ganz engen Bezirk von 5—8 Dörfern der Mark oder Pommerns sich zu bewegen pflegte, haben bekanntlich viel zur Germanisirung dieser Gegenden beigetragen. War derselbe ins Dorf gekommen, hatte seine fast immer unentgeltliche Herberge bei einem befreundeten Bauer bezogen, dann war die Kunde schnell verbreitet; tagsüber wurde hier feil gehalten, Bauern oder ihre Weiber, Burschen und Dirnen erschienen einzeln, die Gegenstände des Bedarfs oder des Luxus zu erhandeln; Abends aber kamen alle Gefreundeten des Hauses und des Gastes, um durch diesen, der aus der Stadt, jeweilen sogar von Frankfurt a./O. oder der Leipziger Messe kam, das Neueste von Welthändeln zu erfahren, auch ökonomischen und selbst landwirthschaftlichen Rath mit ihm zu pflegen, nicht am wenigsten in traulichen Ecken Heirathspläne von Hof zu Hof und Dorf zu Dorf mit ihm zu schmieden, zumeist aber um den „Geschichten" aus den deutschen Volksbüchern zu lauschen, welche der Händler oder sein Geselle, der meist nach der Kunst des Vorlesens geschätzt war, aus den jüdisch-deutschen Büchern vorlasen, unter denen Tausend und Eine Nacht die Vergleichung mit dem arabischen Essamir (Nachterzähler) am meisten nahe legt.

Bei uns im Vorderhause wohnte einer dieser Dorfgeher, Bernstein's Mendel Gibbor an Gestalt und in schlichter Tüchtig-

keit vergleichbar, und im Hinterhause wohnte sein Geselle („Packenträger"), der am Sonnabend Nachmittag uns jüdischen Kindern dieselben Geschichten vorlas oder frei erzählte, mit denen er Wochentags die bäuerlichen Spinnstuben entzückte. Sein Herr, der Händler, ein besonderer Günstling seiner Dörfer, hatte es zu mäßigem aber geordnetem Wohlstand gebracht; von Sonnabend Abend bis Freitag Nachmittag ging er draußen seinem sauren, aber redlichen Gewerbe nach, um dann an dem einzigen Tage, dem Sabbath, ein wohlanständiges Haus zu führen. Dadurch am meisten aber ist er mir in Erinnerung geblieben, daß er nicht blos am Sonnabend den Vorträgen meines Vaters (vgl. S. 293) mit Andacht lauschte, sondern dem Inhalte während seiner mühseligen Wanderungen die Woche hindurch weiter nachdachte; seine Kenntnisse waren sehr gering; die Fragen, die er als Frucht seines Nachdenkens meinem Vater am nächsten Freitagabend nach dem Nachtessen vorzulegen pflegte, waren deshalb oft so naiv und urkomisch, daß nur der hingebende unverdrossene Ernst, mit welchem mein Vater seinen unbeholfenen Gedanken Richtung und Klärung gab, uns mehrwissenden und vorwitzigen Knaben das Lachen vertrieb. Mit 13 oder 14 Jahren habe ich es schon wohl verstanden, daß der Abstand zwischen der Gelehrsamkeit meines Vaters und der Unwissenheit dieses lernbegierigen Mannes größer nicht gedacht werden konnte, aber auch, daß es einen dankbareren Schüler nie gegeben hat. Die anderen Gelehrten, denen mein Vater zuweilen im strengsten Vertrauen von der Komik jener naiven Fragen zu kosten gab, konnten seine Geduld nicht begreifen; mir aber gehören diese Colloquien zu den rührendsten Erinnerungen, nur daß ich nicht weiß, in welcher von beiden Gestalten, des Lehrers oder des Schülers, der Begriff des Rührenden am schönsten verwirklicht gewesen.

Zu S. 286.

Einer der Gelehrten aus der Zeit, als ich, der Schule entwachsen, bereits dem strengeren Talmudstudium obliegen durfte,

war seines Zeichens ein Tabackspinner, das heißt: er hat heimisches und pommersches Gewächs zu Rollen versponnen und verkauft. Das Geschäft braucht, wenn es leidlich von statten gehen soll, zwei Gehülfen, welche dem Spinner die Einlagen und Deckblätter zuschieben; aber zugleich diese zu besolden und eine Familie zu ernähren, reichte der Ertrag bei weitem nicht. Nebenbei für Geld im Talmud zu unterrichten, dazu stand das Wissen des Mannes zu hoch; auch war das karge Gewerbe durch die mannigfache Vorbereitung, deren der Taback bedarf, zu zeitraubend. Welch ein Ausweg aus diesen Nöthen gefunden wurde, mag das sonderbare Bild seiner Spinnstube uns zeigen. Für zwei oder drei Stunden traten wir unserer vier Talmudbürschchen von 13—15 Jahren an; zwei von uns stehen am Spinntisch und reichen den Vorrath nach Bedarf des Spinners; die anderen zwei sitzen auf niederen Schemeln, die Folianten des Talmuds auf den Knien; diese lesen vor, die anderen hören zu und der Meister erklärt, fragt und antwortet, wie der Unterricht es erheischt. So werden von Alt und Jung im Verein, in derbweltlicher Arbeit und feingeistigem Studium zugleich die Rollen des Rauchtabacks für die polnischen Bauern und die Fäden aus seelischem Gewächs von den Strömen Babylons für Gewebe des Scharfsinns gesponnen.

Zu S. 290.

Ich hatte die Absicht, eine Charakteristik dieser jüngsten hervorragenden Epoche rabbinischen Schriftthums zu geben; sie hat mich schnell zu weit geführt und ich müßte lange vernachlässigte Studien wieder aufnehmen, um der Aufgabe auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Ich überlasse dieselbe einer geschickteren Hand und verweise inzwischen auf die vorzügliche „Geschichte der jüdischen Litteratur von Gustav Karpeles“ (Berlin, bei Oppenheim, 1886), welche ich den Kreisen gebildeter Juden, namentlich aber den Studirenden, ich meine nicht blos der Theologie, sondern der anderen Facultäten, aufs nachdrücklichste empfehle. An Fülle und Eigenart darf diese

Litteratur, deren Geschichte von Karpeles mit freiem und reichem Umblick dargestellt ist, sich mit jeder anderen messen. Wenigstens das Wichtigste von dieser Geschichte sollte jeder „gebildete Jude" wissen; denn um diesen Ehrentitel bringt ihn die völlige Unkenntniß; hier aber kann er mit Stolz einsehen lernen, was es heißt, ein Jude sein.

Zu S. 292.

Ein beträchtlicher Theil dieses Studiums war der reichentwickelten talmudischen Jurisprudenz gewidmet, welche als ein vorzügliches Mittel zur Schärfung des Geistes längst anerkannt ist. Davon abgesehen, daß auch in rein theoretischer Hinsicht diese Jurisprudenz mit dem Verschwinden ihrer praktischen Anwendung der Scholastik anheimfallen mußte, konnte das Studium derselben und der gesammten talmudischen Halachah nur einen formalen Bildungswerth besitzen. Daraus allein aber, daß sowohl für die Intelligenz wie für die ethisch-religiöse Gesinnung diese Talmudforschung nur einen ausschließlich formalen Werth hatte, erklärt sich die Thatsache, daß sie so außerordentlich schnell und gänzlich dahingeschwunden ist. Nach zwei Menschenaltern sind die Jeschiwah's und das Privatstudium im Süden wie im Norden Deutschlands fast bis auf den Rest ausgestorben und der Talmud lediglich auf die berufliche Fachbildung der Theologen in den neuentstandenen Lehranstalten beschränkt. Hinweggeweht erscheint diese ganze Gedankenwelt vor dem Anhauch allgemeiner Cultur, welche die jüdische Intelligenz mit Macht angezogen und anderen sachlich bedeutsamen, ethisch und intelligibel werthvollen Wissenschaften zugewendet hat. Beklagenswerth aber ist es, daß die Juden so bald in das andere Extrem gerathen und einer allgemeinen Unkenntniß nicht blos der halachischen, sondern der gesammten rabbinischen Litteratur verfallen; dieser nun muß durchaus mit Uebersetzungen und Bearbeitungen in den modernen Sprachen entgegengearbeitet werden, wird glücklicherweise auch schon entgegengearbeitet.

Mit herzlichem Vergnügen verweise ich den Leser für die Erkenntniß des Unterschiedes der Haggadah und Halachah auf die Einleitung in „Der Babylonische Talmud in seinen haggadischen Bestandtheilen wortgetreu übersetzt", von Lic. Dr. Aug. Wünsche, dann aber selbstverständlich auf das Werk selbst, durch welches sich der Verfasser neben seiner „Bibliotheca Rabbinica. Eine Sammlung alter Midraschim, ins Deutsche übertragen ꝛc." (beide in Leipzig, bei Otto Schulze) ein hohes und dauerndes Verdienst erworben hat.

Der durch eisernen Fleiß rüstig und tapfer erworbene Ruhm Wünsche's gereicht den jüdischen Rabbinen, Predigern und Gelehrten nicht zur Ehre. Aber geradezu beschämend für die Juden Deutschlands ist es, daß der Fortgang des Druckes dieser Werke nicht durch ihren Vertrieb gesichert war und besonderer Unterstützung bedurfte und noch bedarf. Welch ein trauriger Verfall in diesem Mangel an Theilnahme, in dieser Trägheit, durch den Ankauf solcher Werke die Kenntniß des eigenen werthvollsten Schriftthums zu gewinnen und zu befördern.

Bei einer gewissen Art von Deutschthum ist neuerdings unter der Schärfe der Gegensätze gegen das Ausland jede Selbstkritik zu einem Mangel an nationaler Gesinnung gestempelt; aber ebenso ist bei den Juden unter dem Druck des Antisemitismus eine einseitige und übertriebene Apologetik und eine Abweisung jedes Selbsttadels Mode geworden, welche ebenso verderblich und verwerflich, wie dem eigensten Charakter des Judenthums zuwider ist. (Vgl. oben S. 108.) Von den Kanzeln herab sollte die frohe Kunde verbreitet werden, daß den Juden ihre eigenen Quellen der religiösen Belehrung nunmehr eröffnet sind, und die entsetzliche Vernachlässigung des eigenen Schriftthums zu geißeln, ist eine zweifellose Pflicht der Prediger.

Zu S. 297.

Ob wohl aus den ältesten talmudischen Zeiten des Verbotes, die Lehrmeinungen schriftlich zu fixiren, eine traditionelle

Abneigung gegen den Gebrauch der Feder und eine Vorliebe für rein mündliche Ueberlieferung sich erhalten hatte? ob man wohl von den Methoden des Unterrichts in den mittlern Zeiten genügende Kunde besitzt?

Zu S. 299.

Von der Art, wie die Privatwohlthätigkeit geübt wurde will ich nur Ein Beispiel erzählen, in welchem mir eine Rolle zugewiesen war. Ein kleiner Fischhändler, dessen Geschäft natürlich nur an Freitagen oder Festrüsttagen blühte, so daß er sich mit seiner zahlreichen Familie schwer und ehrlich durchs Leben schlug, hatte besonderes Anrecht auf das Wohlwollen meines Vaters erworben, weil er in jungen Jahren als Stallknecht bei meinem Großvater mütterlicherseits redliche Dienste gethan. Eines Tages hatte mein Vater grobes Tuch gekauft und auf den eigenen Leib einen Rock davon machen lassen; der künftige Besitzer des Rockes, der meines Vaters Statur hatte, sollte dem Schneider verborgen bleiben. Am Rüsttage des Passahfestes war der Fischer mit Weib und Kindern, welche den Käufern die Fische nach Hause trugen, auf dem Markte; dieser günstige Moment wurde benutzt, mich mit dem wohlverhüllten neuen Rock in die Wohnung zu schicken, welche, wie alle armen Wohnungen mit keinem Schlüssel gegen etwaige Diebe, sondern nur — gegen übermüthige Kinder — mit einem Drücker verschließbar war, welcher oben an der Thür hing. Durch die an solchen Tagen menschenleere Hintergasse hatte ich meinen Weg genommen und den Rock sicher in der ärmlichen, aber reinlichen Stube geborgen. So deutlich, als ob es gestern geschehen, erinnere ich mich, daß ich das lebhafte Gefühl, mit welchem ich den Heimweg zurücklegte, als einen Vorgeschmack der ewigen Seligkeit betrachtete. War mir doch der Spruch des Rabbi Jakob aus dem vierten Abschnitt der Sprüche der Väter längst geläufig: „Besser eine Stunde der Seligkeit des Gemüths in künftiger Welt, als alles Leben in dieser Welt; aber schöner eine Stunde der

Rückkehr zu Gott und in guten Werken in dieser Welt, als das ganze Leben in der künftigen Welt"; eine herrliche und deutliche Steigerung, welche im tiefen Gedanken und naiver Beredsamkeit der Kantischen Abweisung aller Glückseligkeitstheorien aus dem Reiche der reinen Ethik nicht nachsteht.

(Vgl. hierzu: Talmud Tract. Ketuboth 67 b.)